



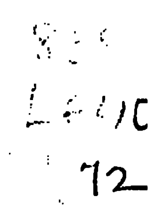


1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR









Lessings
Leben und Werke.







Lessings

Leben und Werke.

Von

Adolf Wilhelm Ernst.

„Dem Deutschen geht das Herz auf,
wenn er von Lessing redet."
Herm. Hettner.

Mit einem Bildnis Lessings.



Stuttgart
Verlag von Carl Krabbe
1903.

Druck von Carl Hammer in Stuttgart.



Sigmund Schott

in Frankfurt a. M.

freundschaftlich

zugeeignet.



Vorwort.

Dieses Buch wendet sich an weitere Kreise; es ist deshalb gemeinverständlich abgefaßt. Mit dem Ziel, das der Verfasser vor Augen hatte, hängt es zusammen, daß er sich in seiner Arbeit gewisse Grenzen ziehen mußte. Manches hätte er gern ausführlicher behandelt, manches wenigstens gestreift. Das aber mußte er sich um des Lesepublikums willen, an das er dachte, versagen. Immerhin enthält das Buch wohl das Wesentlichste über das Leben und die Schriften Lessings und wird vielleicht auch das Interesse solcher Leser in Anspruch nehmen dürfen, die die reiche, unablässig wachsende Literatur über diesen Dichter beherrschen.

Wer einen vielseitigen Geist wie Lessing schildern will, muß notgedrungen auch die hauptsächlichsten geistigen Strömungen der Zeit, darin er wurzelte, betrachten. Der Leser wird finden, daß der Verfasser dieser Pflicht eingedenk gewesen ist. Auch der Ausflug in die Geschichte unsrer Muttersprache (21. Kap.) dürfte manchem nicht unwillkommen sein, und die im letzten Abschnitt gegebene Zusammenstellung inhaltlich geordneter Aussprüche Lessings — 325 an der Zahl — dürfte eine Art Lessing-Spiegel sein, welcher das

Bild dieses herrlichen Menschen und erhabenen Geistes in seiner charakteristischen Eigenart wiedergibt. Auch hier ist sich der Verfasser vollkommen klar darüber, die Äußerungen des so unendlich vielseitigen Denkers nicht erschöpft zu haben, welche für Lessings Welt- und Lebensanschauung maßgebend sind. Zweifellos ließe sich die Auswahl noch um ein bedeutendes verstärken; immerhin glaubt der Verfasser, daß das Bezeichnendste darin angeführt ist.

Die in dem Buche erwähnten Schriften über Lessing, denen der Verfasser manche Notiz tatsächlicher Natur verdankt, seien weiterstrebenden Lesern zur Lektüre empfohlen.

Hamburg, Januar 1903.

Adolf Wilhelm Ernst.

Inhalt.

S. 405, Zeile 15 v. o. lies: Die theologischen (statt: theoretis Streitschriften.

Erstes Kapitel.

Im Elternhaus.

Das deutsche Pfarrhaus ist in der Geschichte unseres vaterländischen Schrifttums von großer Bedeutung; es hat dem deutschen Volke eine Reihe Dichter und Denker geschenkt, deren wir uns allezeit dankbar und stolz erinnern. Einer der Größten unter ihnen ist Lessing.

Die Lausitz ist sein Heimatland, jene seit der Völkerwanderung von slawischen Stämmen bewohnte Gegend, die sich von dem sächsisch- und schlesisch-böhmischen Grenzgebirgswall nach Norden hin abflacht. Hier liegt an der Schwarzen Elster Kamenz, eine der sogenannten Sechsstädte der Oberlausitz. Durchschreitet man, nachdem man durch ein malerisches Tor die Stadt betreten, die Gassen des Ortes, welche sich hügelauf, hügelab hinziehen, so kommt man auch auf den Schulplatz, wo die von Knaur geschaffene Kolossalbüste Lessings den sinnigen Betrachter zum Verweilen veranlaßt. Auch das Lessingstift, das 1823 zu Ehren des großen Mannes errichtete Krankenhaus, verrät, daß wir uns auf den Spuren des „Nathan"-Dichters befinden. Und in der Tat: hier in Kamenz ward Gotthold Ephraim Lessing am 22. Januar 1729 geboren. Sein Geburtshaus suchen wir freilich vergebens: das einstöckige Gebäude fiel 1842, im Jahre des großen Brandes von Hamburg, einer Feuersbrunst zum Opfer.

Lessings Vorfahren sind slawischer Herkunft. Ein Klemens Lessick (geb. 1525) war Pfarrherr in Einsiedel (Sachsen), ein

Theophilus Lessing, etwas freisinnig angehaucht, war Ratsherr und später (1711) Bürgermeister in Kamenz. Ist es blinder Zufall, oder liegt der Tatsache eine höhere Gesetzmäßigkeit zu Grunde, daß der Ahnherr Gotthold's in seiner Doktor-Dissertation „Von der Toleranz der Religionen" sprach, also ein Thema anschlug, das vielen Schriften seines Enkels so charakteristisch ist? — Von Theophilus stammt der Vater unseres Dichters: Johann Gottfried Lessing (geb. 24. November 1693), ein Mann, dessen Charakterbild Züge aufweist, die man in dem Wesen seines großen Sohnes wiederfindet. Gotthold erbte von ihm die aufwallende Heißblütigkeit, aber auch die geistige Regsamkeit und den Drang nach tiefer wissenschaftlicher Bildung. Wie sehr in seinen Adern das heiße väterliche Blut rollte, davon gibt er uns in seinen letzten Lebensjahren gleich im Anfange seiner „Selbstbetrachtungen" folgende Schilderung: Er ist gerade damit beschäftigt, einen neuen (zwölften) Bogen gegen seinen verbissenen Gegner, den Hamburger Hauptpastor Goeze, zu schreiben. Da wird ihm ein Brief gebracht, dem er entnimmt, daß ihm weitere Veröffentlichungen in dieser Sache von Amts wegen verboten werden. „Das ist doch ärgerlich! sage ich mir, wie wird der Mann [Goeze] triumphieren! Doch er mag triumphieren. Ich, ich will mich nicht ärgern oder mich geschwind, geschwind abärgern, damit ich bald wieder ruhig werde und mir den Schlaf nicht verderbe," schreibt Lessing. Da aber packt ihn die „Spitzbübin" der Zornmütigkeit. „So? Du willst mich nur überraschen? und weil du mich nicht überraschen kannst, weil ich dich selbst hetze, selbst sporne, willst du mir zum Trotze faul und stätisch sein? Nun, mach' bald, was du machen willst, knirsch' mir die Zähne, schlage mich vor die Stirne, beiß mich in die Unterlippe! Indem tue ich das letztere wirklich, und sogleich steht er vor mir, wie er leibte und lebte — mein Vater seliger. Das war seine Gewohnheit, wenn ihn etwas

zu wurmen anfing; und so oft ich mir ihn einmal recht lebhaft vorstellen will, darf ich mich nur auf die ähnliche Art in die Unterlippe beißen. — — Gut, alter Knabe, gut! Ich verstehe dich. Du warst so ein guter Mann und zugleich so ein hitziger Mann. Wie oft hast du mir es selbst geklagt, mit einer männlichen Träne in dem Auge geklagt, daß du so leicht dich erhitztest, so leicht in der Hitze dich übereiltest! Wie oft sagtest du mir: Gotthold, ich bitte dich, nimm ein Exempel an mir; sei auf deiner Hut! Denn ich fürchte, ich fürchte — und ich möchte mich doch wenigstens gern in dir gebessert haben. Jawohl, Alter, jawohl. Ich fühle es noch oft genug." —

Lessings Vater hätte am liebsten die Laufbahn eines Universitätslehrers eingeschlagen; aber die ungünstigen wirtschaftlichen Verhältnisse seiner Familie, welche nie mit äußern Glücksgütern gesegnet war, drängten sich schroff vor seine Lieblingsneigung. Er ward 1718 Geistlicher in Kamenz, fünfzehn Jahre später Pastor primarius daselbst. Sein Los war kein freundliches, am wenigsten in seinem Alter. Zwar kämpfte er jahrelang mit seinen reichen Gaben tapfer gegen die ihn immer näher umkreisende Geistesöde in dem weltabgeschiedenen Neste, sowie gegen die stetigen Geldsorgen an, und der Beweglichkeit seines Geistes und seinem umfassenden wissenschaftlichen Interesse gelang es, sich jahrelang in rüstiger Betätigung den Kopf frei und die Seele frisch zu erhalten. Mit Lust und Liebe ging er tiefgründigen Sprachstudien nach, nicht nur in der klassischen, sondern auch in der orientalischen, französischen und — was für die damalige Zeit besonders bedeutsam ist — sogar in der englischen Literatur. Auch die Geschichte, die große Lehrmeisterin, war ihm ein bekanntes Feld. Bei seinem Sohne finden wir diese wissenschaftlichen Neigungen wieder. Daneben war Johann Gottfried ein eifriger Seelsorger, ein treuer Verehrer Luthers, bibelgläubig, ohne unduldsam zu sein. Er besaß jene erquickende Glaubensreinheit, die sich nicht in die Ecken

und Winkel abweichender „Neben-Religions-Sachen" verlocken ließ, sondern sich an die Hauptsachen der christlichen Lehre hielt. Wie schön und glaubensinnig klingt nicht sein Wort über eine schwierigere Stelle in der Bibel: „Genug, daß die Heilige Schrift in solchen Stellen klar und deutlich ist, wo der allerheiligste Glaubensgrund und die wesentlichen Lebenspflichten geoffenbart sind. Bei chronologischen, geographischen und philologischen Sachen hält sich ein wahrer Christ ohnedies nicht lange auf, weil er allein den Hauptendzweck der Heiligen Schrift vor Augen hat." Er stand ferner mit hervorragenden Theologen seiner Zeit im Gedankenaustausch, trat auch als Herausgeber und Verfasser kirchlicher und religiöser Schriften, sowie als Übersetzer englischer und französischer Geisteserzeugnisse auf. Zu seinen Lieblingsgestalten gehörte in erster Linie Luther, den er mehrfach verherrlichte. Mit der Verehrung für diesen großen Gottesmann hängt seine Abneigung gegen das Papsttum zusammen. Sogar als geistlicher Liederdichter versuchte er sich; 1720 erschien von ihm die „Sonderbare Hausandacht", enthaltend ein Gebet und vier Choräle, gut gemeint, schlecht gereimt, Verse, welche an die kernigen Strophen eines Luther oder an die schwungvollen Lieder eines Paul Gerhardt nicht heranreichen. Ihre Glaubenseinfalt wirkt einmal sogar unfreiwillig komisch, da, wo das Speisewunder besungen wird: „Mein Jesus kann addieren und kann multiplizieren, auch da wo lauter Nullen sind."

Mit den Jahren aber erlahmte unter dem Druck widriger Verhältnisse des Vaters wissenschaftliche Betätigung. Die Einkünfte des geistlichen Amtes waren für die zahlreiche Familie zu schmal, um die Sorge der Armut von der Schwelle zu bannen. „Er opferte sich mit der Mutter dem Vorsatze," erzählt Karl Lessing, „sie [die Söhne] alle auf Universitäten und Schulen zu schicken, mit fast unbegreiflicher Verleugnung alles Selbstgenusses, dessen der dürftigste Handwerksmann teilhaft wird."

Seine Frau, Justine Salome Feller, Tochter des Pastors zu Kamenz, die von anspruchslosem, geistig wenig regsamem, treusorgendem Wesen war und oft kränkelte, schenkte ihrem Gatten zwölf Kinder, zehn Söhne und zwei Töchter. Von den männlichen Nachkommen war Gotthold der zweitgeborne. Vier Knaben und ein Mädchen starben früh, so daß dem Hause nur eine Tochter verblieb, Dorothea Salome, die sich im Laufe der Zeit zu einer unliebenswürdigen alten Jungfer, zu einem „kranken und miserablen" Fräulein, wie sie gelegentlich selbst sagt, entwickelte. Vergrämt und verärgert, hat sie für die Größe ihres bedeutenden Bruders kein Verständnis gehabt; wo sie in den Briefen Gottholds erscheint, bittet sie ihn meistens um Geld, oft in unzarter Weise. Lessing gab dann nicht selten mehr, als er entbehren konnte. Aber wie oft konnte er, der selber nichts hatte, den ewigen Geldhunger der unbarmherzig Mahnenden nicht befriedigen und mußte sich ungerechte Vorwürfe und stachlichte Bitterkeiten sagen lassen! Wie die Schwester, so hat auch die Mutter das Tun und Handeln ihres Sohnes später nicht begriffen. Der Sitte, oder besser der Unsitte der Zeit entsprechend, verlangten die strikten Befehle der Eltern von den Kindern unterwürfigen Gehorsam; die Eltern hatten den Kindern gegenüber fast nur Rechte, die Söhne und Töchter ihren Erzeugern gegenüber fast nur Pflichten. Die Erkenntnis jeder gesunden Erziehungskunst, daß das Kind ein Recht auf seine Individualität und ihre naturgemäße Entwicklung habe, sofern diese innerhalb der allgemeinen Sittengesetze vor sich geht, war in Elternkreisen wenig durchgedrungen. Vertrauen zwischen Kind und Eltern, diese schöne Blüte der Erziehung, fehlte leider zu oft. Dafür zeigte das Verhältnis zwischen Gotthold und seiner Mutter eine Herbheit, welche dem Sohne als Mann das schmerzvolle Wort auf die Lippen legte: „Der Name Mutter ist süß; aber Frau Mutter ist wie Honig mit Zitronensaft." (Hamb. Dramaturgie, 20. Stück.)

Ein freundlicheres Bild zeigt die Gemeinschaft zwischen Vater und Sohn. Aber Johann Gottfried verknöcherte geistig mehr und mehr, je älter er ward. Die graue Sorge hockte beständig in dem Kamenzer Pfarrhaus, und immer wieder streckten sich später bittende Hände nach dem in der Ferne weilenden Sohne aus. Zu den Geldnöten des Vaters gesellten sich häßliche Plackereien mit den Stadtvätern von Kamenz, sowie unerquickliche Auftritte zwischen Johann Gottfried, dessen anfängliche Glaubensharmonie sich allmählich in starre Rechtgläubigkeit wandelte, und andersdenkenden Amtsbrüdern. Da zog er sich von der Welt der forschenden Gelehrsamkeit, von der lebendigen Teilnahme an den Fortschritten der Wissenschaft in seine freudenarme Pfarrei zurück. Sein geistiges Streben kam zum Stillstand; die Spuren seines vormals regsamen Schaffens verwehte die vorwärts eilende Zeit, indes sein Sohn kühne Geistesflüge wagte. Mit tiefem Schmerze sah Gotthold die Kluft wachsen, die sich zwischen seiner heranreifenden Lebensanschauung und der sich immer mehr verengenden des Vaters geöffnet hatte. Mußte diese wehe Erkenntnis Gottholds Sehnsucht nach geistiger Freiheit, welche seiner Natur unhemmbar innewohnte, nicht mächtig entfachen? Das Bild des alternden Vaters, der im Kampfe mit seiner kleinlichen Umgebung sich wund gerieben und seine stolzen Ideale dabei eingebüßt, stand später mahnend vor dem scharfblickenden Auge des Sohnes. Der Gegensatz zwischen Vater und Sohn war der Gegensatz zwischen dem alten und dem jungen Geschlechte, ein Gegensatz, wie man ihn beispielsweise in manchen Herrscherhäusern antrifft. Der Geist, der in einem solchen Geschlechte lebt, der es groß und stark gemacht hat, ist zu selbständig, um sich den überlieferten Lebensformen einfach anzupassen; er geht — das ist sein Naturgesetz — seine eignen Wege und sucht sich neue Formen zu fruchtbarer Betätigung zu schaffen. Diesem innern Gebote hat auch Gotthold gehorcht, als er der erste freie

Schriftsteller Deutschlands wurde — „nicht in klarer Absicht,“ sagt Treitschke, „nein, wie die Menschen werden, wozu der Geist sie treibt, weil er nicht anders konnte, weil dieser freie Kopf den Zwang des Amtes nicht ertrug.“ (Historische und polit. Aufs. I.)

Aber: hat Lessing sich später auch nicht nach seinem Elternhause zurückgesehnt, seines Vaters hat er nie vergessen. Treu hat er ihn geliebt, und manch rührender Zug kindlicher Pietät ist der Nachwelt erhalten geblieben. Man braucht dabei nicht nur an die Geldunterstützungen zu denken. Noch im Todesjahre des Vaters, welcher am 22. August 1770 starb, suchte Lessing den wissenschaftlich Verarmten dadurch zu erfreuen, daß er ihm von seinem Cardanus-Funde Nachricht gab, den er auf der Wolfenbüttler Bibliothek gemacht. Als Gottholds Bruder Theophilus ihm die Anzeige von dem Hinscheiden seines Vaters machte, schrieb er ihm: „Laß uns, mein lieber Bruder, ebenso rechtschaffen leben, als er gelebt hat, um wünschen zu dürfen, ebenso plötzlich zu sterben, als er gestorben ist. Das wird die einzige beste Weise sein, sein Andenken zu ehren“ (8. Sept. 1770). — „Welche Lobsprüche würde ich ihm nicht beilegen, wenn er nicht mein Vater wäre!“ schreibt Lessing ein andermal an den Göttinger Professor Joh. David Michaelis (16. Okt. 1754).

Unter den Geschwistern Lessings kommen für die Kindheit Gottholds Theophilus und Dorothea Salome in Betracht, namentlich letztere. Die unliebenswürdigen, herb-spitzigen Grundzüge dieser Schwester, der wir später nochmals, aber nicht in erfreulichem Sinne begegnen, finden sich, leicht angedeutet, schon in dem siebzehnjährigen Mädchen, dessen geistiges Bild der zwei Jahre jüngere Lessing in dem Neujahrsbriefe für 1744 skizziert, als er sich auf der Fürstenschule in Meißen befand. Hofmeisternd sagt der Bruder ihr: „Ich habe zwar an Dich geschrieben, allein Du hast nicht geantwortet. Ich muß also denken, entweder Du

kannst nicht schreiben, oder Du willst nicht schreiben. Und fast wollte ich das erste behaupten. Jedoch ich will auch das andre glauben: Du willst nicht schreiben. Beides ist strafbar. Ich kann zwar nicht einsehen, wie dieses beisammenstehen kann: ein vernünftiger Mensch zu sein, vernünftig reden können, und gleichwohl nicht wissen, wie man einen Brief aufsetzen soll. Schreibe, wie Du redest, so schreibst Du schön. Jedoch, hätte auch das Gegenteil statt, man könnte vernünftig reden, dennoch aber nicht vernünftig schreiben, so wäre es für Dich eine noch größere Schande, daß Du nicht einmal so viel gelernt. Du bist zwar Deinem Lehrmeister sehr zeitig aus der Schule gelaufen, und schon in Deinem zwölften Jahre hieltest Du es für eine Schande, etwas Wahres zu lernen; allein wer weiß, welches die größte Schande ist: in seinem zwölften Jahre noch etwas zu lernen, als in seinem achtzehnten oder neunzehnten Jahre noch keinen Brief schreiben können? ... Im Vorbeigehen muß ich doch auch an das neue Jahr denken. Fast jeder wünscht zu dieser Zeit Gutes. Was werde ich Dir aber wünschen? Ich muß wohl was Besonderes haben. Ich wünsche Dir, daß Dir Dein ganzer Mammon gestohlen würde! Vielleicht würde es Dir mehr nützen, als wenn jemand zum neuen Jahre Deinen Geldbeutel mit einigen hundert Stück Dukaten vermehrte" (30. Dez. 1743). Der fast fünfzehnjährige Knabe rührt hier also schon an den innersten Lebensnerv der geldgierigen Schwester, die später den ganz anders denkenden Bruder ermahnen ließ, doch ja „fleißig in die Hamburger Lotterie zu legen." — Auch Theophilus besaß wenig von dem Geiste, der in Gotthold lebte. Er ward später Theolog und wirkte als Konrektor in Pirna, während der jüngere Gottlob Samuel Rechtsanwalt ward. Nur Karl Gotthelf, geboren am 10. Juli 1740 zu Kamenz, gestorben am 17. Februar 1812 in Breslau, zeigt eine gewisse Geistesverwandtschaft mit seinem genialen Bruder. Er studierte anfangs Medizin, dann Jura und ging

1779 als Münzdirektor nach Schlesiens Hauptstadt. Der Ruhm Gottholds ermunterte ihn zum poetischen Schaffen: er schrieb Lustspiele und eine Posse und ward der Biograph seines Bruders.

Den ersten mündlichen Unterricht empfing Gotthold im Elternhause. Die Mutter lehrte ihn beten, sobald er sprechen konnte, der Vater an der Hand von Bibel und Katechismus lesen. Als die wachsenden amtlichen Geschäfte die Zeit des Vaters stärker in Anspruch nahmen, kam Lessing in die Obhut des Joh. Heinitz, Rektors der Kamenzer Stadtschule. Von früh auf zeigte der Knabe Begabung und Eifer im Lernen, und gewiß ist, daß die ehrenhafte Gestalt des Vaters, der täglich stundenlang in seinem Studierzimmer weilte, ihm dabei vorbildlich gewesen ist. Bücher waren des Knaben größte Lust und sind es auch dem Manne geblieben; die später gefallene Äußerung, er habe in jedem Buche der bedeutenden Wittenberger Bibliothek geblättert, wird schon zutreffen. Und auch die Angabe ist glaubwürdig, daß der fünfjährige Gotthold, als ein Maler ihn mit einem Bauer, darin ein Vogel saß, malen wollte, verlangte, mit einem großen Haufen Bücher gemalt zu werden.

Die glänzenden Fähigkeiten, welche Lessing zeigte, bewogen die Eltern, für ihren Sohn ein Unterkommen in der Fürstenschule zu Meißen nachzusuchen. Um ihn für diese Anstalt vorzubereiten, übergaben sie ihn Ostern 1741 dem Oheim Lindner in dem unweit von Bischofswerda gelegenen Putzkau. Dieser Geistliche war Fürstenschüler zu St. Afra gewesen; er wußte also, was an Kenntnissen not tat. Ein Jahr später siedelte Lessing nach Meißen über.

Der erste Kreis seines Lebens ist damit abgeschlossen. Von den drei großen Gestirnen unsrer Literatur: Lessing, Goethe, Schiller hatte Lessing die am wenigsten sonnige Kindheit. Wie glücklich waren dagegen die Verhältnisse im Elternhause des Frankfurter Patriziersohnes gemischt! Was

hier der strenge, pedantische Vater dem frühreifen Knaben
Gemütswärme und Frohsinn nicht geben konnte, das w
ihm doppelt und dreifach von der liebevollen Mutter,
prächtigen, klugen Frau Aja, zu teil. Statt einer erbitter
ewig geldhungrigen Dorothea Salome, die mit dem Bru
keine geistesverwandten Züge gemeinsam hatte, besaß Joh
Wolfgang in seiner Lieblingsschwester Cornelia ein feinfühli
weibliches Wesen, das ihn verstand; hatte er zu ihr doch sch
die zärtlichste Zuneigung, da sie noch in der Wiege lag. U
welch beglückende Harmonie waltete in Schillers Elternha
Ist es nicht das größte Verdienst Johann Kaspars, daß
dem ungestümen Lebens- und Tatendrange seines Sohnes n
engherzig Schranken entgegensetzte, selbst da nicht, wo er
eigen Fleisch und Blut nicht mehr recht verstand! Und w
holdes Gefühl verknüpfte Friedrich mit seiner Schwe
Christophine! Wie ganz anders die seelische Atmosphäre
Lessings Elternhaus! Gewiß: damals, als der Knabe
Afraneum bezog, kam ihm das Dürre und Beschränkte,
es ihm später, bei der Rückschau auf seine Kindheit, entge
trat, noch nicht zum Bewußtsein. Aber die Zeit war n
mehr fern, wo er schmerzvoll dies erkennen sollte.

Zweites Kapitel.

Meißen.

Die drei Fürstenschulen, welche der Kurfürst Moritz von Sachsen 1543 aus aufgehobenen geistlichen Gütern stiftete, genossen von jeher den Ruf, Pflegestätten einer ausgezeichneten humanistischen Bildung zu sein. Manch berühmter Mann hat in Pforta, Grimma oder Meißen den Grund für sein späteres Können und Wirken gelegt; es sei nur an Klopstock und Gellert erinnert. Die Schule Sankt Afra in Meißen nahm, wie die beiden andern Anstalten gleicher Gründung, teils unentgeltlich, teils gegen Bezahlung Alumnen (Zöglinge) auf.

Am 21. Juni 1741 gelobte Gotthold feierlich in Rektor Grabeners Hand, mit Gottes Hilfe fromm, gehorsam und fleißig zu sein. Die hundertjährige Wiederkehr dieses Tages, wo der größte Schüler St. Afras in die Anstalt eintrat, ward in stolzem Andenken feierlich begangen. Für Gotthold wurde durch das Eingreifen des Oberstleutnant von Carlowitz eine Freistelle erwirkt, der auch dem jüngern Bruder Theophilus eine solche verschaffte. Bis 1743 hatte Lessing ein mäßiges Entgelt zu entrichten.

Der Zweck dieser Erziehungs- und Unterrichtsanstalt ging durchaus nicht einseitig dahin, bibelfeste Theologen zu entlassen, sondern dem Gelehrten- wie Beamtenstande tüchtige Mitglieder zuzuführen. Allerdings hatte die Religion hier eine Stätte liebevoller Pflege; Unterricht wie Erziehung standen unter ihrem Einfluß. Das ganze Tagewerk war danach geregelt. Das erste

und letzte Gefühl der Zöglinge, wie es in den täglichen Andachten zum Ausdruck kam, war Preis und Dank dem Spender aller Gaben. Der wöchentliche Lektionsplan wies zwar fünfundzwanzig Stunden für öffentlichen Gottesdienst, Gebet und Bibelerklärung auf; doch ward deren Zahl nicht immer streng innegehalten. Daneben war den altklassischen Sprachen ein breiter Spielraum gelassen. Dem Latein standen elf oder fünfzehn, dem Griechischen vier Stunden zur Verfügung. Wenn Lessing später auch urteilte (2. November 1750): „Ich habe es in Meißen schon geglaubt, daß man vieles daselbst lernen muß, was man in der Welt gar nicht brauchen kann, und jetzt sehe ich es noch viel deutlicher ein", so steht doch fest, daß er hier in Meißen eine breite und sichere Grundlage für sein verblüffendes Wissen auf so vielen Gebieten gewonnen hat. Die Sprachen waren ein wirksames Mittel dazu; soviel Sprachen du kannst, soviel mal bist du Mensch, sagt man. Christian Felix Weiße, Lessings Universitätsfreund in Leipzig, sagt denn auch, daß Gotthold mit schönen, zumal philologischen Kenntnissen von der Meißner Fürstenschule gekommen sei. Unter den lateinischen Schriftstellern studierte Lessing „mit aller Bequemlichkeit" Theophrast, Plautus und Terenz, von denen namentlich der erstere in seinen „Charakteren" nicht ohne Bedeutung für den zukünftigen Poeten blieb. Auch an Horaz, Cicero und Virgil bildete er sich. Die Früchte dieser Studien sollten zur rechten Zeit reifen.

In den Geist der griechischen Antike vertiefte sich Lessing an der Hand des Homer, Sophokles und der Fabeln des Phädrus; auch hier gewann er Anknüpfungspunkte für spätere reformatorische Veröffentlichungen. Es war ein Vorzug der Meißener Fürstenschule vor andern höhern Bildungsanstalten, daß sie auch dem Unterricht in der Mathematik, sowie im Französischen und in der deutschen Sprache ihr Augenmerk zuwandte; ebenso ward Geschichte und Geographie, sphärische

und theoretische Astronomie, Logik und Ethik gelehrt. Lessing ward schon in dieser Zeit mit den Schriften der halleschen Dichter, die sich um Gleim geschart hatten, bekannt; er las ferner Hagedorn und Haller.

Als Lessing von Kamenz nach Meißen ging, vertauschte er zwar eine Enge mit der andern; denn die Zöglinge des Afraneums kamen mit der Außenwelt nur lose in Berührung. Das Leben in der Anstalt zeigte einen klösterlichen Anstrich. Und doch bedeutete dieser Aufenthaltswechsel für Lessing eine wirksame Förderung seines ganzen Menschen. Die Kräfte seines Verstandes fanden hier reiche Befruchtung, die Neigungen seines Gemütes traten offenkundiger hervor, die Entwicklung seines Charakters erfuhr eine entschiedene Förderung. Allerdings setzten die in St. Afra geltenden Vorschriften seinem Drang nach jugendlicher Freiheit feste Schranken; aber hier, wie überall im Menschenleben gilt das Wort: Und das Gesetz nur kann uns Freiheit geben. Schon das Zusammenleben mit ungefähr gleichalterigen Schulgenossen, welches die gesellschaftlichen Unterschiede von arm und reich, vornehm und gering nicht beachtete, welches den Anstaltszöglingen gleichen Unterricht, gleiche Kost, gleiche Rechte und Pflichten zuerteilte — die Gleichheit erstreckte sich sogar auf die Art der Kleidung — gab dem aufgeweckten, scharf beobachtenden Gotthold manchen Stoff zum Nachdenken: der „republikanische Zug zur Gleichheit", wie er uns in dem Leben und Streben des Mannes entgegentritt, fand hier, wenn auch nicht seine Erweckung, doch zweifellos eine Verstärkung auf Grund eigner Anschauung und persönlicher Teilnahme. Die Anstalt zählte ungefähr 110—120 Zöglinge in vier Klassen; sie bildete gewissermaßen eine Republik im kleinen. Eine Art Selbstregierung war der Charakterentwicklung der Schüler durchaus heilsam. Auch die Einrichtung, daß ein Tag wöchentlich von Unterrichtsstunden frei war und dem Privatfleiße, der eigenen Selbstbetätigung

vollkommenen Spielraum ließ, wo jeder nach freier Wahl, aus eignem Antriebe seinen wissenschaftlichen Interessen nachgehen konnte, begünstigte die Selbsttätigkeit der Zöglinge, die Heranbildung starker Individualitäten, was stets eines der vornehmsten Ziele der Erziehung bleiben wird.

Der körperlichen Pflege wurde weniger Sorgfalt zugewendet als der mit strengem Ernst gehandhabten geistigen. Die Wohnungen der Alumnen waren dürftig nach Raum und Ausstattung; der Schulhof war ein wenig geeigneter Tummelplatz für die frische Jugend, die nach anstrengendem Stundendienst gern einmal laut aufjauchzt und ihre Muskelkraft prüft. Überhaupt genossen die Zöglinge wenig freie Zeit. Regelmäßige Ferien, welche den Ausgleich zwischen Arbeit und Ermüdung vermittelten, gab es nicht für die Alumnen. Dafür konnten sie sich auf weiteren Ausflügen erfrischen und bekamen anläßlich des sogenannten Strohfestes einen Vorgeschmack von Biwakfreuden.

An der Spitze der Anstalt stand der Rektor Theophilus Grabener, ein ehrenwerter Charakter und tüchtiger Schulmann, der für die Eigenarten Lessings ein scharfes Auge hatte. Von den übrigen Lehrern der Anstalt sind der Konrektor Johann Gottfried Höre, mit welchem der kecke Kamenzer Pfarrerssohn einen (weiter unten erwähnten) Zusammenstoß hatte, und besonders der Mathematiker Johann Albert Klimm zu nennen. Dieser verfügte über ein reiches Wissen und war stets bereit, strebsamen Schülern auch privatim förderlich zu sein. Aber leider war er mehr Gelehrter, denn Lehrer. Eine wesentliche Vorbedingung fehlte ihm: er verstand nicht, sich bei der Jünglingsschar jenes Ansehen zu erwerben, ohne welches der beste gelehrte Unterricht in der Luft schwebt. Eine gute Disziplin ist in der Klasse eben mehr wert als die beste Lehre. Ist Klimm doch einmal von Christlieb Ehregott Gellert geohrfeigt worden, als er über ihn aus gegebener Veranlassung eine

Karzerstrafe verhängte! Wie nachhaltig Klimm den lernbegierigen Gotthold beeinflußte, bezeugt die Mahnung, welche Lessing als Leipziger Student erhielt, er möge seinen Eifer nicht einseitig dem mathematischen Privatstudium zuwenden. Schon als Afraner hat Lessing einen Teil des Euklid (zweites bis viertes Buch) übersetzt. In der Tat besaß Lessing ein tiefes Interesse für dieses abstrakte Wissensgebiet, das Klimm seinem Schüler immer vertrauter zu machen suchte. Der treffliche Magister hat ihm deshalb sogar manche Stunde seiner Nachtruhe geopfert. Ein Gelehrter, der nichts von Philosophie und Mathematik verstehe, sei für ihn kein Gelehrter, äußerte Klimm wohl hundertmal. Lessing schöpfte aus diesem lebendigen Verkehr die Überzeugung, „wie wenig Reelles er wisse, und wieviel er noch zu lernen habe."

Es kann den Leser nicht wundernehmen, daß in den Zeugnissen, welche die Schüler der Anstalt nach jeder halbjährlichen Prüfung erhielten, die Vorliebe Lessings für die mathematischen Fächer zum Ausdruck kommt. Diese Urkunden sind nach mehr als einer Seite hin interessant. Michaelis 1741 stand darin, von Lehrer Kauderbach unterschrieben, daß Lessing ermahnt wurde, dem guten Eindruck, welchen sein schmuckes Äußere mache, nicht durch eine Neigung zur Eigenwilligkeit und Keckheit zu schaden. Er schien den Ermahnungen Gehör zu geben, heißt ein Zusatz. Sein Lehrer Weiß, der die nächsten Zeugnisse ausfertigte, bestätigt Lessings reiche Begabung, der ein sorgfältiger Fleiß und erfreuliche Fortschritte entsprächen; aber Gotthold bedürfe einer strengen Leitung, um pflichtgemäß und gewissenhaft den gesetzlichen Forderungen zu genügen. Ganz anders urteilt der trockene Kleinigkeitskrämer Höre: „Sein wissenschaftlich reger und tätiger Geist macht sichtlich Fortschritte; rücksichtlich seiner sittlichen Ausbildung ist sein Betragen zu versteckt, als daß er von jeder Verstellung freigesprochen werden könnte." Der Zug der Verstellung paßt so wenig in

das Charakterbild Lesings, daß man jenen Tadel Höres als berechtigt nicht wohl wird anerkennen können. Der Herr Konrektor war auch ein zu steifleinener Schablonenmensch und besaß zu wenig psychologischen Scharfblick, um die geheimnisvollen Regungen einer heranreifenden kräftigen Selbständigkeit, wie sie Lessing später eignete, zu erkennen, geschweige denn zu begreifen. Man kann dabei ganz absehen davon, daß Höres Geist in einem Netz starrer Strenggläubigkeit verstrickt war, wie dies ein von ihm später geschriebenes Programm über eine Auswahl von Schülern der St. Afra beweist, die vom heiligen Geist geleitet worden seien. Höre ist übrigens derselbe Herr, mit welchem Lessing folgendes Erlebnis hatte. Gottholds hervorstechende Charakterzüge in diesem Abschnitt seines Lebens waren — außer den bereits gekennzeichneten — ein lebendiger Unabhängigkeitssinn und festes Selbstvertrauen. Was er einmal als gut, recht und wahr erkannt hatte, daran hielt er unerschütterlich fest. Mit Freimut trat er für die Wahrheit in die Schranken; allerdings nahm dieser Zug gelegentlich auch wohl die Form von Vorwitz und Naseweisheit an. So lautet ein Zeugnis: „Ein guter Knabe, nur ein wenig mokant." Es war Sitte in der Anstalt, daß die Lehrer abwechselnd den täglichen Andachten beiwohnten, um sie zu leiten und zu überwachen. Allwöchentlich Sonnabends fand in Gegenwart der Lehrer und Klassenaufseher, die aus der Mitte der Schüler gewählt wurden, eine Versammlung statt. Auf einer solchen Zusammenkunft fragte der Rektor einst, weshalb die Zöglinge in der vergangenen Woche immer zu spät zum Gebet gekommen wären. Alle schwiegen; nur Lessing flüsterte seinem Nebenmanne die Worte zu: „Das weiß ich." Der Rektor, welcher diese Äußerung gehört hatte, befahl ihm, den Grund laut zu sagen. Nach einigem Sträuben platzte Lessing heraus: „Der Herr Konrektor kommt nicht gleich mit dem Schlage; daher denkt jeder, das Gebet gehe nicht sogleich an!" Höre, welcher sich schuldig

fühlte, wußte vor Staunen nichts anderes zu tun, als in die Worte auszubrechen: „Admirabler Lessing!“ Dieser Name ward Lessings Ehrentitel von seiten seiner Mitschüler. Der Konrektor aber, welcher diesen Vorfall nicht vergessen konnte, trug den Namen Lessing in das „schwarze Buch“ ein. Er hat ihm stets gegrollt. Als Lessings Bruder Theophilus, bald nachdem Gotthold die Universität bezogen hatte, auf das Afraneum kam, entließ ihn der Konrektor bei der Aufnahmeprüfung mit der Ermahnung: „Nun geh in Gottes Namen; sei fleißig, aber nicht so naseweis wie dein Bruder.“ Ja, selbst noch im Jahre 1751, als Lessing durch seinen Vater Kenntnis von einem Briefe Höres bekam, zeigte es sich, daß des christlichen Konrektors Groll immer noch nicht verraucht war. Lessing schrieb seinem Vater darüber am 8. Februar 1751: „Das Lob, welches Theophilus in Meißen hat, hat mich ausnehmend gefreut. . . . Dem guten Herrn Konrektor hat es gefallen, seinen Groll gegen mich auch noch in diesem Briefe ein wenig zu verraten. Er kann aber nichtsdestoweniger versichert sein, daß ich alle Hochachtung gegen ihn habe, ob es mich gleich gar nicht reut, daß ich ihm nicht in allem gefolgt bin. Ich weiß wohl, daß es seine geringste Sorge ist, aus seinen Untergebenen vernünftige Leute zu machen, wenn er nur wackere Fürstenschüler aus ihnen machen kann, das ist: Leute, die ihren Lehrern blindlings glauben, ununtersucht, ob sie nicht Pedanten sind.“ — In das Osterzeugnis 1744 schrieb Höre, daß Lessing einen scharfen Verstand besitze und ein ausgezeichnetes Gedächtnis; auch seine sittliche Ausbildung schreite fort. Ein halbes Jahr später lobt Höre die tadellose Führung Gotthold̃s. Besser aber als der Konrektor erkannte der pädagogische Scharfblick Grabeners das geistige und seelische Wesen seines Pfleglings: mit schnellforschendem Geiste eigne Lessing sich die Kenntnisse in der Mathematik, und was sonst noch gelehrt werde, an. Es gebe kein Gebiet des Wissens, auf

das sein lebhafter Geist sich nicht würfe, das er sich nicht zu eigen machte; nur sei er bisweilen zu ermahnen, seine Kräfte nicht über Gebühr zu zersplittern. Das letzte Zeugnis (Ostern 1746) lautet: „Seinen für jedes Gebiet der Wissenschaft sich interessierenden und beanlagten Geist schult er durch großen Fleiß und ziert ihn durch erfreuliche Fortschritte, durch eine keineswegs verkehrte, wenngleich ziemlich feurige Gemütsart."

Die Grundzüge des Jünglings geben die Umrisse zum Bilde des Mannes. Sein vorwärtsstrebender Geist, sein in die Tiefe und Breite trachtender Wissensdrang, sein nimmermüder Fleiß, wie auch seine unbestechliche Wahrheitsliebe und sein lebhaftes Rechtsgefühl, Eigenschaften, die wir am Charakterbilde des Mannes kennen, zeigen sich schon in dieser Zeit der Entwicklung Lessings; aber auch seine zugreifende Keckheit und sein altkluger Vorwitz, Eigenschaften, die sich später zu einem festen Selbstbewußtsein abtönten, fehlen nicht in dem seelischen Naturell des Meißner Fürstenschülers. Der Drang Lessings nach Betätigung seiner innern Kräfte drohte in der letzten Zeit auf St. Afra die Fesseln zu sprengen; war er doch — nach Rektor Grabeners treffendem Bilde — „ein Pferd, das doppeltes Futter haben muß. Die Lektiones, die andern zu schwer werden, sind ihm kinderleicht. Wir können ihn fast nicht mehr gebrauchen." Das ist ein offenes Wort, ehrenvoll für den Lehrer wie den Schüler.

Schon in Meißen begannen der Schriftsteller und der Poet in Lessing sich zu regen. Eine Probe seiner Schreibart in diesem Zeitraum ist bereits oben in dem Neujahrsbriefe an seine Schwester mitgeteilt (S. 7). Erhalten ist ferner eine „Glückwunschrede bei dem Eintritt des 1743. Jahres von der Gleichheit eines Jahres mit dem andern". Dieses wunderliche Gemisch von frühreifer Selbständigkeit und logischer Folgerichtigkeit, sowie von angelesenen Behauptungen läßt nach Inhalt und Form, besonders in den dialogisierenden Sätzen,

den künftigen gefeierten Stilisten ahnen. Er geht in dieser „Glückwunschrede“ der Behauptung zu Leibe, daß es in der Welt von Jahr zu Jahr schlechter werde. Der Vater war dieser Meinung. Dazu schreibt der vierzehnjährige Knabe mit dem Brustton tiefinnerer Überzeugung: „Wir finden unter uns einfältige, schwermütige, mißvergnügte und undankbare Leute, welche ihnen selbst und andern mit den ungerechten und ungegründeten Klagen beschwerlich fallen, daß . . . die Menschen von Jahr zu Jahr schlimmer würden, daß die Welt sich zu ihrem völligen Untergange neigte. So vieles Mitleiden ich mit den kindischen Klagen der Schwachheit habe, so gewiß traue ich mir doch jetzt bei meinen schwachen Kräften zu erweisen, daß eigentlich eine Zeit vor der andern keinen Vorzug habe, sondern daß ein Jahr dem andern völlig gleich sei.“ Und nun legt der angehende Weltphilosoph mit seiner Weisheit los: er gibt eine Erklärung des Begriffes „Jahr“, stellt fest, wie ein „Meßkünstler“, ein „Naturverständiger“, ein „Sittenlehrer“ jedesmal unter dem Gesichtspunkt seiner Wissenschaft diesen Begriff wertet. Dann rückt Gotthold mit seiner Beweisführung heraus, wobei von Interesse ist, daß er „den deutlichen Ausspruch der gesunden Vernunft“ vor „das göttliche Zeugnis der Heiligen Schrift“ stellt — er, der auf dem Afraneum doch ganz in der Atmosphäre bibelfester Gläubigkeit atmete! Als dritten Beweispunkt nennt er „den unverwerflichen Beifall der Erfahrung“, den er auf seiner Seite habe. Mit einem Aufwand anerkennenswerten Scharfsinns und überzeugter Selbstsicherheit führt er diese Punkte in seiner lehrhaften Epistel an seinen „hochzuverehrenden Herrn Vater“ des weitern aus. Er schließt mit der bündigen Behauptung: „Es bleibt also dabei, daß ein Jahr dem andern gleich sei.“ Hierauf folgen Sätze, in denen der philosophierende Knabe sein System auf die Person des Vaters und sein Verhältnis zu diesem anwendet.

Auch in gebundener Rede versucht sich Lessing während seiner Meißener Zeit. Im Banne von Hallers lehrhafter Poesie machte er sich, angeregt von seinem verehrten Lehrer Klimm, der ihm den Stoff dazu vermittelte, an die Bearbeitung eines „weitläuftigen" Gedichtes über „Die Mehrheit der Welten", natürlich in Alexandrinern:

„Ihr niedern Töne, schweigt! Von Pracht und Glanz entzücket,
Sei ich zum Sternen jetzt mir und der Welt entrücket.
Ein dichtungswürd'grer Stoff als Liebe, Scherz und Wein,
Soll voll von kühner Glut des Liedes Inhalt sein,"

singt er, mit bewußter Auflehnung gegen die anakreontische Richtung, der er einige Jahre später so freiwillig und gern huldigte und dann über „Die Mehrheit der Welten" kühllächelnd urteilte: „Ich reimte meine Gedanken nach einer ziemlich mathematischen Methode; hier und da ein Gleichnis, hier und da eine kleine Ausschweifung; das war alles Poetische, was ich dabei anbrachte."

Bald ward Lessings dichterische Tätigkeit unterbrochen. Er wurde Augenzeuge des zweiten Schlesischen Krieges und lernte ein Stück ernster Wirklichkeit kennen, als am 9. Dezember 1745 der Feind ein Bombardement auf Meißen eröffnete. Wenige Tage später, und die eisernen Würfel fielen bei dem nahen Kesselsdorf zu Gunsten Preußens. Friedrich der Große zog in Meißen ein. In der Stadt wimmelte es bald von preußischen Soldaten, die Wohnung und Verpflegung erheischten. Auch St. Afra bekam Einquartierung. Die Erlebnisse dieser von Waffenlärm beunruhigten Zeit prägten sich dem Siebzehnjährigen tief ein, und schwerlich hätte Lessing in seiner „Minna von Barnhelm" das buntbewegte Kriegs- und Soldatenleben in solch frischen Farben schildern können, wenn er das Walten des Kriegs nicht wiederholt mit eignen Augen gesehen. Seinem Vater schrieb er nach der Einnahme der Stadt durch die verhaßten Preußen folgenden Stimmungs-

bericht (1. Febr. 1746): „Sie bedauern mit Recht das arme Meißen, welches jetzt mehr einer Totengrube als der vorigen Stadt ähnlich sieht. Alles ist voller Gestank und Unflat, und wer nicht hereinkommen muß, bleibt gern so weit von ihr entfernt, als er nur kann. Es liegen in den meisten Häusern immer noch dreißig bis vierzig Verwundete, zu denen sich niemand sehr nahen darf, weil alle, welche nur etwas gefährlich getroffen sind, das hitzige Fieber haben. Es ist eine weise Vorsicht Gottes, daß diese fatalen Umstände die Stadt gleich im Winter betroffen, weil, wenn es Sommer wäre, gewiß in ihr die völlige Pest schon grassieren würde. Jedoch wir wollen zu Gott das Beste hoffen. Es sieht aber wohl in der ganzen Stadt, in Betrachtung seiner vorigen Umstände, kein Ort erbärmlicher aus, als unsere Schule. Sonst lebte alles in ihr; jetzt scheint sie wie ausgestorben. Sonst war es was Rares, wenn man nur einen gesunden Soldaten in ihr sah; jetzt sieht man einen Haufen Verwundete hier, von welchen wir nicht wenig Ungemach empfinden müssen. Das Cönacul [der gemeinsame Speisesaal] ist zu einer Fleischbank gemacht worden, und wir sind gezwungen, in dem kleinen Auditorio zu speisen. Die Schüler, welche verreiset*), haben wegen der Gefahren, in Krankheiten zu verfallen, ebensowenig Lust, zurückzukehren, als der Schulverwalter, die drei eingezogenen Tische wieder herzustellen. Was mich anbelangt, so ist es mir um so viel verdrießlicher, hier zu sein, da Sie sogar entschlossen zu sein scheinen, mich auch den Sommer über, in welchem es vermutlich zehnmal ärger sein wird, hier zu lassen. Ich glaube wohl, die Ursache, welche Sie dazu bewogen, könnte leicht gehoben werden. Doch ich mag von einer Sache, um die ich schon so oft gebeten, und die Sie doch kurzum nicht wollen, kein Wort mehr verlieren. Ich versichere

*) Wegen der schwierigen Verpflegung hatte ein Drittel der Alumnen die Anstalt verlassen.

mich unterdessen, daß Sie mein Wohl besser einsehen werd
als ich. Und bei der Versicherung werde ich, wenn Sie a
bei der abschläglichen Antwort beharren sollten, doch, wie
schuldig bin, noch allezeit Sie als meinen Vater zu ehren u
zu lieben fortfahren."

In den letzten stolzen Sätzen deutet Lessing auf seine
den Vater gerichtete Bitte hin, noch vor Ablauf der reg
mäßigen Schulzeit die Anstalt verlassen zu dürfen. Er fül
sich geistig flügge, fühlte sich der daselbst gelehrten Weisl
entwachsen, was Rektor Grabener in dem Vergleiche von d
Pferde, das doppeltes Futter haben müsse, und daß sie
auf St. Afra fast nicht mehr gebrauchen könnten, unzweideu
zugestanden hatte. Seine eigentliche Schulzeit lief aber
im Sommer 1747 ab. Für einen frühreifen Jüngling
Lessing mußte es mithin eine Marter der Langweiligkeit s
die Schulbank, auf der er für seine geistige Entwicklung we
oder nichts mehr zu gewinnen hoffte, noch länger als ein J
„drücken" zu müssen. Vorderhand ging jedoch seine Bitte n
in Erfüllung.

Der oben mitgeteilte Brief Lessings ist noch nach ei
andern Seite hin charakteristisch für seinen Verfasser.
Kamenzer Pfarrer war dem Oberstleutnant von Carlowitz, wel
seinem Sohne — wie erwähnt — eine Freistelle in der Fürst
schule erwirkt, zu Dank verpflichtet und wünschte, dessen G
möge sich auch auf die jüngeren Sprößlinge des Pastors üb
tragen. Er forderte Gotthold auf, in einem Gelegenheitsged
auf die Schlacht bei Kesselsdorf die Tapferkeit der besieg
Sachsen zu verherrlichen. Lessing war gehorsam genug, die
Befehle, wenn auch widerwillig, nachzukommen, aber auch
ehrlich, um seine Verstimmung darüber zu verbergen. In d
letzthin erwähnten Briefe schrieb er: „Das Lob, welches
mir wegen des verfertigten poetischen Sendschreibens an
Herrn Oberstleutnant von Carlowitz erteilt, soll mich, ob

gleich wenig Lust habe, diese Materie noch einmal vor die Hand zu nehmen, anreizen, nach dero Verlangen ein kürzeres und, wo es mir möglich, ein besseres zu machen. Zwar, Ihnen es frei zu gestehen, wenn ich die Zeit, die ich damit schon zugebracht und noch zubringen muß, überlege, so muß ich mir selbst den Vorwurf machen, daß ich sie auf eine unnütze Weise versplittert. Der beste Trost ist, daß es auf dero Befehl geschehen." Das neue Gedicht ist betitelt: „Gedicht an Karl Leonhard von Carlowitz über die Schlacht von Kesselsdorf." Es ist vom 15. März 1746 datiert und hat keinen künstlerischen Wert, sondern nur ein gewisses literarhistorisches Interesse. Für Sachsen, gegen Preußen ist die Mußstimmung der langatmigen Epistel, deren Versfüße gewissenhaft abgezählt und deren Zeilen recht und schlecht gereimt sind. Hineingestreut ist der Weihrauch der Dankbarkeit, um auf die Huld des Oberstleutnants auch in Zukunft rechnen zu können. Man merkt es den gequälten Lobsprüchen wie der ganzen Ausführung des Gedichtes an, daß der Verfasser herzlich ungern daran gearbeitet. Als Probe diene eine Stelle aus dem ersten Teile:

„Der Winter wird sich bald das fünfte Mal beschließen
Und der geschmückte Lenz sein Kind, die Blume, küssen,
Seitdem betrübt und froh im Meißnischen Distrikt
Des Weingotts liebste Stadt mein junges Aug' erblickt.
Hier hat ein stiller Ort, der seit zweihundert Jahren,
Was Gott und Muse sei, in sichrer Luft erfahren,
Mich, dessen Jugend schwach, beschützt, versorgt, ernährt,
Dem rohen Geiste Licht, dem Willen Zucht gewährt,
Als ich, dem treuen Rat der Lehrer übergeben,
Von Freund und Vaterstadt begann entfernt zu leben.
Doch wenn mein reger Geist den Segen überdenkt,
Den Afra auf mein Haupt mit Überfluß gesenkt,
So kann ich anders nicht, ich muß auf dich verfallen.
Und da, da kann ich kaum vor zarter Regung lallen.
Dem Dank setz' ich den Wunsch, dem Wunsch das Loben zu,
Und meines Lobes Stoff ist Gott, August und du!"

Zum Schluß heißt es, gewunden und gequält, nachdem der Sprecher den „teuren Carlowitz" persönlich angeredet:

„Genug und allzuviel hast du mich schon beglückt,
Doch blieb mir deine Huld auch künftig unverrückt,
Und würde bald nach mir (o darf ich es wohl wagen,
Dir den verwegnen Wunsch so dreiste vorzutragen!)
Mein Bruder auch durch dich in Afras Schoß gelegt,
(Die dein Geschlecht verehrt und es im Herzen trägt),
So soll (was sag' ich wohl? wie soll ich mich erklären?)
Der Dank dem Tode selbst der Wohltat Tilgung wehren!"

Von weit größerer Bedeutung für den werdenden Dichter als diese Verszüchterei war seine Arbeit an dem Lustspiel „Der junge Gelehrte", dessen Anfänge in die Meißener Zeit fallen. Es ist der erste dramatische Versuch; nach zwei Jahren gedieh er zur Ausführung. Angeregt dazu ward Lessing in der Hauptsache durch das Studium Theophrasts, sodann durch Vorbilder, welche er in seiner nächsten Umgebung hatte. Die Fürstenschule hat mehr als einen frühreifen Gelehrten gezeitigt. „Ich muß es, der Gefahr belacht zu werden ungeachtet, gestehen," schrieb Lessing 1754, „daß unter allen Werken des Witzes die Komödie dasjenige ist, an welches ich mich am ersten gewagt habe. Schon in Jahren, da ich nur die Menschen aus Büchern kannte — beneidenswert ist der, der sie niemals näher kennen lernt! — beschäftigten mich die Nachbildungen von Toren, an deren Dasein mir nichts gelegen war. . . Ich glaube, die Wahl des Gegenstandes hat viel dazu beigetragen, daß ich nicht ganz damit verunglückt bin. Ein junger Gelehrter war die einzige Art von Narren, die mir auch damals schon unmöglich unbekannt sein konnte. Unter diesem Ungeziefer aufgewachsen, war es ein Wunder, daß ich meine ersten satirischen Waffen wider dasselbe wandte?" Seiner Mutter schrieb er später (20. Januar 1749) in der Erkenntnis, daß er selber nahe daran war, sich zu einem Bücherwurm und echten Pedanten zu entwickeln: „Ich lernte mich selbst kennen,

und seit der Zeit habe ich gewiß über niemand mehr gelacht und gespottet, als über mich selbst.“ Auf Grund dieser Darlegungen kann man Danzel beipflichten, daß Lessing den ersten Waffengang seiner komischen Muse gegen den eignen gelehrten Pedantismus und dessen eitle Selbstüberhebung richtet, ja, daß er in seinem jungen Gelehrten selbst jene schulfuchsig lehrhafte Epistel an den Vater verspottet. (Danzel-Guhrauer: G. E. Lessing, sein Leben und seine Werke.) —

Endlich schlug für Lessing, der sich aus der klösterlichen Enge St. Afras hinaussehnte, die Befreiungsstunde. Der Vater mochte wohl einsehen, daß der Gesundheit seines Sohnes in der von Verwundeten und Kranken überfüllten „Totengrube“ Meißen leicht Gefahr drohen könnte, wenn Gotthold den Sommer über dort bliebe; das schwerwiegende Zeugnis Grabeners verfehlte auch nicht seines Eindruckes auf die Eltern — kurzum: es ging ein Gesuch an das Oberkonsistorium, Gotthold ein Schuljahr zu erlassen. Die Bitte ward abgeschlagen; indessen der Vater wiederholte sie, und zwar mit der besondern Begründung, daß sein Sohn andernfalls eines für ihn bestimmten Universitätsstipendiums verlustig gehen würde. Diesmal hatte das Gesuch Erfolg. Mit einer Abschiedsrede „De mathematica barbarorum“ (Über die Mathematik der alten Völker) verließ Lessing am 30. Juni 1746 die Anstalt, um die Leipziger Hochschule zu besuchen.

Bedeutungsvolle Jahre hat Lessing in Meißen zugebracht, bedeutungsvoll für seinen Geist und seinen Charakter. Wenn Schiller, nachdem er längst der Haft auf der Karlsschule entronnen war, mit bitterm Unmut äußerte, daß er durch eine traurige, düstere Jugend ins Leben hineingeschritten sei, so schrieb Lessing 1754, seines Aufenthaltes in den Räumen der Fürstenschule gedenkend: „Wie gern wünschte ich mir diese Jahre zurück, die einzigen, in welchen ich glücklich gelebt habe.“

Drittes Kapitel.

Leipzig. Wittenberg.

Als Lessing nach einem kurzen Aufenthalte in Kamenz sich am 20. September 1746 in Leipzig unter Kapps Rektorat als Student der Theologie einschreiben ließ, hatte er bereits die Dürftigkeit des Kleinlebens mit der großen Welt vertauscht. Uneingeengt von Schul- und Regelzwang, der Bevormundung durch seinen zwar herzensguten, aber pedantischen und mehr und mehr unter dem Druck ungünstiger Verhältnisse abstumpfenden Vater und durch seine geistig wenig regsame Mutter entzogen, entwickelt sich der Kamenzer Pfarrersohn nun zu einem Manne, dessen vorbildliches Streben nach befreiender Selbsttätigkeit in den Dienst der Wahrheit, der Vernunft, in den Dienst des sich vervollkommnenden Menschengeschlechts tritt. Die Kräfte seines Geistes und seiner Seele beginnen zu jenem einheitlichen Charakter zusammenzustreben, als der er vor den Augen der Nachwelt steht.

Hat das Dichterwort Geltung, daß ein Charakter sich im Strom der Welt bildet, so war Leipzig allerdings ein geeigneter Platz für einen solchen psychologischen Entwicklungsprozeß.

Die Stadt hatte sich von den Wunden, die der Dreißigjährige Krieg ihr geschlagen, erholt; jedoch verdankte sie ihr Aufblühen mehr der schaffensfreudigen Kraft und Tüchtigkeit ihres Bürgertums, als der Gunst des sächsischen Kurfürsten. August der Starke (1694—1733) hatte vorwiegend sinnlichere Interessen als die geistige Förderung seiner Untertanen. Mit

seiner robusten Genußfähigkeit und seinem überschäumenden Lebensdrang, der sich kühn über die Vorschriften des steifen höfischen Zeremoniells hinwegsetzte, galt es, die leicht gaukelnde Freude zu erhaschen, ging er galanten Abenteuern nach und entfaltete in tagelangen Festen und Schaugeprängen einen beispiellosen Aufwand an Prunk und Pracht, indes das Land verarmte und im Erzgebirge Menschen verhungerten. Die Wissenschaft stand trauernd zur Seite: von den Millionen, welche des Kurfürsten verkehrte Politik in den polnischen Kriegen und seine unselige Maitressenwirtschaft verschlangen, fiel für die Pflege des geistigen Lebens blutwenig ab. Der Dresdener Hof, wo man mit mächtigen Perücken und Haarbeuteln, bauschigen Reifröcken und zierlichen Galanteriedegen das glänzende Leben des Sonnenkönigs zu Versailles nachahmte, war einer der verrufensten in Europa, und Namen wie die einer Aurora von Königsmark, Gräfin Cosel, Gräfin Esterle, einer Türkin Fatime (Frau Spiegel) und einer Fürstin Lubomirska stehen bei der Nachwelt in üblem Andenken. Wissenschaftliche und künstlerische Neigungen hatte der Kurfürst nur insoweit, als sie seiner Prachtliebe dienten. Charakteristisch in dieser Hinsicht ist beispielsweise die Hofrangordnung von 1716, in welcher August der Starke bestimmte, daß der Oberhofprediger hinter dem Leutnant rangierte. Und nicht minder bezeichnend für das Leben am kursächsischen Hofe ist das Verhältnis zwischen dem Landesherrn und jenen Dichtern, welche in der Geschichte der deutschen Literatur unter dem Namen Hofpoeten mehr berüchtigt als berühmt sind. Es war der Fluch der deutschen Fürstenhöfe — Dresden an der Spitze —, daß ihr politisches, wirtschaftliches und geistiges Leben nicht ein kräftiges Seitenbild zu dem des Roi Soleil war, sondern eine platte, geistlose Nachahmung. Ludwig XIV. war der Beherrscher eines in geschlossener Staatseinheitlichkeit starken Landes, dessen großartige natürliche Hilfsquellen, dessen trefflich geordneter Verwaltungs-

körper und vorzüglich organisierte Armee, dessen hochentwickelte nationale Kultur, sowie geistvolle Literatur und Kunst in den Händen seines genialen Herrschers zur Folie seiner Persönlichkeit wurden. Wie ganz anders die kleinen Fürsten und kleinsten Herrchen in dem von mehr als dreihundertundfünfzig Köpfen regierten, staatlich zersplitterten deutschen Reiche! So mancher von ihnen geizte nach dem Ruhm, in seinem Lande die Rolle des Sonnenkönigs zu spielen, und schrumpft vor dem strengen Urteil der Geschichte zu einer lächerlichen Figur zusammen! Denn der Staat ist Macht, sagt Treitschke einmal in seiner deutschen Geschichte, und die Ohnmacht widerspricht sich selber, sobald sie als Macht auftreten will. Während von Ludwig XIV. und seinem Hofe Kunst, Wissenschaft und Literatur mittelbar und unmittelbar eine Fülle von Anregung empfingen, indem die Bau- und Gartenkunst, die Skulptur Architektur, Malerei, die Oper, das Schauspiel durch die Bedürfnisse des glanzvollen Hoflebens mächtig gefördert wurden und die französische Literatur ihre Blütezeit erlebte, so daß selbst ein Leibniz in Ludwig XIV. die echte Majestät begrüßte, fristete die deutsche Poesie an den einheimischen Fürstenhöfen ein jämmerliches Dasein. Corneille, Racine, Molière, Lafontaine, Boileau, Claude Lorrain — um nur einige herauszugreifen — sind volltönende Namen des französischen Klassizismus, Namen, denen die Geschichte des damaligen deutschen Geisteslebens auf diesen Gebieten ähnliche nicht entgegensetzen kann. Dafür waren die Majestäten und Serenissimi der entdeutschten Fürstenhöfe unseres Vaterlandes vielfach von poetisierenden Schweifwedlern und Speichelleckern umgeben, von Lakaienseelen, die vor Demut fast erstarben, von Hofpoeten, die das Lob ihres Herrn, dessen Brot sie aßen, in allen Tonarten sangen. Man lese nur das widerliche Schmeichelwort des Hamburger Komponisten Mattheson, welcher in einer Widmungsrede an den Landgrafen Ernst Ludwig von Hessen äußerte:

„Wenn Gott nicht Gott wäre, wer sollte billiger Gott sein als Ew. Hochfürstliche Durchlaucht!“ Auch Dresden war eine Brutstätte des Byzantinismus. Wie häßlich ist die Schmeichelei, wie schwülstig der Ton beispielsweise in einer Lobschrift des Dresdener Hofdichters Johann von Besser „an Ihro k. Majestät*) von Polen über die vielen herrlichen Festivitäten, die bei dem Beilager Sr. Hoheit des k. Prinzen**) vorgegangen!“ Hier heißt eine Stelle: „Nachdem einige die überschwengliche Schönheit solcher Festivitäten bewundert in der legalen Überzeugung, daß bei diesem einzigen Beilager fast alle Lustbarkeiten des ganzen menschlichen Lebens vorhanden gewesen, so sind noch andere von allen diesen Umständen bewogen auf die Frage geraten, wie es denn zugegangen, daß Ihro Maj. bei einer so schweren und mühsamen Regierung so viele Zeit und Lust gewinnen mögen, alle diese wunderswürdigen Dinge zu ersinnen und auszuführen?“

Wie der Vater, so war der Sohn des Landesfürsten Lessings, nur weniger geistvoll. Augusts II. Prunk- und Verschwendungssucht ward vielleicht noch von seinem allmächtigen Günstling, dem Grafen Heinrich von Brühl, übertroffen. „Brühl“, äußert Friedrich der Große, „war der Mann dieses Jahrhunderts, welcher die meisten Kleider, Uhren, Spitzen, Stiefel, Schuhe und Pantoffeln hatte. Cäsar würde ihn zu jenen schön frisierten und parfümierten Köpfen gezählt haben, die er nicht fürchtete.“ August der Starke und sein Sohn haben für die Verschönerung Dresdens allerdings viel getan. Sie haben nach einem Worte Winckelmanns die Künste als eine fremde Kolonie in Sachsen eingeführt und zur Bildung

---

*) August der Starke, der von seiner Eitelkeit veranlaßt worden war, sich 1697 durch Bestechung die polnische Königskrone zu erwerben.

**) Ein Fest anläßlich des Thronfolgers dauerte ohne Unterbrechung einen Monat.

des guten Geschmacks die größten Schätze aus Italien, und was sonst Vollkommenes in der Malerei in anderen Ländern hervorgebracht worden, vor den Augen aller Welt aufgestellt. Nicht umsonst heißt Dresden das „Elb-Florenz.“ 1722 wurde die berühmte Gemäldegalerie begründet, sechs Jahre später begann man mit dem Ankauf der Antikensammlung. Georg Bähr, der Andreas Schlüter Dresdens, erbaute von 1726 bis 1743 nach dem Vorbilde der Peterskirche die Dresdener Frauenkirche. 1751 war ferner die katholische Kirche fertig, wozu Gaetano Chiaveri die Pläne geliefert. Canaletto (eigentlich Leonardo Belotti) malte um die Mitte des Jahrhunderts seine kräftig leuchtenden Landschaften von Dresden und Pirna, Bilder, vor denen noch heute der Besucher der Dresdener Galerie bewundernd stehen bleibt.

Die Kunstbegeisterung, welche — nebenbei bemerkt — kostspielig genug war, doppelt kostspielig, wenn man an das finanziell erschöpfte Land denkt, ist so ziemlich das einzig Gute, was man der Regierung der Kurfürsten zu Lessings Zeit nachsagen kann. Von einer Freiheit der wissenschaftlichen Forschung konnte bei der Strenge, mit welcher die Zensur gehandhabt wurde, keine Rede sein, und es ist kein blinder Zufall, daß Lessing später sein Heimatland verließ und sein Brot außerhalb der sächsischen Grenzpfähle suchte. Denn August der Starke, wie sein Sohn wollten auch als unumschränkte Herrscher sich ihrem französischen Vorbilde nähern, nur daß Ludwig XIV. ein wahrhaft großer Despot war. Ein freies Wort hat in dem Sachsen Brühls nie einen guten Ort gefunden, sondern das Gefängnis, wie das Schicksal des Satirikers Christian Ludwig Liscow lehrt, der über die Finanzverlotterung Brühls sich freimütig geäußert hatte.

Ein freierer Luftzug wehte in Leipzig. Der Adel trat hier hinter ein starkes und in manchen Geschlechtern selbstbewußtes Bürgertum zurück. Schon damals galt von Leipzig

der Inhalt des Wortes, das Goethe später im „Faust“ sagt: „Mein Leipzig lob’ ich mir! Es ist ein klein Paris und bildet seine Leute.“ In der Tat wies die Bevölkerung der Pleißestadt in ihrem Wesen jene glückliche Mischung von feiner weltmännischer Lebensart und tüchtigem Bürgersinn auf, welche den dafür empfänglichen Lessing, der eben die Klostermauern St. Afras hinter sich gelassen, anmutete. Leipzig war ferner ein Welthandelsplatz. Seine glänzenden Messen sahen Vertreter so ziemlich aller europäischen Völker. Die sächsischen Kurfürsten wußten die Bedeutung dieses Verkehrs wohl zu schätzen. Hielt es doch August der Starke, König von Polen, durchaus für seine Pflicht, von Warschau an den Pleißestrand zu eilen, die Messe in höchsteigener Person zu eröffnen und die Kauflust durch bedeutende Bestellungen anzufeuern. Mag die Behauptung, daß Leipzig damals die gebildetste Stadt Deutschlands war, nun zutreffen oder nicht — eine Hochburg der Bildung war sie, ein Sammel- und Brennpunkt geistigen und wirtschaftlichen Lebens. Als Bücherstadt nahm sie schon damals eine führende Stelle ein. Dieser Vorzug kam der dortigen Universität sehr zu gute, deren Bedeutung noch mehr erhellt, wenn man — im Vergleich zur Gegenwart — an die weitaus ungünstigern Verkehrsverhältnisse denkt, welche im achtzehnten Jahrhundert auch den Austausch geistiger Waren erschwerten. Die Leipziger Professoren waren viel leichter und eher im Besitz literarischer Neuerscheinungen, als dies anderswo zu ermöglichen war. Dazu kam, daß auf der Universität durchweg ein vornehmerer Ton herrschte, als auf andern Hochschulen. Bevor die Georgia Augusta zu Göttingen gegründet ward (1737), welche Leipzig später den Rang in dieser Hinsicht streitig machte, zog die sächsische Alma mater Studenten vornehmer Herkunft an. Das wiederum wirkte günstig auf die Vorrechte der Leipziger Universität ein. Die Musensöhne genossen größere akademische Freiheit als anderswo. Johann

Burkard Mencke (mehrmals Rektor) setzte es beispielsweise durch, daß die Studenten — entgegen der sächsischen Duellordnung — Waffen tragen durften.

Nach all diesen Darlegungen kann man begreifen, daß Lessing sich im Banne einer ganz neuen Welt fühlte, als er nach Leipzig übergesiedelt war. Dem Wunsche seiner Eltern gemäß sollte er Theologie studieren. Aber wie es zwei Jahrzehnte später Goethe ging, so jetzt Lessing: als er erst einmal in die Wogen des Leipziger Lebens getaucht war, vernachlässigte er sein Fachstudium. Die Eigenart seiner gesamten Natur drängte seine Entwicklung in ganz andre Bahnen. Seine Sendung war, das deutsche Geistesleben verjüngen zu helfen. Mit dem linkischen, altfränkischen Afraner ging bald äußerlich und innerlich eine Umwandlung vor. Die Vorlesungen befriedigten seinen hungrigen Geist wenig oder gar nicht. Die Vertreter der theologischen Wissenschaft gebärdeten sich vielfach rechthaberisch und unduldsam; ein verknöchertes Luthertum ist aber nie nach Lessings Sinn gewesen. Er strebte nach umfassender, tiefer, freier Bildung, welche die zünftige Gelehrsamkeit ihm nicht geben konnte. Auf die anfängliche Zeit fleißiger Arbeit, der er sich einsiedlerisch hingab, fern vom bunten Treiben der Welt, die um ihn brandete, folgte das Erwachen, das Besinnen auf sein Ich. Von seiner ersten Zeit in Leipzig sagt er in den „Fragmenten" („Die Religion"):

„Kein Tag verstrich, der nicht mein kleines Wissen mehrte,
Mit dem der junge Geist sich stopfte mehr als nährte.
Der Sprachen schwer Gewirr, das Bild vergangner Welt,
Zum sichern Unterricht der Nachwelt aufgestellt;
Der Altertümer Schutt, wo in verlass'nen Trümmern
Des Kenners Augen noch Geschmack und Schönheit schimmern;
Der Zunge Zauberkunst, die den achtsamen Geist,
Wie leichte Spreu ein Nil, dem Strom nach folgsam reißt;
Und sie noch meine Lust und noch mein still Bemühen
Für deren Blicke scheu unwürd'ge Sorgen fliehen,

Die Dichtkunst, die ein Gott zum letzten Anker gab,
Reißt Sturm und Nacht mein Schiff vom sichern Ufer ab; — —
Die sind's, worin ich mich fern von mir selbst verirrte."

Die Tatsache, daß die theologische Fakultät zu Leipzig keinen Vertreter hatte, welcher Lessing zu fesseln wußte, beschleunigte seine Abschwenkung von dem Studium der Gottesgelehrsamkeit, obwohl Lessings Interesse an dieser Wissenschaft niemals erstorben ist. Im letzten Jahrzehnt seines Lebens ist sie ja gerade das Hauptfeld seines Wirkens gewesen.

Er wandte sich zunächst der Philologie zu, jenem Gebiete, auf das sein verehrter Lehrer Klimm ihn schon nachdrücklich hingewiesen. Zwei Männer, jeder auf seine Weise Meister in der von ihnen vertretenen Wissenschaft, entfachten Lessings Hinneigung zu diesem Studium tief und nachhaltig: Johann August Ernesti und Johann Friedrich Christ. An die Namen dieser beiden Männer knüpft sich die Neubelebung der philologischen und Altertumsstudien um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts.

Ernesti, Philolog und Theolog, besaß seit 1734 das Rektorat der Thomasschule und war daneben seit 1742 außerordentlicher Professor an der Universität. In seiner Antrittsrede verspottete er diejenigen Gelehrten, welche die altklassischen Geistesschöpfungen kleinlich auszuschlachten pflegten und in diesen Offenbarungen dichterischer Schönheit eine Sammlung antiquarischer Notizen erkannten; er verlangte, daß in der erläuternden Besprechung das Kunstwerk lebendig hervortreten müßte. Obgleich Ernesti ein so klassisches Latein redete und schrieb, daß er sich den Ehrennamen eines deutschen Cicero erwarb, stellte er doch im Gegensatz zu jenen engherzigen Philologen, welche glaubten, den Geist der Antike erschöpft zu haben, wenn sie über ein fehlerfreies Latein verfügten, die Behauptung auf, daß „ein lebendiges Eindringen in Geist und Sinn der alten Literaturwerke ungleich höher stehe als der beste lateinische Stil." Karl Lessing erzählt, daß sein Bruder und Weiße anfänglich miteinander

dieselben Vorlesungen hörten. „Es währte aber nicht lange, so lief Lessing aus einem [Kolleg] ins andere. Kein Lehrer tat ihm Genüge: alle schienen ihm seicht und gaben seinem Leichtsinn oft Gelegenheit zum Spotte; den einzigen Ernesti ausgenommen, den er dann und wann über die römischen Altertümer, über die griechischen Klassiker und über die Universalgeschichte', doch sparsam, hörte." Nicht immer jedoch konnte Ernesti sich von dem alten Zopf trocken vorgetragener archäologischer Weisheit befreien; vielleicht war das mit ein Grund für Lessing, wie sein Bruder den obigen Worten hinzugefügt, seinen Freund Weiße oft noch vor Ernestis Tür wegzuschwatzen auf die Promenade.

Einen ungleich lebensvollern Einfluß übte Christ auf den der Theologie abtrünnig gewordenen Studenten aus. Vertrat Ernesti mehr die formale Seite der Philologie, so war Christ mit seinem feinen, regen Kunstsinn und seiner umfassenden Bildung der geistvolle Kenner und Lehrer antiker Kunst und Wissenschaft. Hettner betont in seiner Geschichte der deutschen Literatur, daß es unmöglich sei, einen Kunstschriftsteller aus der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts aufzuschlagen, ohne unablässig den Spuren Christs zu begegnen. Solche Kreise zog das Wirken dieses Mannes, den man den Vorläufer Winckelmanns genannt hat. Auf ausgedehnten Reisen hatte Christ sein Kunstgefühl verfeinert und seine ästhetische Urteilskraft geschärft. Sein Interesse wurzelte nicht einseitig in der Antike der Griechen und Römer, sondern umspannte auch die vaterländische Vergangenheit, sowie die Moderne. Das Altdeutsche war ihm wohl bekannt; die zeitgenössische Malerei und ihre Schöpfungen überschaute sein feinsinniger Kopf ebenso interessiert, als er Münzen und alte Gemmen sammelte. Er übte sich selbst im Zeichnen und Radieren und hielt den Laokoon für eins der bedeutendsten antiken Denkmäler. Außerdem verfügte er über eine in die Tiefe gehende Belesenheit: Wolfram von Eschenbach

war ihm nicht minder vertraut als Tacitus, François v. Rabelais ebenso wie Opitz; die wein- und liebeseligen Lieder Anakreons las er mit ähnlich frischer Empfänglichkeit, mit welcher er sich in die Schöpfungen eines Horaz und Plautus vertiefte. Sehen wir also nicht in dem Leben dieses Mannes eine Reihe von Interessen vereinigt, welche wir in dem spätern Wirken Lessings antreffen? Lessing hat nicht umsonst zu Füßen dieses Meisters gesessen, der u. a. auch einen Heyne gebildet. „Man weiß," schrieb Lessing, „daß Herr Professor Christ zu denen gehört, die mit einer ausnehmenden Gelehrsamkeit den feinsten Geschmack verbinden, und nur solche Männer können uns die Alten nach Würden rühmen und solche großen Muster ohne Verlegenheit nachahmen." Und in seinen „Antiquarischen Briefen" schreibt Lessing: „Ich mag noch von Christ lesen, was ich will: ich lerne immer etwas." Werden wir nicht unwillkürlich an eine bestimmte Eigentümlichkeit Lessings, an seine Lust zu „Rettungen" erinnert, wenn wir erfahren, daß auch Christ derartige „Rettungen" verfaßte und in seinen Abhandlungen über Cardanus (ein Thema, das auch Lessing bearbeitete), Macchiavelli, Cornelius Agrippa und Ulrich von Hutten böswilliger Verkennungssucht und eingefleischten Vorurteilen entgegentritt? Und auch in der Form wissenschaftlicher Untersuchungen und geistbelebter Polemik hat Lessing von Christ gelernt, wie des letztern Arbeit über die Fabeln des Phädrus beweist. Es ist bekannt, daß Lessing auch auf dem Gebiet der Fabel ein Pfadfinder geworden ist. Tiefgehend und weitverzweigt ist mithin die Aufmunterung und Förderung, welche Lessing aus den Schriften, wie aus dem unmittelbaren Verkehr mit diesem weltmännischen Gelehrten als bleibenden Gewinn davontrug. Der Name dieses Mannes steht am Eingang und am Ausgang der schriftstellerischen Tätigkeit Lessings: die Schriften über Plautus und Horaz, mit denen Lessing sich seine philologischen Sporen verdiente, stehen unter der Ein-

wirkung von Vorlesungen Christs, die Lessing bei ihm hörte, und die letzte (unfertige) Schrift Lessings bricht gerade da ab, wo er ein Wort Christs anführt.

Endlich ist noch ein dritter Lehrer der Universität zu nennen, dessen belebender Persönlichkeit unser Student sich nicht zu entziehen vermochte. Das war Abraham Kästner, Mathematiker und zugleich Verfasser scharfgeschliffener Epigramme. Zog es ihn zu diesem Manne, der mehr gelehrt als dichterisch begabt, mehr witzig als phantasievoll war, schon deshalb hin, weil seine Vorliebe für die mathematisch-wissenschaftlichen Fächer hier Nahrung und Förderung empfing, so lockten den scharfsinnigen Denker auch die philosophischen Disputierübungen, welche unter Kästners Leitung stattfanden. Hier im Kreise von Studiengenossen, zu denen Christlob Mylius, Zachariä, Johann Heinrich und Johann Adolf Schlegel gehörten, hatte Lessing reiche und willkommene Gelegenheit, sich im streng logischen Denken zu schulen und sich eine schlagfertige Dialektik anzueignen, wie überhaupt seine Verstandestätigkeit in stramme Zucht zu nehmen. Das war eine gute Vorübung zur Erlangung dessen, was man gemeiniglich einen klaren Kopf zu nennen pflegt, und der Literaturkundige weiß, daß Klarheit gerade ein Hauptvorzug der Schriften Lessings ist. Wohl hatte der dankbare Schüler Veranlassung, von Kästner zu rühmen, daß er dessen Unterricht in wichtigern Dingen zu genießen das Glück hatte, und der brüderliche Biograph bemerkt, daß das einzige Kollegium, welches Lessing so lange ausgehalten (1746—1748), das von Kästner gewesen, und der einzige Professor, der aus seinem Lehrer sein Freund geworden und bis an den Tod geblieben, ebenfalls dieser Mann gewesen sei. Als Lessing sich hernach eignem poetischem Schaffen zuwandte, stand Kästner ihm ratend zur Seite, namentlich als unser Dichter die Lustspielgattung pflegte. Spuren dieser Freundschaft lassen sich noch Jahrzehnte später nachweisen.

Wurden durch Vermittlung Ernestis, Christs und Kästners dem angehenden Gelehrten in Lessing tiefe Lebensquellen erschlossen, so kam andrerseits auch der Mensch in ihm zu seinem Rechte, als er in Leipzig weilte. In der Klostereinsamkeit des Afraneums hatte Lessing keine Gelegenheit gehabt, einen vollen Blick in die wirkliche Welt zu tun. Aber hier in der geistig regsamsten Stadt Sachsens, wo das Leben einen kräftigen Wellenschlag hatte, sah er bald ein, daß ihm zum wahren Menschen so ziemlich noch alles fehlte. Mit frischen Sinnen und ursprünglicher Empfänglichkeit trat er, jetzt Herr seiner Zeit und seiner Neigungen, in diese neue Welt ein und ließ sie auf sich wirken. Statt gewissenhaft einem sogenannten Brotstudium obzuliegen, um nach althergebrachtem Muster später auf der Leiter einer staatlichen Anstellung eine Sprosse nach der andern zu erklimmen, und sich vielleicht in Selbstbescheidung und behaglicher Selbstzufriedenheit eines ruhigen auskömmlichen Daseins zu erfreuen, strebte Lessing nach einer allgemeinen freien Menschenbildung. Mathematik und Naturwissenschaften, Philologie und Philosophie, Ästhetik und Medizin, Theologie und Poesie — alle diese Fächer fanden in Lessing einen bildungsempfänglichen und bildungsfähigen Kopf. Andrerseits war er jedoch eine viel zu lebensprühende Natur, um die Bücher allein seine Welt zu nennen. Es lebte in ihm jener faustische Drang, der sich nach des Lebens Bächen, nach des Lebens Quelle hinsehnte. Das, was Meißen ihm nicht gewährt, gab ihm jetzt Leipzig: er lernte leben. Er war noch nicht lange an seinem neuen Aufenthaltsorte, als er auch schon erkannte, daß ihm ein empfindlicher Mangel an gesellschaftlichem Schliff und weltmännischer Lebensart anhaftete. Christs feines, harmonisches Wesen mag Lessings Abneigung gegen das Formlose und Philisterhafte, das sich scheu von der Welt abschließt und sich wie ein grauer Wurm in Bücherweisheit verbohrt, verstärkt haben.

Die Umwandlung, welche mit dem ehemaligen Zögling St. Afras in der „Stadt der Intelligenz" vor sich ging, hat Lessing in seinem ersten Brief von Berlin aus klargelegt, als es galt, seine Eigenart gegen die kleinstädtischen Ansichten seiner Mutter, die ihm wegen seines Lebenswandels Vorwürfe machte, zu verteidigen und sich das Recht seiner Individualität zu wahren. Er schrieb an sie unterm 20. Januar 1749:

„Ich komme jung von Schulen, in der gewissen Überzeugung, daß mein ganzes Glück in den Büchern bestehe. Ich komme nach Leipzig, an einen Ort, wo man die ganze Welt im kleinen sehen kann. Ich lebte die ersten Monate so eingezogen, als ich in Meißen nicht gelebt hatte. Stets bei den Büchern, nur mit mir selbst beschäftigt, dachte ich ebenso selten an die übrigen Menschen als vielleicht an Gott. Dieses Geständnis kommt mir etwas sauer an, und mein einziger Trost dabei ist, daß mich nichts Schlimmeres als der Fleiß närrisch machte. Doch es dauerte nicht lange, so gingen mir die Augen auf: soll ich sagen zu meinem Glücke oder zu meinem Unglücke? Die künftige Zeit wird es entscheiden. Ich lernte einsehen, die Bücher würden mich wohl gelehrt, aber nimmermehr zu einem Menschen machen. Ich wagte mich von meiner Stube unter meinesgleichen. Guter Gott, was für eine Ungleichheit wurde ich zwischen mir und andern gewahr! Eine bäuersche Schüchternheit, ein verwilderter und ungebauter Körper, eine gänzliche Unwissenheit in Sitten und Umgange, verhaßte Mienen, aus welchen jedermann seine Verachtung zu lesen glaubte, das waren die guten Eigenschaften, die mir bei meiner eignen Beurteilung übrig blieben. Ich empfand eine Scham, die ich niemals empfunden hatte. Und die Wirkung derselben war der feste Entschluß, mich hierinne zu bessern, es koste, was es wolle. Sie wissen, selbst, wie ich es anfing. Ich lernte tanzen, fechten, voltigieren. Ich will in diesem Briefe meine Fehler aufrichtig bekennen, ich kann also auch das Gute von mir sagen. Ich kam in

diesen Übungen so weit, daß mich diejenigen selbst, die mir im voraus alle Geschicklichkeit darinnen absprechen wollten, einigermaßen bewunderten. Dieser gute Anfang ermunterte mich heftig. Mein Körper war ein wenig geschickter geworden, und ich suchte Gesellschaft, um nun auch leben zu lernen. Ich legte die ernsthaften Bücher eine Zeitlang auf die Seite, um mich in denjenigen umzusehn, die weit angenehmer und vielleicht ebenso nützlich sind. Die Komödien kamen mir zuerst in die Hand. Es mag unglaublich vorkommen, wem es will, mir haben sie sehr große Dienste getan. Ich lernte daraus eine artige und gezwungene, eine grobe und natürliche Aufführung unterscheiden. Ich lernte wahre und falsche Tugenden daraus kennen und die Laster ebensosehr wegen ihres Lächerlichen als wegen ihrer Schändlichkeit fliehen."

Sind in diesem Bekenntnis des Jünglings nicht schon Gedanken enthalten, die man später in seinem „Nathan" zum Gold abgeklärter Poesie geprägt wiederfindet? Ist nicht auch in diesem Briefe sein Wort: „Begnügt Euch doch, ein Mensch zu sein!" der Grundakkord seines Fühlens und Sinnens? Und spricht die Tatsache, daß der noch nicht zwanzigjährige Lessing kühnen Schrittes aus dem Geleise des vorgeschriebenen Studienganges eines der Theologie Beflissenen bricht und, ohne Stütze und Stab vom elterlichen Hause, sich keck auf die eignen Füße stellt, nicht für seine Selbständigkeit? Man muß an die Verhältnisse zu Lessings Zeit denken, um das Außergewöhnliche und das Mutige dieses Schrittes zu erkennen.

Wie er unter den Lehrern Männer fand, welche mittelbar und unmittelbar diesen Prozeß der innern Selbstbefreiung in Lessing förderten, so stieß er auch unter seinen Studiengenossen auf Freunde, die von ähnlichen Leidenschaften und Abneigungen beseelt wurden. Von diesen Männern ist in erster Linie der Deist Christlob Mylius zu nennen, seines Zeichens Naturforscher und Journalist, ein lockerer Charakter

und ein unruhiger Brausekopf. Er gehörte dem Kästnerschen Kreise an; wegen seiner unvorteilhaften äußern Erscheinung stand er in dem vornehmtuenden Leipzig in keinem guten Rufe. Freilich mußten die niedergetretenen Schuhe, durchlöcherten Strümpfe und zerrissenen Kleider Christlobs den guten Leipzigern ein Greuel sein. Er war sieben Jahre älter als Lessing und stammte aus dem Dorfe Reichenbach in Oberschlesien. Sein Vater war in erster Ehe mit einer ältern Schwester von Gottholds Vater verheiratet gewesen. Christlob Mylius, welcher aus zweiter Ehe stammte, hatte den Zorn des Pastors primarius in Kamenz hervorgerufen, als er naseweis theaterfeindliche Äußerungen desselben bekrittelte. Die Götter hatten diesen unruhigen Geist so wenig mit äußern Gütern gesegnet, daß er monatelang nicht ein Dach über dem Haupte hatte und bei befreundeten Studenten nächtigte. Um die ärgste Armut abzuwehren, war er bereit, des Lebens Unterhalt zu erwerben, wo und wie er nur konnte, wobei der Zweck auch wohl einmal die Mittel heiligen mußte. In der Vorrede, welche Lessing nach dem Tode seines Vetters zu dessen Schriften verfaßte, sagt unser Dichter: „Er (Mylius) kam auf eine Akademie (Leipzig), wo man beinahe nichts so zeitig lernt, als ein Schriftsteller zu werden. Er fiel einem Manne (Gottsched) in die Hände, der durch Wohltaten manchen jungen Witzling zu seinem Verfechter zu machen wußte. Er besaß eine natürliche Leichtigkeit zu reimen, und seine Umstände zwangen ihn, sich diese Leichtigkeit mehr zu nutze zu machen, als es dem Vorsatze, ein Dichter zu werden, zuträglich ist. Er schrieb, und die grausame Verbindlichkeit, daß er viel schreiben mußte, raubte ihm die Zeit, die er seiner liebsten Wissenschaft, der Kenntnis der Natur, mit besserm Nutzen hätte weihen können." Bei den Frommen und Stillen im Lande stand Mylius in einem üblen Geruche, weil er seit 1745 eine Wochenschrift unter dem Titel „Der

Freigeist" herausgab, ein Blatt, das aber nicht hielt, was sein Name versprach. Auch der eigensinnigste Splitterrichter, äußert Lessing nach ungefähr zehn Jahren, werde darin nicht das Geringste finden, was der christlichen Tugend und Religion zum Schaden gereichen könnte. Nichtsdestoweniger ging der Titel des Blattes auf seinen Herausgeber über, und nicht nur Mylius, sondern auch seine Freunde und Genossen standen in dem Verdacht der Freigeisterei.

Lessing, frühzeitig darauf bedacht, sich von Vorurteilen und voreingenommenen Meinungen frei zu halten und den Kerngehalt eines Menschen nicht nach seiner äußern Gewandung zu beurteilen, fand in dem Wesen dieses „unglücklichen deutschen Genies", wie er seinen Verwandten einmal nannte, Gaben, die ihn interessierten. Mylius war keine Dutzendnatur; seine Talente und Neigungen entzündeten in dem wißbegierigen, lebensdurstigen Lessing ein Gefühl andauernden Interesses, und erst als Mylius später unter dem Zwang zermürbender Daseinsbedingungen geistig verflachte, zog sein Vetter sich von ihm zurück.

Von weittragender Bedeutung für Lessings Zukunft ward der Verkehr mit Mylius insofern, als dieser, der auch dramatisch tätig war, ihn ins Theater führte, und bald übte das Reich der bemalten Leinwand eine unwiderstehliche Anziehungskraft auf den werdenden Reformator der Bühne aus. Mit Lessing teilte diese Leidenschaft für die Komödie sein Freund Christian Felix Weiße, welchen er bald nach seiner Ankunft in Leipzig kennen lernte. Weiße, ein armer Student, war eine gefällige, dienstbereite, Zeit seines Lebens furchtsame Natur; er lasse sich eher von einem Bedienten betrügen, erdulde seine Grobheiten und Unarten, als daß er ihm einen Verweis geben könne, gestand der Schüchterne. Daß er Lessing als ein Muster und Ausbund von Gelehrsamkeit anstaunte, paßt ganz in das Charakterbild dieses Mannes, welcher in seiner Autobiographie

über seine Bekanntschaft mit dem Freunde schreibt: „Von nicht geringerm Vorteil (als die Vorlesungen Ernestis und Christs) . . . war die Bekanntschaft mit einigen vortrefflichen jungen Leuten . . . Der erste derselben war Joh. Heinr. Schlegel, nachmaliger dänischer Historiograph; und durch diesen ward er mit dem vorzüglichsten verbunden, mit Gotthold Ephraim Lessing, und die große Anhänglichkeit an ihn hinderte diesen später vielleicht, andere Bekanntschaften aufzusuchen. Er hatte sich mit ihm so innig vereinigt, daß sie keinen Tag ohne einander hinbrachten, und da Lessing schon mit vorzüglichen, zumal philologischen Kenntnissen genährt, von der Meißener Fürstenschule gekommen war, so gewann Weiße nicht wenig durch dessen Umgang. Jener teilte ihm alle seine Ideen mit, lehrte ihn die beste und neueste Literatur kennen, machte ihn mit der englischen Sprache bekannt und kritisierte mit ihm alles, was sie lasen und hörten, wodurch sie beiderseits ihre Urteile berichtigten . . . Das höchste Vergnügen für beide war das damalige Theater in Leipzig unter der Neuberin. Sie aßen lieber trocknes Brot — denn auch Lessing hatte nicht viel zu vertun — ehe sie es einmal versäumt hätten. Da sie dessenungeachtet den Aufwand nur sehr schwer bestreiten konnten, so sannen sie auf Mittel, sich ein Freibillet zu verschaffen. Sie übersetzten also gemeinschaftlich französische Stücke, z. B. den Hannibal des Marivaux in gereimten Alexandrinern u. a. und erreichten dadurch ihre Absicht. Nach und nach versuchten sie sich in eigenen Ausarbeitungen“.

Lessing atmete in vollen Zügen die Theaterluft ein und lernte bei seinen Besuchen die Parkettgeheimnisse, noch mehr die weit interessantern der Kulissen kennen. Viel wichtiger aber war, daß er auf Grund eigner Anschauung vertraut wurde mit „hundert wichtigen Kleinigkeiten, die ein dramatischer Dichter lernen muß und durch bloße Lektüre nimmermehr lernen kann.“ Seine Vorliebe für das Theaterwesen beschlag-

nahmte zeitweilig so sehr sein Interesse, daß — nach seinem eignen Zeugnis — sich alles, was ihm in den Kopf kam, in eine Komödie verwandelte.

Das Theater stand unter Leitung der Frau Friederike Karoline Neuber, von welcher Lessing in der Vorrede zu Mylius' Schrift rühmt, daß sie eine Frau „mit männlichen Einsichten" sei, und daß „man sehr unbillig sein müßte, wenn man dieser berühmten Schauspielerin eine vollkommene Kenntnis ihrer Kunst absprechen wollte". In der Tat sagt Lessing, der sparsam lobte, nicht zu viel: in der Tochter des Gerichtsinspektors Weißenborn rollte echtes Theaterblut. Mit Hilfe ihrer Geschäftskenntnisse und ihrer Klugheit brachte die energische, praktische Frau, welche für die damaligen Verhältnisse eine über das Durchschnittsniveau des weiblichen Geschlechts hinausgehende Bildung besaß — so hatte sie beispielsweise als Mädchen Latein und Französisch gelernt — eine vortreffliche Schauspielertruppe zusammen, nachdem die ihres Mannes 1743 sich zersprengt hatte. Auch dadurch ragte ihre Truppe über andere hervor, daß diese Frau für die sittliche Lebensführung ihrer Mitglieder ein Auge hatte. „Wir dulden keine Person, weder männlichen noch weiblichen Geschlechts, die sich nicht wohl aufführt, ihre Kunst versteht oder erlernen will," war ihr Grundsatz. Ehrlich hat sie sich bemüht, die künstlerischen Leistungen ihrer Truppe zu heben, würdige Stücke für die Darstellung auszuwählen und mit größtmöglicher Vollendung aufzuführen, wenngleich sie im Interesse ihrer Theaterkasse in den Spielplan auch Stücke aufnahm, in denen der Hanswurst unseligen Angedenkens die Lachmuskeln der Zuhörer kitzelte. Als Lessing mit der Neuberschen Truppe in Verbindung trat, war ihre Glanzzeit schon geschwunden.. Jahrelang hatte Frau Neuber die Bemühungen Gottscheds unterstützt, welcher klagte, daß die „privilegierten Dresdner Hofkomödianten", die zur Meßzeit in Leipzig spielten, „lauter schwülstige und mit Harlekinslust-

barkeiten untermengte Haupt- und Staatsaktionen, lauter unnatürliche Romanstreiche und Liebesverwirrungen, lauter pöbelhafte Fratzen und Zoten" darstellten. Frau Neuber hatte jahrelang mit ihrer Gesellschaft im Sinne der Gottschedschen Theaterreform gewirkt und sich bemüht, die deutsche Bühne „auf französischen Fuß" zu stellen. Allein der Bruch zwischen der sinnenfrohen, lebensprühenden Theaterleiterin und dem trocknen, gelehrten Schulmeisterdichter war eine Naturnotwendigkeit, und er erfolgte denn auch. Die ehemaligen Freunde wurden Feinde, nachdem unerquickliche Reibereien zwischen ihnen voraufgegangen waren. Als Frau Neuber nach einer verunglückten Gastspielreise mit ihrer Truppe von Petersburg 1741 zur Ostermesse nach Leipzig zurückkehrte, fand sie in der Schönemannschen Truppe, auf welche Gottsched seine Gunst übertragen, eine gefährliche Nebenbuhlerin. Aus Rache wurde ein Teil aus Gottscheds Drama „Der sterbende Cato" auf ihrer Bühne parodiert. In einem Vorspiel verspottete die Frau sogar die Person des ehemaligen Beschützers ihrer Gesellschaft: Der „Hochmut" und das „Vorurteil" erschienen als Furien, Gottsched ward als „der Tadler" dargestellt, „in Gestalt der Nacht in einem Sternenkleid mit Fledermausflügeln, in der Hand eine Blendlaterne und um den Kopf eine Sonne von Flittergold." Die Verhöhnung des Allmächtigen gelang; aber die Bemühungen der Neuber, an der Stätte ihrer alten Wirksamkeit wieder sichern Boden zu gewinnen, scheiterten. Ihr Name jedoch bleibt mit dem Lessings für alle Zeiten verbunden; sie führte — wie Devrient sagt — unsern Dichter, welcher dazu bestimmt war, die deutsche Literatur und die deutsche Bühne in ihrer Eigenheit zu begründen, in das theatralische Leben ein. Lessing schärfte hier nicht nur seinen Blick für die Gesetze der Bühnentechnik, gewann im Umgange mit den Schauspielern Heydrich, Bruck und Koch nicht nur mancherlei wertvolle Winke für die Bühnenwirkung

eines Dramas, sondern ward, indem er sich selbst bildete, auch der Lehrer anderer, und erhielt hier die Feuertaufe als dramatischer Dichter. Brückner, ein Schauspieler, mit dem er später in Berlin verkehrte, sagt, daß er Lessing oft bei den schwierigsten Stellen zu Rate gezogen und von niemand besser belehrt worden sei als von ihm. Lessing habe ihm sogar die schwersten Stellen selbst vordeklamiert und vorgestikuliert.

Entscheidender für die Entwicklung des angehenden Dramatikers war die Tatsache, daß er im Januar 1748 mit seinem Erstlingswerk „Der junge Gelehrte" die Bretter betrat, welche nach Schiller die Welt bedeuten. Als Lessing sich einst über ein aus der Gottschedschen Schule stammendes Stück, das von der Neuber mit großem Erfolg aufgeführt worden war, ungünstig äußerte, hielt man ihm entgegen: Tadeln sei freilich leichter als Bessermachen! Diese Episode — so wird berichtet — soll ihn veranlaßt haben, das schon auf der Meißener Fürstenschule geplante Stück wieder vorzunehmen, bei dessen Ausarbeitung er einen wirklichen Vorfall verwertete. Ein Gelehrter hatte sich mit einer Abhandlung um einen von der Berliner Akademie der Wissenschaften ausgesetzten Preis beworben und in selbstbewußter Weise geäußert, daß ihm diese Anerkennung kaum entgehen könne. Allein er fiel mit seiner Arbeit gründlich ab: sie ward als die schlechteste charakterisiert. Dieses Thema paßte vortrefflich in Lessings Plan. Er brachte sein Drama zu Ende, reichte es der Frau Neuber zur Begutachtung ein, nachdem er Kästners Rat gehört, und hatte die Freude, es aufgeführt zu sehen. „Wenn nach dem Gelächter der Zuschauer und ihrem Händeklatschen," schrieb Lessing 1754, „die Güte eines Lustspiels abzumessen ist, so hatte ich hinlängliche Ursache, das meinige für keines von den schlechtesten zu halten . . . Dieses aber glaube ich, daß mein Stück sich auf dem Theater gewiß würde erhalten haben, wenn es nicht mit in den Ruin der Frau Neuber wäre verwickelt worden." Daß durch die

Aufführung seines Dramas Lessings Leidenschaft für alles, was mit dem Theater zusammenhing, genährt wurde, läßt sich schon begreifen, auch wenn er nicht das Wort geäußert hätte: „Man darf mich nur in einer Sache loben, wenn man haben will, daß ich sie mit mehrerm Ernste treiben soll.“ (Brief an die Mutter, 20. Jan. 1749).

Bei allen diesen Vorgängen hatte er aber einen Faktor nicht mit in Rechnung gesetzt: sein Verhältnis zu seinen Eltern.

Gute Freunde, getreue Nachbarn und dergleichen hatten dafür gesorgt, daß allerlei verbürgte und unverbürgte Nachrichten über das Leben und Treiben Lessings ihren Weg ins Kamenzer Pfarrhaus fanden, und Gotthold hatte versäumt, seinen Eltern über seine Bestrebungen, Erfolge und Hoffnungen genauern Bericht zu geben. Das hatte Verdächtigungen aller Art Tür und Tor geöffnet. Sie kamen dem Pastor primarius und seiner Frau zu Ohren: Wahres und Falsches über ihren Sohn verdichtete sich zu einem Bilde, das den frommen Leuten geradezu Entsetzen einflößte. Sie wähnten ihr Kind bereits am Rande des Verderbens, besonders als sie von seinem Verkehr mit dem übel beleumundeten Mylius, in dessen Zeitschriften, z. B. im „Naturforscher“, Lessing allerlei weltfreudige Lieder hatte erscheinen lassen, und von seiner Verbindung mit Schauspielern hörten. Vielleicht hatten sie auch schon erfahren, daß Lessings Herz für eine der Theaterschönen entbrannt war. Wie aber wallte ihre sittliche Entrüstung erst auf, als sie vernahmen, ihr Kind, der Sohn eines Geistlichen, schreibe sogar Theaterstücke und bringe sie auf die Bühne! Denn nach damaliger Anschauung war alles, was mit dem Theater in näherer Verbindung stand, sittlich anrüchig; der Fromme betrachtete Schauspieler und Schauspielerinnen als verlorne Seelen. Und nun brachte ein Bekannter, der auf Bitten der Mutter dem Sohne einen Weihnachtskuchen aus dem Elternhause zu Kamenz nach Leipzig mitgenommen, die erschreckende Nachricht heim,

daß Gotthold diesen Kuchen bei einer Flasche Wein mit Schauspielern verzehrt habe!

In einem Briefe an seinen Sohn donnerte der Vater über den niederträchtigen Umgang Gottholds mit Freigeistern und Komödianten und ermahnte ihn streng, diesen unchristlichen Umgang zu meiden. Nicht undeutlich wies der würdige Mann auch wohl darauf hin, daß der Magistrat von Kamenz, dem Gotthold ein Stipendium verdankte, ihm diese Unterstützung entziehen würde, wenn er Kenntnis von seinem anstößigen Lebenswandel bekäme; denn das Stipendium wäre doch für Studenten der Theologie ausgesetzt. Johann Gottfried ahnte freilich nicht, daß er seinen Sohn an einer empfindlichen Stelle traf, als er von ihm verlangte, dem Theater den Rücken zu kehren; denn die Erstaufführung des „jungen Gelehrten" stand nahe bevor, und Lessing hätte seine ganze Natur, den tiefsten Strebensdrang und die Schöpferkraft seines erwachenden Genies verleugnen müssen, wäre er dem väterlichen Befehle gefolgt. Voll Wut warf er den Brief, als er mit dem Schreiben zu seinem Freunde Weiße kam, auf den Tisch und sagte dabei: Lesen Sie einmal den — Brief, den ich eben von meinem Vater erhalte! Er erhitzte sich so sehr, daß er die Absicht äußerte, den Theaterzettel, worauf die Aufführung seines Stückes angezeigt war, mit Beifügung seines vollen Namens, Gotthold Ephraim Lessing, an sämtliche Herren der Kamenzer Stadtbehörde zu senden. Weiße suchte ihn zu beschwichtigen. Was bei dem zum eigenwilligen Handeln geneigten Lessing so oft vergeblich war — diesmal ließ er sich von der besseren Einsicht seines Freundes umstimmen.

Doch der Stein kam auch ohnehin ins Rollen. Als die Eltern von jenem Weihnachtsschmaus erfuhren, entsetzten sie sich über den mißratenen Sohn. Am meisten die Mutter; sie weinte bitterlich und gab ihn zeitlich und ewig verloren, berichtet Karl Lessing, welcher das nächste Ereignis in frischer

Anschaulichkeit geschildert hat. Der Vater griff sogar zu einer Notlüge! Er sah den Sohn „am Rande des Verderbens, woraus er ihn plötzlich zu reißen für das Beste hielt. Er schrieb alsbald dem ausschweifenden Jüngling [Januar 1748]: ‚Setze Dich nach Empfang dieses sogleich auf die Post, und komme zu uns. Deine Mutter ist todkrank und verlangt Dich vor ihrem Ende noch zu sprechen.‘ Lessing ohne Bedenken macht sich auf, wie er geht und steht, und siehe! es fällt ein starker Frost ein. Die Zärtlichkeit der Mutter erwacht; sie wünscht, so sehr sie seine Zurückberufung betrieben, daß er dieses Mal nicht gehorchen möge: denn nun fällt ihr sein gutes, weiches Herz, sein Gehorsam und die Unbesorgtheit für sich selbst ein, mit der er sich auf den Weg begeben werde. Sie macht sich die bittersten Vorwürfe und fühlt, daß es doch besser gewesen sei, er wäre mit Freigeistern und Komödianten weiter umgegangen, als auf dem Postwagen erfroren. Sie kann die Zeit nicht erwarten, in der er kommen soll; tausendmal des Tages ruft sie angstvoll sich tröstend aus: ‚Er wird nicht kommen! Ungehorsam lernt sich in böser Gesellschaft.‘ Aber er kommt, tritt in die Stube halb erfroren. Man freut sich, den zweimal verloren gegebenen Sohn wiederzusehen, und ist nur besorgt, daß ihm der ausgestandene Frost nachteilig werden möge. Mit noch immer bekümmertem Herzen kann die Mutter den Gedanken nicht bei sich behalten: Warum bist du auch in der Kälte gekommen? Liebste Mutter, Sie wollten es ja, antwortet er ganz harmlos und klappert dabei an Händen und Füßen. Es ahnte mir gleich, daß Sie nicht krank wären, und ich freue mich herzlich darüber. Kurz, aus dem Verweise, der ihm zugedacht war, ward eine herzliche Unterredung."

Während seiner Anwesenheit im Elternhause sahen Vater und Mutter mehr und mehr ein, daß die sittliche Unantastbarkeit ihres Schmerzenskindes in Leipzig nicht gelitten. Sie fanden ihn reinen Herzens, reinen Sinnes, und wenn er in

der Gottesgelahrtheit auch nicht die Kenntnisse zeigte, welche sie von einem angehenden Geistlichen erwarteten, so merkten sie doch bald, daß Gotthold reicher an Wissen zurückgekehrt war. Freilich mußte sich die Mutter zu ihrem größten Leidwesen bald in die Notwendigkeit fügen, ihren Herzenswunsch, Gotthold als Arbeiter im Weinberge des Herrn zu sehen, aufzugeben. Lessing verfaßte zwar eine Predigt, um ihr den Nachweis zu liefern, „daß er alle Tage ein Prediger werden könne." Aber diese Predigt von der Kanzel der vaterstädtischen Kirche zu halten, vor einer Gemeinde, deren Mitglieder wußten, daß der Redner verpönte Theaterstücke schreibe und aufführen lasse, war unmöglich; das leuchtete auch der frommen Mutter ein. Es war ein herber Schmerz für die Eltern, als Lessing sich entschieden gegen den geistlichen Beruf erklärte. Doch erreichte er jetzt, wo sie ihn leibhaftig wieder bei sich hatten und sahen, daß sie ihre treue Liebe und Sorge keinem Unwürdigen zuwandten, leichter eine Änderung in der Wahl seines Berufes, als er wohl in Leipzig für möglich gehalten. Der Vater zumal, dessen Bibliothek Gotthold während seines Aufenthaltes nicht unbenutzt ließ, erkannte bald die geistige Regsamkeit und den lodernden Wissenstrieb seines Kindes, dessen sprudelnder Witz und heitere Laune den geistig und körperlich Alternden hin und wieder erfrischte, namentlich wenn er seinem Groll gegen das Komödiantentum freie Bahn ließ. Ihm mochte ahnen, daß sein Kind seinen Weg durchs Leben finden würde, auch ohne Theologe zu sein. Ein Beruf, der das Wirken des Mannes ausfüllt, mußte allerdings erwählt werden; daß dies nicht der vagabundierende eines Komödienschreibers sein konnte, war ihm ebenfalls klar. Gotthold entschied sich für das Studium der Medizin, und es gelang ihm, namentlich der Mutter Widerstand dagegen zu brechen. Er tröstete sie damit, daß er nebenher auch Philologie studieren wolle, um auf die eine oder andre Weise, vielleicht als akademischer

Lehrer, später seinen Unterhalt zu suchen. Eine solche Verbindung war damals, als das zersplitternde Spezialistenwesen noch nicht den erschreckenden Umfang von heute hatte, nichts Außergewöhnliches. Lessings spätrer Freund Reiske hatte, obwohl er von Haus aus Mediziner war, gerade um diese Zeit eine Professur für Philologie erhalten. Im achtzehnten Jahrhundert hieß die Losung der Gelehrten: vielseitig und harmonisch — man denke an Leibniz, Goethe, Lessing — heute heißt's: einseitig und tüchtig.

Bis Ostern 1747 hielt sich Lessing in Kamenz auf. Es läßt sich nicht leugnen, daß diese Zeit heilsam auf ihn einwirkte, so groß auch sein Unmut gewesen, als das väterliche Machtwort ihn dem anregenden Leipziger Leben entrissen hatte. War er doch schon tief genug in den Zauber, der von der Bühne und ihren Beherrschern ausging, verstrickt, und war die Gefahr, dieser Leidenschaft zu erliegen, in ihrem Bann seine Kräfte zu zersplittern, doch durchaus keine Einbildung. Jetzt übten die ernsten Mahnungen seines Vaters und die noch eindringlichern seiner Mutter eine mildernde Gegenwirkung auf den feurigen Jüngling aus. Freilich reichte sie nicht so weit, aus dem Saulus einen Paulus im Sinne der Eltern zu machen. Die Eigenart seines Wesens war schon zu selbständig, um durch Einflüsse von außen her gebrochen zu werden; der Geist, der ihn reden hieß, war zu lebendig, um zu schweigen. Noch während seiner diesmaligen Anwesenheit im Elternhause, dessen Atmosphäre sich ihm frostig auf Herz und Hirn legte, dichtete Lessing eine Reihe anakreontischer Lieder, welche in den Genüssen des Weines und der Liebe schwelgten. Die frohsinnbeschwingten Verse erregten den Abscheu seiner puritanisch überspannten Schwester dermaßen, daß sie die Gedichte, als sie diese beim Aufräumen des Zimmers fand, sofort dem Flammentode übergab. Gotthold rächte sich dadurch, daß er lachend der entrüsteten Sittenrichterin eine Handvoll Schnee in den Busen warf, um die fromme Glut zu kühlen.

Im April 1747 war Lessing wieder in Leipzig. Er verirrte sich auch einmal in ein medizinisches Kolleg. Übrigens hatte er sich bestimmt geweigert, seinen Eltern das Versprechen zu geben, daß er das Theater meiden wolle. Die Entfernung von den weltbedeutenden Brettern hatte seinen seelischen Appetit nur geschärft; es war eine geistige Hungerkur gewesen. Bald sah man ihn, erzählt sein Bruder, „früh bei den Proben und abends bei den Vorstellungen, und er studierte die Schauspielkunst mit solchem Eifer, als wenn ein Lehrstuhl derselben für ihn in Leipzig errichtet werden sollte." Allein nach kurzer Zeit erfolgte die Auflösung der Neuberschen Truppe; der Ruin hatte schon längere Zeit gedroht. Im Frühjahr 1748 wandten sich die tüchtigsten Mitglieder der Gesellschaft, so der vielbewunderte Koch und die junge, liebenswürdige Lorenz, die Lessings Herz beschäftigte, der Kaiserstadt an der Donau zu, um das in Leipzig verkrachte Unternehmen auf sicherer Grundlage und unter günstigern Aussichten fortzusetzen. Lessing geriet durch diesen Zusammenbruch in harte Bedrängnis, da er unvorsichtigerweise Bürgschaft für die Schulden einiger Schauspieler übernommen hatte und die leichtlebigen Mimen ihn nun im Stiche ließen. Woher sollte er die Mittel nehmen, seine Verpflichtungen einzulösen? Vom Elternhause war nichts zu holen, und Lessings Oheim, welcher schon einmal kleine Studentenschulden seines Neffen beglichen, würde diesmal nicht wieder der Retter in der Not sein wollen. Lessing sah keinen andern Weg aus diesem finanziellen Wirrwarr als seine schleunige Abreise, die auch erfolgte. Sie geschah aber so heimlich, geradezu fluchtartig, daß seine nächsten Freunde nicht eher etwas davon erfuhren, als bis Lessing seinem vertrauten Weiße in einem Briefe meldete, er wäre auf seiner Reise nach Berlin in Wittenberg erkrankt. Nach Berlin stand sein Sinn, namentlich weil Mylius dahingegangen war, um daselbst für die Akademie mit den beiden Astronomen Euler und Kies eine Sonnen-

finsternis zu beobachten. In Wittenberg ward seine äußere Lage dermaßen mißlich, daß er die Hilfe seiner Eltern in Anspruch nehmen mußte, zumal die Leipziger Gläubiger ihn hier zu finden wußten. Vom Vater erhielt er die Erlaubnis, in der Stadt Luthers seine medizinischen Studien fortzusetzen; er ließ sich auch im August 1748 daselbst einschreiben, hielt aber nichtsdestoweniger innerlich an seinem Plan fest, nach Berlin zu gehen und der Dichtkunst treu zu bleiben. Im November 1748 führte er seinen Vorsatz aus, entschlossen, Universität Universität sein zu lassen und sich als freier Literat seinen Weg zu suchen, die Wissenschaft aus den Händen der Zunft und die nationale Bildung aus den Fesseln des Gelehrtentums zu befreien, wie Danzel scharf hervorhebt. Er fühlte sich den Schulbänken und Hörsälen einer Alma mater, wo die staatlich konzessionierte professorale Weisheit reduziert und gehörig klassifiziert, in geistlosem Einerlei vorgelesen ward, entwachsen. Lessing ist nie der Mann der gelehrten Schablonen und des gelehrten Systems gewesen. Die Universalität seiner Geistesinteressen duldete nicht einen solchen einengenden Rahmen. Er habe zwar in der Fürstenschule zu Meißen und hernach zu Leipzig und Wittenberg studiert, sagt er in einem Briefe an Joh. David Michaelis (16. Okt. 1754), man setze ihn aber in eine große Verlegenheit, wenn man ihn frage, was. Der Grundgedanke seines Lebens und Strebens fortan war, die Errungenschaften menschlicher Geisteserkenntnisse und die Ergebnisse wissenschaftlicher Untersuchungen zum Allgemeingut des gebildeten Volkes zu machen und nicht auf den kleinen Kreis zünftiger Gelehrten zu beschränken. Darum ergriff Lessing den Beruf eines Schriftstellers, und zwar in dem Sinne, seinem Volke ein Lehrer, ein Verkünder der Wahrheit, ein Pfadfinder der Geistesfreiheit zu sein. Dieses Vorhaben war um so kühner, als Lessing der erste war, der vollbewußt diesen Schritt tat und den Beruf des freien Schriftstellers zu Ehren brachte.

Viertes Kapitel.

Der Literat Lessing.

Berlin — wie anders wirkte dies Zeichen auf den geflüchteten Studenten ein! Viermal ist Lessing in der preußischen Hauptstadt gewesen. Immer wieder führte die Hoffnung seines Lebens ihn dahin. In Leipzig und Wittenberg hatte er den Grund seiner wirtschaftlichen Existenz unter den Füßen verloren, und auch jetzt, da er zum erstenmal in Berlin sich aufhielt, war seine Lage bemitleidenswert; denn er war aller Barmittel entblößt. Und doch wußte Lessing, warum er gerade nach dieser Stadt gegangen war.

Hier flutete das Leben in vollen, breiten Strömen. An der Spitze des Hohenzollernreiches, dessen Wappen den kühn aufstrebenden Adler zeigt, stand ein König, vielgeschmäht und vielbewundert, stand Friedrich der Große, welcher durch die glänzenden Waffentaten der beiden Schlesischen Kriege die Aufmerksamkeit der europäischen Fürstenhöfe auf sich und sein Volk gelenkt und hier Verehrung, Liebe und Begeisterung, dort Haß, Neid und Eifersucht erweckt hatte. Noch war Berlin zwar nicht, wie Friedrich der Große wollte, zum Tempel der großen Männer gemacht. Die Regierung Friedrich Wilhelms I., der spröden Spartanernatur, hatte zu rauh in die verheißenden Anfänge Friedrichs I. eingegriffen, welcher reiche Keime junger Geistessaat gepflanzt. Die 1700 gestiftete Akademie der Wissenschaften, das stolze Geisteskind der hochsinnigen Königin Sophie Charlotte, welcher Friedrich der Große nachrühmt, daß sie den Geist feinerer Geselligkeit, wahre Bildung und Liebe zu Kunst und Wissenschaft in Preußen heimisch gemacht habe, war unter

dem allem Ästhetisch-feinen abholden Soldatenkönig zu einem Zerrbild geworden. An Stelle des Universalgenies Leibniz ward der ehemalige Professor Gundling, der Spaßmacher der preußischen Generale. beim Einbecker Bier und holländischen Tabak, als Präsident der Akademie gesetzt, ein dem Trunk ergebener Mann, der sich in die ihm aufgezwungne Rolle eines Hofnarren nicht übel zu finden wußte. Berlin ward eine „große Kaserne," und der von Friedrich gerühmte Geist feinerer Geselligkeit fand unter der nüchternen, strammen Zucht seines Vaters keine Freistätte in der Residenz. Friedrich Wilhelm I. war eine zu robuste Wirklichkeitsnatur, um Kunst und Wissenschaft zu pflegen. Leibniz war ihm ein Kerl, der zu nichts tauge, nicht einmal zum Schildwachtstehen; gegen ihn war jeder einzelne der „langen Kerle," denen des Königs Liebe und Stolz galt, ein wahres Prachtexemplar der Gattung homo sapiens! Unvergessen bleibt diesem Hohenzollern sein Wirken und Walten für die politische Machtgröße seines Staates, unvergessen bleibt ihm auch das Verdienst, das Leben an seinem Hofe von den entsittlichenden Einflüssen andrer Fürstenhöfe rein gehalten zu haben; aber für die geistige Veredelung seiner Untertanen hatte er keinen Sinn.

Da trat 1740 Friedrich der Große das Erbe seiner Väter an, und der fürstliche Philosoph machte nun sein Wort wahr, welches er in seinem „Antimacchiavell" äußerte, daß der Inhaber der königlichen Würde sich nur als den ersten Diener seines Volkes anzusehen habe; der wahre Fürst sei nicht da, um zu genießen, sondern um zu arbeiten. Dem geistigen Leben machte er die Bahn frei zur Entwicklung. Die schmähliche Folter ward abgeschafft; jede Ehe wurde für zulässig erklärt, die nicht durch göttliche Vorschrift unzweideutig verboten war. „In meinen Staaten müssen alle Religionen toleriert werden;" „jeder hat das Recht, nach eigener Façon selig zu werden;" „ein jeder kann bei mir glauben, was er will, wenn er nur

ehrlich ist." Man vergleiche mit dieser Geistesrichtung die in Lessings Geburtsland herrschende, und man wird ahnen, warum es unsern Dichter immer wieder nach Berlin zog.

Freilich war die preußische Residenz bei Friedrichs des Großen Regierungsantritt weder eine Hochburg der Bildung, noch ein Brennpunkt national deutscher Kultur, und Winckelmann mäßigte sich noch in seiner Ausdrucksweise, als er sagte, er gedenke Preußens nur mit Schauder. Aber Friedrich legte rührig die Hand an, daß sich Ströme hellen Lichtes über sein Land ergossen. Der Philosoph Wolf kehrte an seine alte Wirkensstätte zurück, und die Akademie feierte ihre Auferstehung. „Ich habe den Grund zu unsrer neuen Akademie gelegt," schrieb der König an Voltaire am 24. Juni 1740; „ich habe gewonnen Wolf, Maupertuis, Algarotti . . . ich werbe Maler und Bildhauer an." Allerdings war Friedrich ganz im Bann des französischen Wesens befangen und wurde ein „Fremdling im Heimischen," wie wir noch sehen werden. Voltaire, mit dem Friedrich als Kronprinz schon im Briefwechsel gestanden, ward nach Preußen berufen. Am 10. Juli 1750 traf diese „verführerischeste Kreatur" in Potsdam ein, und vierzehn Tage später schrieb er an den Grafen d'Argental: „Da wäre ich also an einem Orte, der ehedem eine Wildnis war und heute verschönert ist durch die Künste, geadelt durch den Ruhm. Hundertundfünfzigtausend siegreicher Soldaten, Oper, Komödie, Philosophie, Poesie, ein Held, der Dichter und Denker ist, Größe und Anmut, Grenadiere und Musen, Trompeten und Geigen, Gastmahl des Platon, Gesellschaft des Platon, Gesellschaft und Freiheit! Wer sollte es glauben?" — „Ich bin hier in Frankreich," heißt es einige Monate später (24. Okt. 1750). „Man spricht nur unsre Sprache. Das Deutsche ist für die Soldaten und Pferde; nötig hat man es nur für die Reise. Als gutem Patrioten schmeichelt mir diese kleine Huldigung, die man unsrem Vaterlande erweist, dreihundert Meilen von Paris."

Während Friedrich dem Philosophen Voltaire seine Bewunderung zollte und ihn als den Vertreter des von ihm hochgeschätzten französischen Esprits verehrte, nahm Voltaire diese Huldigungen als Weihrauch für seine Person, für seine ruhmesdurstige Seele. „Die Natur hat Friedrich den Großen für mich geschaffen," sagt er mit herablassendem Stolz. „Der Teufel selbst muß sich dreinmengen, wenn ich nicht die letzten Jahre meines Lebens glücklich sein werde, bei einem Fürsten, der in allem denkt wie ich und der geruht mich zu lieben, soweit ein König dessen fähig ist."

Neben Voltaire waren am Hofe des preußischen Königs noch andre Franzosen maßgebende Persönlichkeiten: mit dem lebensfrohen provençalischen Marquis d'Argens, dessen „lettres juives" („Jüdische Briefe") seine Aufklärung bezeugten, las der Philosoph von Sanssouci den Tacitus. Dort fand auch der Arzt Julian Offray de la Mettrie, ein heiterer, aber sehr leicht verletzbarer Gesellschafter, ein Unterkommen. Er war einer der stärksten Freigeister und Materialisten, welche den menschlichen Körper als eine Maschine, Leib und Seele für sterblich erklärten und den Zufall als Schöpfer des Universums hinstellten. Lessing schrieb über diesen Herrn an seinen Vater (2. Nov. 1750): „De la Mettrie . . . ist hier Leibmedikus des Königs. Seine Schrift l'homme machine hat viel Aufsehen gemacht. Ich habe eine Schrift von ihm gelesen, welche Anti-Sénèque ou le souverain bien heißt und die nicht mehr als zwölfmal (d. h. in zwölf Exemplaren) ist gedruckt worden. Sie mögen aber von der Abscheulichkeit derselben daraus urteilen, daß der König selbst zehn Exemplare davon ins Feuer geworfen hat." Als Präsident der Berliner Akademie ward ebenfalls ein Franzose berufen: der berühmte Mathematiker Maupertuis, der im Auftrage der französischen Akademie Lappland bereist und daselbst die in der Geschichte der Erdkunde bedeutsamen Gradmessungen geleitet hatte. Nicht ohne Einfluß

auf den Berliner Volkscharakter, wie er eben damals offenkundiger sich zu entwickeln begann, war die französische Kolonie, von deren Mitgliedern die Einwohnerschaft der preußischen Hauptstadt stark durchsetzt war. Ein wichtiger Gärstoff kam damit in die Entwicklung der Berliner, deren nationales Bewußtsein durch die Großtaten Friedrichs Rückgrat und Stärkung empfing. Unter all diesen Einwirkungen bildete sich jenes geistig regsame, keck zugreifende, zungenfertige, zu Witz und Satire aufgelegte Berlinertum, welches Goethe zu Eckermann in einem Gespräch über Zelter folgendermaßen charakterisierte (4. Dez. 1823): „Es lebt, wie ich an allem merke, dort ein so verwegener Menschenschlag beisammen, daß man mit der Delikatesse nicht weit reicht, sondern daß man Haare auf den Zähnen haben und mitunter etwas grob sein muß, um sich über Wasser zu halten.“ Einige dieser Charakterzüge finden sich, mehr oder weniger scharf ausgeprägt, auch in Lessings Wesen wieder, was erklärlich wird, wenn man bedenkt, daß er etwa ein Fünftel seiner Lebenszeit in Berlin zugebracht hat. Nicht umsonst sagt man, daß der Mensch ein Produkt seiner Umgebung sei.

Lessings Anfänge in dieser Stadt kühler Kritik waren traurige. Ohne Geld, ohne einen Beruf, ohne Empfehlungsbriefe war er in der preußischen Königsstadt angekommen, allein auf sich und sein Talent angewiesen: „Die Zeit ist mein Besitz, mein Acker ist die Zeit!“ War sein Mut auch ungebrochen, sein Selbstvertrauen auch stark, die große Schulmeisterin Not führte ihn dennoch durch Prüfungen, unter denen er schwer litt. Zunächst sprang Mylius ihm hilfreich bei; aber auch bei diesem war Schmalhans Küchenmeister, und seine Börse zeigte gewöhnlich einen verdächtigen Mangel. Vor allem fehlte dem an Entbehrung gewohnten ehemaligen Studenten eine anständige Kleidung. Er konnte auf der Suche nach Beschäftigung seinen Außenmenschen unmöglich in diesem jammer-

vollen Zustande den Herren präsentieren, bei denen er auf Erwerb hoffte. Sich nach bewährten Mustern Fürsprache zu verschaffen, wies er mit berechtigtem Stolz von sich. Nicht einmal seinen Eltern wollte er seine mißliche Lage offenbaren, mußte es wohl oder übel aber tun, als sich ihm keine anderweitigen Hilfsmittel darboten. Er bettelte um einen — neuen Anzug. „Ich hätte längst unterkommen können," schrieb er am 20. Januar 1749 nach Kamenz, „wenn ich mir, was die Kleidung anbelangt, ein besseres Aussehen hätte machen können. Es ist dieses in einer Stadt gar zu nötig, wo man meistens den Augen in Beurteilung eines Menschen traut. Nun beinahe vor einem Jahre hatten Sie mir eine neue Kleidung zu versprechen die Gütigkeit gehabt. Sie mögen daraus schließen, ob meine letztere Bitte allzu unbesonnen gewesen ist. Sie schlagen es mir ab unter dem Vorwande, als ob ich, ich weiß nicht wem zu Gefallen, hier in Berlin wäre." — „Der Tisch," schrieb er an anderer Stelle (2. Nov. 1750), „bekümmert mich in Berlin am allerwenigsten. Ich kann für einen Groschen und sechs Pfennig eine starke Mahlzeit tun!" O, glückliches „Sparta!"

Hart prallten die Geister aufeinander, als die Eltern die Gewißheit hatten, ihr Sohn sei in dem als Brutstätte der Freigeisterei verschrieenen Berlin, sei wieder im Bannkreise des gefährlichen Mylius, der ihr Kind vollends verderben müsse. Welch fromme Schauder der Name Berlin damals in gewissen Seelen erweckte, ersieht man aus Albrecht von Hallers Wort, der um die Mitte des Jahrhunderts einen an ihn ergangenen Ruf dorthin ablehnte: „Denken Sie sich einen Christen, denken Sie sich einen Menschen, der an die Religion Jesu glaubt und sie von ganzem Herzen bekennt, nach Potsdam zwischen dem Könige, Voltaire, Maupertuis und d'Argens!" Stand die aufstrebende preußische Residenz bei Leuten vom Schlage Hallers in einem schlimmen Rufe, wieviel mehr bei weniger

Gebildeten, über welche die Kirche noch größere Macht hatte! Schroffer als vorher macht sich in dieser Zeit der unüberbrückbare Gegensatz zwischen der Welt- und Lebensanschauung Lessings und der seiner Eltern geltend. „Ihr habt einen andern Geist denn wir," konnte Lessing mit dem großen Reformator sagen. Hierzu kam, um den Riß noch zu erweitern, Lessings Art, sich gegen die vorgefaßten Meinungen des vergrämten Vaters zu verteidigen, und namentlich die engherzigen, kleinstädtischen Ansichten und Vorurteile der Mutter zu widerlegen. Beim Vater konnte er schon eher auf einiges Verständnis für seine Lebensabsichten hoffen als bei der Mutter. Die Spannung zwischen ihnen wuchs auf beiden Seiten. Lessings freimütiges Bekennen seiner Pläne und überlegenes Beurteilen der einschlägigen Verhältnisse rief wohl den Eindruck kecken Selbstbewußtseins hervor, das einen Mangel an kindlicher Pietät zeigte; sein zähes Festhalten an seinen Absichten für die Zukunft konnte dem Uneingeweihten als Starrsinn und Besserwisserei erscheinen. Und doch tat er nur, was seine innere Stimme ihn tun hieß.

Die Eltern verlangten, ihr Sohn solle sofort nach Kamenz zurückkehren. Lessing schrieb, er wolle, wenn sie es forderten, Berlin verlassen, um ihnen den Nachweis zu liefern, daß er nicht an Mylius gebunden sei (20. Jan. 1749). Denn Lessing brauchte nicht viel Scharfsinn zu der Erkenntnis, daß sein Umgang mit diesem Manne den Eltern der nächste Stein des Anstoßes war. „Ich sehe sehr wohl," schreibt er (20. Jan. 1749), „daß die nachteilig gefaßte Meinung von einem Menschen, der, wenn er mir auch sonst nie Gefälligkeiten erzeigt hätte, mir sie doch gewiß jetzt erzeigt, da sie mir jetzt am nötigsten sind, daß, sage ich, diese nachteilig gefaßte Meinung die vornehmste Ursache ist, warum Sie mir in meinen Unternehmungen so sehr zuwider sind. Es scheint ja, als wenn Sie ihn für einen Abscheu aller Welt hielten. Geht dieser Haß nicht zu weit?

Mein Trost ist, daß ich in Berlin eine Menge rechtschaffener und vornehmer Leute finde, die ebensoviel aus ihm machen als ich. Doch Sie sollen sehen, daß ich nicht an ihn gebunden bin. Sobald als ich eine nochmalige Antwort von Ihnen erhalte, worin Sie mir eben das sagen, was ich aus dem letzten Briefe habe schließen müssen, will ich mich ungesäumt von Berlin wegbegeben." Aber — und nun folgt der Kernpunkt seines Briefes, der in unbeirrbarer Willensfestigkeit, fast kategorisch fortfährt: „Nach Hause komme ich nicht. Auf Universitäten gehe ich jetzt auch nicht wieder . . . Ich gehe ganz gewiß nach Wien, Hamburg und Hannover. Ich finde an allen drei Örtern sehr gute Bekannte und Freunde von mir. Wenn ich auf meiner Wanderschaft nichts lerne, so lerne ich mich doch in die Welt schicken. Nutzen genug! Ich werde doch wohl noch an einen Ort kommen, wo sie so einen Flickstein brauchen wie mich." In kindlicher Dankbarkeit ließ er den Satz noch einfließen, seine Eltern können versichert sein, daß er, er möge sein, wo er wolle, allezeit schreiben und niemals die Wohltaten vergessen werde, die er von ihnen so lange genossen.

Hatte Lessing gehofft, die Eltern für seinen Lebensplan zu erwärmen, so sah er bald ein, daß er sich einer Täuschung hingegeben. Die Mutter hatte ihm auf seine Bitten, ihm den versprochenen Anzug zu schicken, sogar ihre Hilfe verweigern wollen, in kleinlicher Absicht wohl hoffend, ihn dadurch zur Rückkehr hinter die Schutzmauern der Kamenzer Pfarrei zwingen zu können. Wie wenig kannte sie ihren Sohn! Nun aber äußerte dieser gar seine Absicht, nach dem erzkatholischen Wien zu gehen, zu „sehr guten Bekannten und Freunden", d. h. seine Seele wieder Komödianten zu verschreiben. Das durfte nicht sein. Man schickte ihm Geld, welches er nebst der durch seine Arbeit erworbenen Summe zu einer neuen Kleidung anlegte. Zugleich aber forderte der Vater ihn von neuem

auf, nach Kamenz zu kommen. Lessing wußte dieser Forderung stichhaltige Gründe für Berlin entgegenzusetzen. Als der Vater sich sogar zu der unverhohlenen Behauptung hinreißen ließ, es wären „lauter Lügen", was Lessing ihm von den Gelegenheiten, in Berlin ein Unterkommen zu finden, geschrieben, da antwortete der Sohn mit würdevollem Schmerz (10. April 1749): „Ich bitte Sie inständigst, setzen Sie sich einen Augenblick an meine Stelle und überlegen, wie einen solche ungegründete Vorwürfe schmerzen müssen, deren Falschheit, wenn Sie mich nur ein wenig kennen, Ihnen durchaus in die Augen fallen muß." Ein neuer Plan taucht auf: der Primarius wies Gotthold auf die akademische Laufbahn hin. Lessing sollte sich um eine Anstellung am philologischen Seminar der Göttinger Georgia Augusta bemühen, um später mit Hilfe des Kanzlers Mosheim eine Professur zu erlangen. „Was die Stelle in dem Seminario philologico in Göttingen anbelangt, so bitte ich Sie inständigst, sich alle ersinnliche Mühe deswegen zu geben. Ich verspreche es Ihnen bei Gott, daß ich, sobald es gewiß ist, alsbald nach Hause kommen oder gleich von hier aus dahin gehen will. Wissen Sie aber gar nichts Gewisses für mich, so ist es ja besser, daß ich hier bleibe, an einem Orte, wo ich mein Glück machen kann, gesetzt, ich müßte auch warten. Was soll ich zu Hause?" Der Plan zerschlug sich. Als aber die endlosen Anklagen und bittren Vorwürfe vom Elternhaus nicht aufhörten, als die Briefe aus Kamenz, zum Teil auf Grund von Verleumdungen, immer wieder dem „verlornen" Sohne seinen Mangel an Religiosität, an christlichem Glauben und kindlicher Pietät vorhielten, da schrieb Lessing jene berühmte Stelle (vom 30. Mai 1749), welche lautet: „Was soll ich aber dabei tun? Soll ich mich weitläufig entschuldigen? Soll ich meine Verleumder beschimpfen und zur Rache ihre Blöße aufdecken? Soll ich mein Gewissen — soll ich Gott zum Zeugen anrufen? Ich müßte weniger Moral

in meinen Handlungen anzuwenden gewohnt sein, als ich in der Tat bin, wenn ich mich so weit vergehen wollte. Aber die Zeit soll Richter sein. Die Zeit soll es lehren, ob ich Ehrfurcht gegen meine Eltern, Überzeugung in meiner Religion und Sitten in meinem Lebenswandel habe. Die Zeit soll lehren, ob der ein besserer Geist ist, der die Grundsätze der christlichen Lehre im Gedächtnisse und, oft ohne sie zu verstehen, im Munde hat, in die Kirche geht und alle Gebräuche mitmacht, weil sie gewöhnlich sind, oder der, der einmal klüglich gezweifelt hat und durch den Weg der Untersuchung zur Überzeugung gelangt ist oder sich wenigstens noch dazu zu gelangen bestrebt. Die christliche Religion ist kein Werk, das man von seinen Eltern auf Treue und Glauben annehmen soll. Die meisten erben sie zwar von ihnen ebenso wie ihr Vermögen; aber sie zeigen durch ihre Aufführung auch, was für rechtschaffene Christen sie sind. Solange ich nicht sehe, daß man eins der vornehmsten Gebote des Christentums, seinen Feind zu lieben, nicht besser beobachtet, so lange zweifle ich, ob diejenigen Christen sind, die sich davor ausgeben." In lateinischer Sprache fügte er die Bitte an den Vater bei, sich von dem Hasse der Frau Mutter gegen Mylius, von dem sie annehme, er könne ihren Sohn „verführen und auf unredliche Wege bringen" weniger beeinflussen zu lassen.

Lessing, der, wenn man an den Göttinger Plan denkt, sich nicht ohne innern Zwang in den Lehrkörper einer Universität eingefügt hätte, fand in Berlin eine seinen Neigungen und Fähigkeiten zusagende Beschäftigung. Seinem Vater, der „den alten Vorwurf von den Komödien wieder aufgewärmt", hatte er geschrieben (10. April 1749): „Daß ich zeitlebens keine mehr machen oder lesen wollte, habe ich Ihnen niemals versprochen . . . Meine Korrespondenz mit Komödianten ist ganz anders, als Sie sich einbilden. Nach Wien habe ich an den Baron Sellier geschrieben, welcher der Direktor von allen

Theatern im Österreichischen ist, ein Mann, dessen Bekanntschaft mir keine Schande ist. Ich habe nach Danzig und Hannover an gleiche oder wenigstens sehr geschickte Leute geschrieben, und ich glaube, es kann mir kein Vorwurf sein, wenn man mich auch an mehreren Orten als in Kamenz kennt. Werfen Sie mir nicht dagegen ein, es kennten mich nur Komödianten. Wenn mich die kennen, so müssen mich notwendig auch alle kennen, die meine Arbeit von ihnen haben aufführen sehen."

Diese seine alte Leidenschaft für das Theater brachte Lessing nun in engere Verbindung mit Mylius.' Gemeinsam mit ihm gab er 1750 die Vierteljahrsschrift: „Beiträge zur Historie und Aufnahme des Theaters" heraus. Das Programm zu diesem encyklopädischen Unternehmen, wie es in der von Lessing verfaßten und hier und da von Mylius beeinflußten „Vorrede" enthalten ist, zieht alle Fragen des dramatischen Schaffens und des Theaterwesens in den Kreis seiner Betrachtung: Veröffentlichungen einheimischer und ausländischer Kunstrichter über Einrichtung der Schauspiele; Beurteilung der neuesten theatralischen Stücke, wobei gegen die bisherige Gewohnheit mehr das Schöne als das Schlechte aufgesucht werden soll; Muster aus dem Griechischen, Lateinischen, Französischen, Italienischen, Englischen, Spanischen und Holländischen in Übersetzungen, namentlich solche Stücke, die in Deutschland bisher am wenigsten bekannt sind. Ein Hauptaugenmerk soll dabei auf das englische und spanische Theater gerichtet werden. Shakespeare, Dryden, Lopez de Vega, Antonio de Mendoza u. s. w. verdienten unsere Hochachtung sowohl wie die gepriesenen französischen Dichter. Gewiß sei, wollte der Deutsche in der dramatischen Poesie seinem eignen Naturelle folgen, so würde unsre Schaubühne mehr der englischen als der französischen gleichen. Die Herausgeber wollen ferner der Kunst des Schauspielers, die ein notwendiger Teil der dramatischen Poesie sei, ihre Aufmerksamkeit ebenso zuwenden, wie

Beiträge zu einer Geschichte des Theaters sammeln, Abhandlungen über den Ursprung, den Fortgang, den Verfall und die Wiederherstellung der Schaubühne bei allen gesitteten Völkern. Gottsched, von dem man damals ein größeres theatergeschichtliches Werk erwartete, heimst bei dieser Gelegenheit ein kräftiges Lob des zwanzigjährigen Theaterhistorikers und Bühnenreformers ein: „Es sind nun vier Jahre, daß uns bei dem Beschlusse der deutschen Schaubühne der Herr Professor Gottsched Hoffnung zu einer Historie des Theaters machte. Es ist gewiß, wir sind nicht die einzigen, die der Erfüllung dieses Versprechens mit Vergnügen und mit einem unruhigen Verlangen entgegengesehen haben. Man muß gestehen, daß er sehr geschickt dazu sein würde, und daß seine Verdienste, die er unwidersprechlich um das deutsche Theater hat, dadurch zu ihrer vollkommenen Größe anwachsen würden. Es ist also um soviel mehr zu bedauern, daß ihn ohne Zweifel wichtigere Geschäfte von dieser Arbeit abhalten, die fast einen eignen Mann erfordern will." Das ist ein hohes Lob, welches der Leipziger Literaturpapst hier davonträgt. Lessings Urteil über Gottsched, das an andrer Stelle wesentlich anders lautet, ist hier ebenso jugendlich-unreif, wie das weitschichtige Programm zu seiner Zeitschrift.

Sie hatte ein kurzes Leben. Die Herausgeber hielten nicht, was sie versprachen. Lessings größte Arbeit in dieser Encyklopädie ist eine „Abhandlung von dem Leben und den Werken des Marcus Accius Plautus" (soll heißen: Titus Maccius Plautus), der „Die Gefangenen. Ein Lustspiel", sowie eine Kritik dieses Stückes angehängt sind. Zwischendurch fallen Schlaglichter auf literarische und gesellschaftliche Verhältnisse und Strömungen zu Lessings Zeit. Es ist erinnerlich, daß Lessing für Plautus schon in Meißen und in Leipzig Vorliebe hatte; er stand also in der Sache, als er ihn würdigte. Aber das vorgesteckte Ziel erreichte die Zeitschrift nicht; sie ging

schon 1750 ein. Der schreibfertige Mylius hatte in den „Beiträgen" gelegentlich der Übersetzung eines Stückes von Macchiavell geäußert, frage man ihn, warum er nicht lieber ein gutes als ein mittelmäßiges Stück gewählt habe, so bitte er, ihm erst ein gutes Stück von dem italienischen Theater zu nennen. Durch diese unvorsichtige Äußerung, in welcher Mylius seine Unwissenheit bekannte, fühlte Lessing sich und seine Zeitschrift vor der Öffentlichkeit so bloßgestellt, daß er plötzlich das Unternehmen abbrach: „Ich stellte mir vor, jeder, der in der italienischen Literatur nur nicht ganz und gar ein Fremdling sei, werde uns zurufen: wenn ihr die Bühnen der übrigen Ausländer nicht besser kennt als die Bühnen der Italiener, so haben wir uns feine Dinge von euch zu versprechen." Vier Jahre später trat er, innerlich gereifter, gewissermaßen mit der Fortsetzung dieses Unternehmens, mit der „Theatralischen Bibliothek", auf den Plan.

Zunächst fand Lessing ein Amt bei der „Berlinischen privilegierten Zeitung", welche noch heutzutage unter dem Namen Vossische Zeitung zu den angesehensten Tagesblättern Deutschlands gehört*). Vor ihm war Mylius zwei Jahre daran tätig gewesen (1748—1750). Johann Michael Rüdiger und nach ihm sein Sohn Johann Andreas hatten dem von ersterem 1704 gegründeten Blatt aus bescheidenen Anfängen zu kräftiger Entwicklung verholfen. Als 1748 des letztern Schwiegersohn Christian Friedrich Voß an diesem Unternehmen teilnahm, erweiterte er, dem unter der Ägide Friedrichs des Großen mächtig aufstrebenden journalistischen Zeitgeiste in Berlin Rechnung tragend, das Programm des Blattes. Die Abteilung „Von gelehrten Sachen" ward zur ständigen Rubrik. Lessing übernahm die Redaktion dieses Faches und hat ununterbrochen diese feuilletonistische Tätigkeit von Dezember 1752 bis Oktober 1755 aus-

*) Ein Nachkomme von Lessings jüngstem Bruder, der Geh. Justizrat C. R. Lessing, ist noch heute Haupteigentümer der Zeitung.

geübt, nachdem er vorübergehend schon 1751 für das Blatt gearbeitet. Im Frühjahr 1751 erhielt die Vossische Zeitung eine Beilage, die „den gelehrten Neuigkeiten" gewidmet war, „und zwar" — wie es in der Ankündigung heißt — „denen, welche diejenigen Künste und Wissenschaften betreffen, die bei den meisten mehr zum Vergnügen als zur Beschäftigung dienen." Der Titel dieser Monatsbeilage, deren Ursprung man auf Lessing gedeutet hat, hieß: „Das Neueste aus dem Reiche des Witzes." Sie erschien von April bis Dezember 1751.

In der Vossischen Zeitung hat Lessing seinen Ruf als Kritiker begründet, und Macaulay, der große englische Geschichtsschreiber, hatte ein Recht, später Lessing „den ersten Kritiker in Europa" zu nennen. Die glänzenden Eigenschaften, welche man an Lessings Feder hernach bewunderte, zeigen sich schon jetzt mehr oder weniger offenkundig: sein reiches Wissen, das gewaltige Zeiträume beherrscht; sein Scharfblick, welcher sofort die wesentlichen Eigentümlichkeiten, die Vorzüge und Schwächen des besprochenen Verfassers herausholt und in den „Blickpunkt" unsrer Seele stellt; sein klarer, gedrungener Stil, der, dem Zweck und dem verfügbaren Raume entsprechend, das Urteil in deutsamen Lakonismen, oft in scharf pointierter epigrammatischer Kürze, nicht selten witzig und geistreich ironisierend, fällt; seine unbestechliche Wahrheitsliebe; sein Mut im Aussprechen von Überzeugungen; die Gerechtigkeit seines Urteils, das kein Ansehen der Person kennt und weder auf Rang noch Herkunft des Verfassers sieht — all dieses vereinigt sich zu einem Gesamtcharakterbild, das Macaulays Urteil berechtigt erscheinen läßt.

Als Lessing schriftstellerisch auf die Schaubühne der Öffentlichkeit trat, standen unserm deutschen Schrifttum schwere Geisteskämpfe bevor. Deutschland besaß, wie es wissenschaftlich unter dem Joche der theologischen Herrschaft seufzte, in schöngeistiger Hinsicht keine eigne Kunst. Unsre Dichtung marschierte unter dem Banner der Franzosen. Der Dreißig-

jährige Krieg, welcher die Entwicklung unsrer nationalen Kultur um zwei Jahrhunderte zurückgeworfen, trug an dieser Ausländerei die Hauptschuld. Die deutsche Dichtkunst nährte sich von den Brosamen, die in der Hauptsache von dem Tische der über alles bewunderten Franzosen fielen. Hier und da erstanden Männer, welche neue Ideen ausstreuten und durch ihr Beispiel reformatorisch wirkten. Christian Thomasius und Christian Wolf lehrten die studierten Leute, endlich einmal wieder deutsch zu schreiben. Den letztgenannten Philosophen nahm sich in seiner Prosa Johann Christoph Gottsched zum Vorbild, freilich ohne ihn zu erreichen, obgleich Leipzig damals das Lob beanspruchte, das einzig reine Deutsch zu schreiben. Dieser ehrgeizige Professor war durchaus nicht der Reformator des deutschen Schrifttums, als den er sich betrachtete; er besaß nicht die Gaben, der poetischen Not der Zeit zu steuern. Und vollends als Umbildner der deutschen Schaubühne seine angebliche Sendung zu erfüllen, fehlte es ihm an lebendigem Kunstgefühl, wenngleich, wie Danzel in seinem Werke über diesen Mann hervorhebt, Gottsched der erste gewesen sei, der mit Bewußtsein den Begriff und die Begründung einer deutschen Gesamtliteratur, der wissenschaftlichen sowohl, wie der dichterischen, ins Auge gefaßt habe. Das bleibt ihm unbestritten. Das Segensreiche und das Verhängnisvolle seines Wirkens liegt darin, daß er „der einseitige Parteigänger des französischen Klassizismus“ war. Was die Griechen den Römern, sollten uns die Franzosen sein, womit nicht gesagt sein soll, daß Gottsched auf die französischen Theaterstücke wie der rechtgläubige Theologe auf das Evangelium schwor. Auch war Gottsched nicht blind gegen die Schwächen der Dramen, die von jenseit des Rheins kamen; er besaß deutsches Nationalgefühl genug, um 1742 zu äußern: „Nunmehr würde es ferner unnötig sein, unsre Schaubühne mit Übersetzungen zu überhäufen. Sowie ich es also nicht länger für ratsam halte, ewig

bei unsern Nachbarn in die Schule zu gehen und sich unaufhörlich einer sklavischen Nachahmung ihrer Fußtapfen zu befleißigen, so glaube ich, daß es nunmehr Zeit sei, unsre eignen Kräfte zu versuchen, und die freien deutschen Geister anzustrengen, deren Kraft gewiß, wie in andern Künsten und Wissenschaften, also auch in der theatralischen Dichtkunst, unsern Nachbarn gewachsen, ja überlegen sein wird." Aber in welchem Irrtum wurzelte seine Anschauung, wenn er 1744 in der Vorrede zu Neukirchs Gedichten schreibt, daß das goldene Zeitalter unsrer Poesie in den Zeiten gesucht und festgesetzt werden müsse, da Besser und Canitz, Neukirch, Günther und Pietsch gelebt und geschrieben haben. Das sind jene poetischen Eintagsfliegen, welche fast alle zum Schwarm der bereits im vorigen Kapitel dieses Buches erwähnten Hofdichter gehörten.

Gottscheds Hauptstreben galt dem Theater, dem Drama, und hier steht er auf dem Standpunkt eines trocknen Schulmeisters, weshalb er beispielsweise den Dichtergenius eines Shakespeare so wenig begreifen kann, wie in der lyrisch-epischen Poesie den eines Milton und eines Klopstock. Die Dichtkunst galt ihm als etwas Erlernbares; der berüchtigte Harsdörffersche Nürnberger Trichter oder „Anweisung, in sechs Stunden die deutsche Reim- und Dichtkunst einzugießen" spukte also immer noch in der deutschen Literatur. In seinem „Versuche einer kritischen Dichtkunst für die Deutschen" sieht Gottsched seine Aufgabe darin, die Regeln der Kunst aus der Vernunft und der Natur herzuleiten. Zweck der Dichtung ist ihm die trockenste Lehrhaftigkeit; Haupterfordernisse eines Gedichtes sind ihm Verständigkeit des Gedankeninhalts und Regelmäßigkeit der Form. Dabei ging hinsichtlich seiner Theaterreformen sein Streben von guten Beweggründen aus. Die schwülstigen Trauerspiele Lohensteins und die holprige Übersetzung der Sophokleischen Antigone, welche er noch in Königsberg kennen gelernt, konnten ihn nicht befriedigen. Da fiel ihm Boileau in die Hände; er las

diesen Franzosen, sowie Corneille und Molière mit wachsendem Interesse und war bald ganz in ihrem Bann. Von Dramen solcher Art hoffte er eine Verjüngung der deutschen Schaubühne und verfiel ganz dem französischen Klassizismus. Unvergessen bleiben ihm seine Bemühungen, die rohen Harlekinaden und polternden Hanswurstpossen, die bluttriefenden Haupt- und Staatsaktionen von der Bühne zu verbannen, der Oper, welche damals „sinnlosem und gauklerischem Augenprunk“ frönte, die Herrschaft im Theater streitig zu machen. Unvergessen bleibt ihm aber auch der Wust glatter und fader Theaterstücke, mit denen er und seine Genossen, seine schöngeistige Frau Luise, geb. Kulmus, eingeschlossen, den Büchermarkt überschwemmten. Unvergessen bleibt ihm ferner sein Herrschaftsgelüst, junge aufstrebende Talente zu bevatern, den Strom ihres frischen poetischen Schaffens, wofür seine pedantisch nüchterne Natur kein Verständnis hatte, in das Kanalwerk seines Regelkrams zu zwängen, was zur Folge hatte, daß seine begabtesten Schüler, die ehemals auf die Worte ihres Meisters schwuren, ihm den Rücken wandten und einen eignen Verein gründeten, so die beiden Schlegel, Gellert, Rabener, Zachariä, Cramer, Gisele, Johann Arnold Ebert. Es ist jene Gruppe, welche in den sogenannten Bremer Beiträgen sich ein eignes Organ schuf. Die Leute, welche ihm das angemaßte Zepter aus den Händen wanden, waren die Schweizer Bodmer und Breitinger.

1740 brach der Streit, der schon längere Zeit im stillen geglommen hatte, offen aus. War Gottsched von den Franzosen ausgegangen, so hatten der feurige Bodmer und der maßvollere Breitinger sich die Engländer zum Vorbild genommen. „Addison hatte mein Herz; mit ihm ging ich aus meinem Winkel und tat die ersten Besuche bei den handelnden Menschen.“ Der Hauptunterschied zwischen der dichterischen Anschauung der Schweizer und der des Leipziger Gelehrten besteht darin, daß die Züricher der arg vernachlässigten künstlerischen Phantasie

zu ihrem Rechte in der Poesie verhalfen, freilich nicht in dem Sinne, was unsre Zeit unter diesem Begriffe versteht. Bei Gottsched aber kam zunächst die Regel. Er sagte: „Ohne Beobachtung der Regeln kann der Dichter nichts Gescheites, Ordentliches und Angenehmes hervorbringen, wenngleich alle ersinnlichen Einflüsse des Himmels an seinem Hirnkasten gezimmert hätten." Bei den Schweizern hingegen hieß die Losung: „Phantasie und Leidenschaft machen den Poeten." „Ich nenne," schreibt Breitinger in seiner „Kritischen Dichtkunst", welche er dem gleichnamigen Buche des Leipziger Kunstrichters entgegenstellte, „die Poesie eine poetische Malerkunst . . . Die eigentümliche Kunst des Poeten besteht darin, daß er die Sachen, die er durch seine Vorstellung angenehm machen will, von dem Ansehn der Wahrheit bis auf einen gewissen Grad künstlich entferne, jedoch in dem Maß, daß man den Schein der Wahrheit nicht gänzlich aus dem Gesicht verliert. Folglich muß der Poet das Wunderbare als wahrscheinlich und das Wahrscheinliche als wunderbar vorstellen." Der Begriff der dichterischen Phantasie deckte sich bei den Schweizern so ziemlich mit dem „Wunderbaren", und das Wunderbare war ihnen ein „vermummtes Wahrscheinliches", wie eins ihrer Schlagworte lautet. Darauf beruht das Einseitige ihres Programmes, das nicht in allen Punkten überzeugend klar ist. Da traf der von ihnen verehrte Klopstock den Nagel besser auf den Kopf, wenn er in seinem „Goldenen ABC der Dichter" diesen rät: „Laß du dich durch kein Regelbuch irren, wie dick es auch sei. — Frag' du den Geist, der in dir ist, und die Dinge, die du um dich siehst und hörest und die Beschaffenheit des, wovon du vorhast zu dichten: und was die dir antworten, dem folge." Daß der Horizont der Züricher, wenn schon er weiter ging als der der Leipziger, doch noch beschränkt war, zeigt folgender Widerspruch bei ihnen: sie lassen der Phantasie weiten Spielraum, verlangen trotzdem aber von der Poesie Lehrhaftigkeit. Im Leipziger

Lager hieß es: erst Regel, dann Kunst, im Züricher Lager: erst Kunst, dann Regel. Die Schweizer verachteten — gleich Klopstock — den Reim, die Leipziger „unterwarfen das Reimen dem Joche der Vernunft." Die Schweizer waren Apostel der britischen Literatur, die Leipziger beugten bewundernd vor la France die Kniee. Bodmer pries und übersetzte Miltons „Paradise Lost", Gottsched und Genossen bildeten ihren Geschmack und ihr Urteil an Corneille, Racine, Voltaire, Molière, Regnard, Destouches.

Und Lessing? Er trat weder auf die Seite der einen, noch der andern, sondern wahrte sich auch hier seine Selbständigkeit, die — es sei abermals gesagt — Zeit seines Lebens ein hervortretender Zug an ihm war.

Das zeigt sich auch in seinen Rezensionen, welche er in der „Berlinischen privilegierten Zeitung" zum Abdruck brachte, und in seinen Ausführungen in der Feuilleton-Beilage dazu. Es ist selbstverständlich, daß er dabei die literarischen Grundströmungen seiner Zeit streift. Neben recht Bedeutungslosem findet sich in diesen kritischen Würdigungen manches Goldkorn seines Genius. Wie ernst er seine Aufgabe nahm, beweist sein Voltaire nachgesprochener Satz, daß man ohne historische Bildung ein unerfahrenes Kind und als Philosoph ohne die Geschichte des Irrtums und der Wahrheit ein aufgeblasener Sophist bleibe.

Über Gottsched äußert sich Lessing mehrmals. In der Anzeige von dessen „Gedichten" (27. März 1751) sagt der Kritiker, „das Äußere dieser Gedichte sei so vortrefflich, daß es den Buchläden große Ehre machen werde. Von dem Innern aber einen zureichenden Entwurf zu geben, das übersteigt unsre Kräfte." Das Endurteil über diese Verse faßt Lessing ironisch dahin zusammen: „Diese Gedichte kosten . . . 2 Tlr. 4 Gr. Mit 2 Tlr. bezahlt man das Lächerliche und mit 4 Gr. ungefähr das Nützliche." Auch in der Anzeige von „Herrn Prof. Gottscheds neuesten Gedichten auf verschiedene Vorfälle"

(18. Nov. 1749) werden dem „Vormund des guten Geschmacks in Deutschland" ein paar boshafte Schmeicheleien unter die Nase gerieben: Der Herr Professor habe nun in seinem fünfzigsten Jahre nach den unzähligen Kritiken, die seine Gedichte haben ausstehen müssen, endlich eingesehen, daß seine bisherigen Verse nichts taugen. Er habe hin und her gesonnen, was doch die Ursache davon sein möchte, und da sei er zu der Erkenntnis gekommen, daß er seine bisherigen Gedichte meistens zu Hause, zwischen vier Wänden, verfertigt habe, und daß also wohl nichts fehle, als sein Heil auf Reisen zu versuchen und zu sehen, ob es ihm gelingen möchte, noch mit der Zeit ein andrer Flemming zu werden. Gedacht, beschlossen, getan. Er reiste in das „fruchtbarmachende" Karlsbad, und von da nach Regensburg und Wien. Die Frucht dieser poetischen Reise seien die neuesten Gedichte des Herrn Professor, „und wir sehen daraus, daß seine poetische Stunde noch nicht gekommen ist." In der Aprilnummer des „Neuesten aus dem Reiche des Witzes" sagt Lessing: „Wie erfreut würden wir sein, wenn er [Gottsched] einmal die undankbare Dichtkunst verlassen wollte und der Welt keine Gelegenheit zu geben suchte, ihn auf seiner schwächsten Seite zu betrachten, da er sich auf so vielen andern zeigen kann, welche ihm alle Hochachtung erwerben." Wiederholt hat Lessing ferner Gelegenheit, über Klopstock sich zu äußern, dessen hochgeschraubte Empfindungsweise seinem Wesen allerdings nicht zusagen konnte. Mit Recht schreibt der Kritiker (7. Dez. 1751) von Klopstocks Ode an Gott („Mach, Gott, dies Leben, mach es zum schnellen Hauch"): „Durch die ganze Ode herrscht eine gewisse erhabene Zärtlichkeit, die, weil sie zu erhaben ist, vielleicht die meisten Leser kalt lassen möchte." Scharf geht Lessing mit den verzückten Schwarmgeistern und „unverschämten Anbetern" des „Messias" ins Gericht, so hoch er auch dieses Epos schätzt. „Bei diesen Leuten heißt Kritik, wenn sie auf den Messias zu reden kommen, nichts

anders als Lobspruch," schreibt er am 29. Nov. 1749 über einen Herrn Reichel, Mitglied dieser Sippe, der eine Schrift über den Wohlklang des Silbenmaßes im Messias veröffentlicht hatte. „Herr Reichel dringt mit seinen kritischen Lobsprüchen nicht in das Innere dieses Heldengedichts ein. Er sieht es; er fängt an zu lesen; er sperrt Maul und Nase auf und sieht das Silbenmaß an, wie die Kuh das neue Tor. Er entdeckt unentdeckliche Schönheiten darinne und gibt dadurch einen Beweis von der Feinheit und scharfen Ausdehnung des Trommelfells seiner Ohren." In dem Mai-Feuilleton der Beilage sagt Lessing, der nicht mit den Schweizern in das Horn der Klopstockbesessenen stieß: „Wenn ein kühner Geist, voller Vertrauen auf eigne Stärke, in den Tempel des Geschmacks durch einen neuen Eingang dringt, so sind hundert nachahmende Geister hinter ihm her, die sich durch diese Öffnung mit einzustehlen hoffen. Doch umsonst; mit eben der Stärke, mit welcher er das Tor gesprengt, schlägt er es hinter sich zu. Sein erstaunt Gefolge sieht sich ausgeschlossen, und plötzlich verwandelt sich die Ewigkeit, die es sich träumte, in ein spöttisches Gelächter."

Wie sehr Lessing, trotz seiner kritischen Bedenken im einzelnen, den „Messias" verehrte, liest man in seinen „Briefen": er sei von der Schönheit des Messias so überzeugt, als die Gegner der Klopstockschen Muse es kaum von der Schönheit ihrer eignen Poesien sein können. Selbst das, was er daran auszusetzen habe, solle es ihm beweisen. „Das ist wunderlich, wird man denken. So gar wunderlich nicht. Es gibt eine Art des Tadels, welche dem Getadelten Ehre macht." Und nun folgt ein berühmter Satz Lessings: „Man schätzt jeden nach seinen Kräften. Einen elenden Dichter tadelt man gar nicht; mit einem mittelmäßigen verfährt man gelinde; gegen einen großen ist man unerbittlich." (15. Brief). Zu den „großen" rechnet Lessing den Poeten des Messias. Dieses Epos werde man immer noch ein ewiges Gedicht nennen, wenn

die Poesien seiner Gegner längst in Vergessenheit begraben sein werden. Von anderen bedeutenden Zeitgenossen, deren Lessing in dem Berliner Blatte gedenkt, seien Kästner, Bodmer, Gellert, Zachariä, Uz, Pope, sowie die Franzosen Voltaire, Rousseau, Diderot, Montaigne und la Mettrie genannt. Auch seine eignen Schriften zeigt er an. Ein hohes Lob zollt er Montaigne: „Man kann nach dem strengsten Wortverstande behaupten, daß man nichts Schönes von einem Franzosen gelesen hat, ohne den Montaigne gelesen zu haben.“ — Die Eigenart Diderots, des französischen Encyklopädisten, sei es, überall auszuschweifen, von einem auf das andre zu springen. Die beste Entschuldigung aber sei, daß alle seine Ausschweifungen voll neuer und schöner Gedanken seien. Zu dieser Äußerung gelangte Lessing, als er Diderots Brief an Batteux („Schreiben über die Tauben und Stummen zum Gebrauch derer, welche hören und reden“) ausführlich anzeigt (Juninummer der Beilage). „Ein kurzsichtiger Dogmatikus, welcher sich vor nichts mehr hütet, als an den auswendig gelernten Sätzen, welche sein System ausmachen, zu zweifeln, wird eine Menge Irrtümer aus dem angeführten Schreiben des Herrn Diderot herauszuklauben wissen. Unser Verfasser ist einer von den Weltweisen, welche sich mehr Mühe geben, Wolken zu machen, als sie zu zerstreuen. Überall, wo sie ihre Augen hinfallen lassen, erzittern die Stützen der bekanntesten Wahrheiten, und was man ganz nahe vor sich zu sehen glaubte, verliert sich in eine ungewisse Ferne.“ Diderots „Theater“ interessierte Lessing ungemein und hat ihm manche Anregung gegeben. Überhaupt erkannte Lessing die Überlegenheit des französischen, wie auch des englischen Schrifttums über das deutsche ehrlicherweise an und bildete seinen Stil an diesen fremdländischen Schriftstellern. Das hielt ihn aber nicht ab, in gegebener Veranlassung die französische Anmaßung zu dämpfen, wo diese sich das Deutsche zum Ziele nahm. In der Anzeige

einer Schrift, welche Voltaires Streit mit la Beaumelle behandelt, schreibt Lessing: „Es ist nur schade, daß auch bei dieser Zänkerei der deutsche Name wieder ins Gedränge kommt. Können sich denn ein paar französische Witzlinge nicht streiten, ohne es wenigstens ein- oder zweimal einfließen zu lassen, daß es den Deutschen an Witz oder Geschmack fehle? Werfen wir denn ihnen so oft vor, daß es ihnen nicht selten an gesundem und gesetztem Verstande fehle?"

Rousseaus berühmte Preisschrift über die Frage, ob die Wiederherstellung der Wissenschaften und Künste dazu beigetragen habe, die Sitten zu reinigen, nennt Lessing eine Rede, in welcher Rousseau so erhabene Gesinnungen mit einer so männlichen Beredsamkeit zu verbinden wußte, daß seine Rede ein Meisterstück sein würde, wenn sie auch von keiner Akademie dafür erkannt worden wäre. Aber indem Lessing mit tiefem Ernste dem Gedankenpfade des Genfer Philosophen folgt, in welchem er einen Vorläufer der spätern französischen Staatsumwälzung ahnt, kommt er zu einem andern Ergebnis als Rousseau und sagt: „Wenn den strengen Sitten die Künste und Wissenschaften nachteilig sind, so sind sie es nicht durch sich selbst, sondern durch diejenigen, welche sie mißbrauchen ... Die Künste sind das, zu was wir sie machen wollen. Es liegt nur an uns, wenn sie uns schädlich sind." Lessing sah in Rousseaus Schrift einen flammenden Protest gegen den „berüchtigten Witz" Frankreichs: „Wie glücklich wäre Frankreich, wenn es viele dergleichen Prediger [wie Rousseau] hätte?" Zu diesen gehört allerdings nicht la Mettrie, wie Lessing in dem Junifeuilleton ausführt. Er zeigt dessen schlüpfrige Schrift „Die Kunst zu genießen" an und nennt diesen atheistischen Schriftsteller, den Vorleser Friedrichs des Großen, einen Mann, bei dessen Namen man vielerlei denken könne. Um ein solches Buch wie das erwähnte zu verfassen, gebrauche man nicht mehr als eine Stirne, die zur Scham zu eisern ist. Das Infame

in der Handlungsweise des la Mettrie beruht hier darin, daß er einen deutschen Dichter ausgeschrieben hat, nämlich die Ode Hallers an Doris. „Ich weiß nicht," sagt Lessing in gerechter sittlicher Entrüstung, „was der für eine Stirn haben muß, welcher sich fremde Gedanken auf eine so unerlaubte Art zueignet? Was für eine Beleidigung gegen einen tugendhaften Dichter, seine unschuldigen Empfindungen unter priapische [unzüchtige] Ausrufungen vermengt zu sehen!"

Auch Voltaire wird in den kritisch-feuilletonistischen Arbeiten Lessings aus dieser Zeit erwähnt. Bald trat unser Dichter zu ihm in ein näheres Verhältnis.

Schon aus Lessings Aufenthalt in Meißen ist seine große Vorliebe für die Sprachen bekannt; wo sich ihm Gelegenheit bot, seine Kenntnisse darin zu erweitern, tat er es freudig. Zu seinem Studium in den altklassischen Sprachen und im Französischen kamen später das Englische, das Italienische, das Spanische und das Holländische, so daß es ganz erstaunlich ist, aus wie vielerlei Sprachen der kaum Zwanzigjährige Übersetzungen lieferte. In Berlin machte er gleich in der ersten Zeit seines Aufenthaltes die Bekanntschaft des Sprachlehrers Richier de Louvain. Er befreundete sich bald mit diesem Manne, dessen Umgang ihn tiefer in die Kenntnis des Wesens und Geisteslebens unsrer westlichen Nachbarn einführte. Lessing half ihm dafür im Englischen. Die Ergebnisse dieser Sprachstudien wandte unser Kritiker dann praktisch in seiner Tätigkeit als Übersetzer an. Er hat viel verdeutscht, aber, wie er einmal versichert, nicht, um überhaupt zu übersetzen; nie habe er, selbst nicht in elender Lebenslage, im eigentlichen Verstand um Brot geschrieben. Lessing verdolmetschte u. a. den 4.—6. Band der „Römischen Historie" von Charles Rollin, Rektor der Pariser Universität, die „Geschichte der Araber unter der Regierung der Kalifen" von Abt von Marigny, ferner Schriften Voltaires, auch Friedrich den Großen, von welchem er einige Flugblätter

politisch-satirischen Charakters ins Deutsche übertrug. Bald wurde Lessings heißer Wunsch erfüllt, die persönliche Bekanntschaft des bewunderten Voltaire zu machen. Richier, seit 1750 Sekretär bei Voltaire, war der Vermittler. Der gefeierte Franzose brauchte einen Dolmetscher, weil er damals in einen häßlichen gerichtlichen Handel verwickelt war.

Voltaire hatte ein reichliches Auskommen: zweitausend Livres Jahresgehalt, freien Unterhalt, freie Wohnung, er war Kammerherr und besaß den Orden pour le mérite. Aber er war geldgierig und hatte sich in eine schmutzige Spekulation eingelassen. Friedrich der Große hatte in die Bedingungen des Dresdener Friedens (1745) eine Bestimmung aufgenommen, nach welcher die kurfürstliche Regierung verpflichtet war, sächsische Steuerscheine (Papiergeld), die ihr von preußischen Untertanen vorgelegt wurden, zum Nennwert einzulösen. In Sachsen stand der Kurs dieser Scheine infolge der politischen Ereignisse niedrig. Das ließ eine gewinnsüchtige Spekulation sich nicht entgehen und gebrauchte sie zu unlautern Börsenmanövern, weshalb Friedrich drei Jahre später in einem Erlaß die Annahme derartigen Geldes in seinem Staate verbot. Trotzdem hatte Voltaire mit Hilfe des Juden Abraham Hirsch einen wüsten Handel in diesen Kassenscheinen betrieben. Dabei gerieten die beiden, welche einander nicht trauten, unter sich in Streit, der sich so sehr zuspitzte, daß das Gericht angerufen wurde. Die unwürdigen Machenschaften der beiden Edlen wurden dabei aufgedeckt, und wenn Voltaire auch pfiffig genug war, einen Vergleich mit Hirsch einzugehen, so blieb er doch der moralisch Schuldige. Er verfiel der Verachtung der Menge, als diese erfuhr, daß der Günstling des Königs bei diesem unsaubern Spiel sogar eine Lüge und eine Schriftfälschung nicht gescheut hatte. Der kecke Berliner Straßenwitz bemächtigte sich des Vorfalls und war nicht wählerisch in seinen Ausdrücken. „Voltaire bemogelt die Juden,“ schrieb der König

an seine Schwester, und Voltaire teilte er brieflich mit (24. Febr. 1751): „Sie haben den allergarstigsten Handel mit dem Juden gehabt. Die ganze Stadt ist voll von dem Heidenlärm über diese schändliche Geschichte. . . Was mich angeht, so habe ich bis zu Ihrer Ankunft Frieden gehalten in meinem Hause, und ich warne Sie: Sie haben die Leidenschaft zu intrigieren und zu kabalieren; dann sind Sie an eine ganz falsche Adresse gekommen.“ Auf Voltaires demütige Abbitte schrieb Friedrich ihm vier Tage später: „Wenn Sie hieherkommen wollen, so steht es bei Ihnen. Ich höre hier von keinem Prozeß, nicht einmal von dem Ihrigen. . . Ich hoffe, Sie haben künftig keine Händel mehr, weder mit dem Alten, noch mit dem Neuen Testament.“

War Friedrich auch groß oder, wenn man will, einseitig genug, einen Unterschied zwischen dem Menschen Voltaire und dem Schriftsteller Voltaire, dem „schönsten Geist Frankreichs,“ zu machen, so war das persönliche Verhältnis der beiden zu einander durch diese heikle Angelegenheit doch erschüttert worden. Hinzu kamen Einflüsterungen über angebliche verächtliche Äußerungen Friedrichs, welche dieser la Mettrie gemacht haben sollte, wie beispielsweise: „Ich brauche ihn (Voltaire) noch ein Jahr im höchsten Fall; man preßt die Orange aus und wirft die Schale weg.“ Am 1. Jan. 1753 sandte Voltaire den Kammerherrnschlüssel und den Orden pour le mérite an Friedrich zurück. Beigefügt waren die Verse:

„Beglückt, als du sie mir gespendet,
Geb' ich sie nun mit Schmerz zurück,
So wie ein Liebender im düstern Augenblick
Der Liebsten Bild ihr wiedersendet.“

Nach einem nochmaligen Annäherungsversuch an seinen ehemaligen königlichen Gönner verließ Voltaire am 26. März 1753 Potsdam, nicht ohne zuvor auch mit Lessing einen Zusammenstoß gehabt zu haben.

Lessing ward von Voltaire als deutscher Übersetzer seiner gerichtlichen Eingaben beschäftigt und kam mit dem einflußreichen Franzosen täglich zusammen. „Man wird," urteilt Erich Schmidt in seiner monumentalen Biographie „Lessing. Geschichte seines Lebens und seiner Schriften," „keinen Stein auf ihn werfen, weil Neugier und Ehrgeiz ihn zu Voltaire zogen, auch um den Preis, der Dolmetsch schofler Gerichtsakten zu sein. . . Kein Zweifel, daß manchmal eine kühne Hoffnung, im Gefolge Voltaires die Aufmerksamkeit des Königs zu gewinnen, Lessing erfaßte; denn Friedrichs Beifall war die Sehnsucht aller deutschen Schriftsteller, auch derer, die sich scheinbar so stolz in ihre christlich-germanische Tugend hüllten." Lessing speiste eine Zeitlang mit Voltaire an demselben Tisch in dem Turmzimmer des Schlosses, wo der Gefeierte damals wohnte. Doch überschritt Voltaire nicht die Grenzlinie des Verkehrs, die er zwischen sich und dem in seinem Sold stehenden brauchbaren Stilisten gezogen hatte. Im Auftrage des Franzosen verdeutschte Lessing 1751 eine Reihe historischer Aufsätze Voltaires und versah sie mit Randbemerkungen. Das Buch erschien 1752 unter dem Titel „Des Herrn von Voltaire kleinere historische Schriften." Es enthielt in buntem Wechsel Abhandlungen über Ludwig XIV., Peter den Großen, Mohammed, Cromwell, Heinrich IV., die Kreuzzüge und Saladin, die Finanzmänner John Law, Melon, Dutot u. a. In der Vorrede dazu bemerkt Lessing, nachdem er auf Voltaires Karl XII. hingewiesen, daß dessen übrige historische Aufsätze weniger bekannt seien, als sie es verdienten. Voltaire „hat überall gesucht, sich von dem gemeinen Haufen der Geschichtsschreiber zu entfernen. Trockne Tagebücher, welche Kleinigkeiten und wichtige Vorfälle aufzeichnen, die das Gedächtnis füllen wollen, ohne den Geist zu erleuchten und das Herz zu ordnen, die menschliche Handlungen beschreiben, ohne die Menschen kennen zu lehren, sind niemals nach seinem Geschmacke gewesen. . . Der

Herr von Voltaire besitzt nicht allein die Kunst, schön zu schreiben, sondern auch, wie Pope sagt: the last and greatest art, the art to blot [die letzte und größte Kunst, die Kunst zu streichen.] Er ist unermüdet in der Ausbesserung seiner Werke." Lessing hat mit seinem Urteil über den Geschichtsschreiber Voltaire insofern recht, als der Franzose in der Tat auch als Historiker ein glänzender Stilist ist. Dadurch unterscheidet er sich zu seinem Vorteil ungemein von den durchgängig in einem trocknen lehrhaften Kathederton abgefaßten geschichtlichen Büchern, welche man damals zu lesen bekam. Die blendende Darstellung verschaffte den geschichtlichen Schriften Voltaires einen großen Leserkreis. Lessing erwähnt aber nicht, daß das historische Wissen Voltaires oft erstaunlich dünnfaserig ist, und daß es einem Kundigen nicht schwer fällt, in den geschichtlichen Werken dieses Mannes auf ungefähr jeder Seite einen tatsächlichen Irrtum nachzuweisen, wie Ludwig Häusser bemerkt. Übrigens ist auch der Übersetzer in seiner Tätigkeit nicht immer sattelfest.

Bewunderte Lessing in diesen fünfzehn geschichtlichen Aufsätzen den Stil Voltaires, den er sich zum Muster nahm, so ward sein Interesse noch tiefer erregt von dem „Zeitalter Ludwigs XIV.," einem Werke, das Voltaire nach Beendigung seines Prozesses in Potsdam schrieb. In der oben genannten Vorrede weist Lessing schon auf diese Schrift Voltaires hin. Sie ist schuld, daß der Übersetzer in eine für ihn unangenehme Angelegenheit verwickelt wurde. Das Buch sollte in zwanzig ausgewählten Exemplaren den höchsten Herrschaften am preußischen Königshofe zu Weihnachten 1751 überreicht werden. Da fand Lessing, der begierig war, das Werk kennen zu lernen, die Aushängebogen bei Richier, nahm sie mit sich und las sie, nachdem er dem Sekretär des Verfassers heilig versprochen, die Bogen nicht aus den Händen zu geben und sie nach drei Tagen zurückzuliefern. Auffallenderweise hielt er sein Ver-

sprechen nicht, sondern gab sie dem ihm befreundeten Hofmeister Drechsel, der in Diensten eines Herrn von der Schulenburg stand. Hier entdeckte sie eine Gräfin, eine Verehrerin Voltaires, und stellte diesen zur Rede, daß Hofmeister das Werk eher kennen lernten, als Mitglieder des Hofes. Voltaire, empfindlich verletzt, erfuhr von Richier, dem er die bittersten Vorwürfe zuschleuderte, den Sachverhalt, geriet aber in Wut, als er vernahm, Lessing sei mit dem Exemplar nach Wittenberg abgereist und habe die Absicht geäußert, vielleicht das Werk zu übersetzen. Voltaire diktierte seinem Sekretär einen Brief an Lessing in die Feder, welchen dieser in französischer Sprache an Richier beantwortete, absichtlich, weil ihm ahnte, Voltaire würde ihn lesen. Er schickte dem Freunde das Exemplar zurück und bat ihn um Verzeihung. Zugleich aber ließ er einige Bosheiten unterlaufen, die unzweideutig auf Voltaire zeigen. Unterdessen hatte Voltaire, bevor er wieder im Besitz des verhängnisvollen Exemplars war, eigenhändig ein aus Schmeichelei und Drohung gemischtes Schreiben an Lessing gerichtet, um ihn von dem Plan einer Übersetzung zurückzubringen. Lessing erwiderte in einem lateinisch abgefaßten Briefe, von dem er später selbst sagte, Voltaire werde ihn schwerlich an das Fenster gesteckt haben. Übrigens trat diese Episode unserm Dichter noch einmal störend entgegen, als es sich um eine Anstellung Lessings in Berlin handelte. Die Sache, so belanglos sie eigentlich war, hatte Aufsehen erregt, eben weil Voltaire daran beteiligt war. Mylius hatte wohl Grund, dem nach Wittenberg gegangenen Freund zu melden: „Ihre Sache mit Voltaire hat hier viel Aufsehen erregt. Sie sind nach Ihrer Abreise bekannter geworden, als Sie es bei Ihrem Hiersein waren." Richier ward mit Schimpf und Schande entlassen, fand aber beim Prinzen Heinrich von Preußen eine Anstellung.

Lessing hat dieses Erlebnis mit Voltaire nicht vergessen, und wenn unser Kritiker ein Jahr später auch noch Voltaires

Amélie über Gebühr lobend in den Himmel hob, so hat die Verachtung für den menschlichen Charakter dieses maßlos bewunderten Schriftstellers ihm später die Feder geschärft. Geradezu ätzend ist Lessings Ironie in einem Sinngedicht (1753), wo er auf die unsaubere Geschichte Voltaires mit Hirsch anspielt:

„Dem schlauesten Hebräer in B[erlin],
Den kein Betrug, kein Kniff zu schimpflich schien,
Dem Juden, der im Lügen,
Im Schachern und Betrügen,
Trotz Galgen und Gefahr
Mehr als ein Jude war,
Dem Helden in der Kunst zu prellen,
Kam's ein ... Was gibt der Geiz nicht seinen Sklaven ein!
Von Frankreichs Witzigen den Witzigsten zu schnellen."

Doch glückte der Streich dem Hebräer nicht. Warum?

„Und kurz und gut, den Grund zu fassen,
Warum die List
Dem Juden nicht gelungen ist,
So fällt die Antwort ungefähr:
Herr V[oltaire] war ein größrer Schelm als er."

So üble Erfahrungen Lessing auch mit Voltaire machte, die Einwirkung dieses Franzosen auf ihn ist unbestreitbar. Jetzt und auch später hat Lessing die große Bedeutung Voltaires gewürdigt und u. a. in seiner „Grabschrift auf Voltaire" (1790) darauf hingewiesen. Voltaire und Pierre Bayle, der beredte Apostel der Aufklärung, brachten — jeder auf seine Art — in Lessings religiösen Ansichten jene Umwandlung in stärkern Fluß, die ihn von dem positiven Bibelchristentum des Elternhauses zu dem Evangelium der Duldung und Nächstenliebe führte, das er in seinem „Nathan" predigt.

Auch in politischer Hinsicht begann Lessing freier zu denken. Er war kein Freund des aufgeklärten Despotismus Friedrichs des Großen; politisch dachte er freier als religiös. Beweis ist sein „Samuel Henzi"-Fragment. Lessing hat in diesen

gereimten Alexandrinern für den von der Berner Republik hingerichteten edlen Menschen, Staatsmann und Schriftsteller Henzi Partei genommen.

In der letzten Woche des Jahres 1751 ging Lessing nach Wittenberg, um, fern von der journalistischen Fronarbeit und den Ablenkungen der Residenz, sein Studententum, das ewig zu werden drohte, mit einem gelehrten Titel zum Abschluß zu bringen. Er erfüllte damit einen Wunsch seines Vaters. Bis jetzt war er nominell nur Kandidat der Medizin. In Wittenberg, wo Johann Gottfried sich einst der Gottesgelahrtheit beflissen, traf Gotthold seinen Bruder Theophilus, welcher Theologie und Philologie studierte. Sie wohnten beisammen, „und hatte der jüngere wenig, so hatte der ältere noch weniger," sagt Karl Lessing. In tief beseeltem Wissenseifer drang Gotthold „in das innerste Heiligtum bücherwürmerischer Gelehrsamkeit." Was ihm an leiblichen Genüssen abging, ersetzte ihm der geistige Reichtum der Wittenberger Bibliothek. Er studierte hier so planmäßig, daß — wie schon erwähnt — er später sagte, es sei auf derselben kein Buch, welches er nicht in Händen gehabt habe. Die Früchte dieses Fleißes, welcher sich theologischen, philologischen und geschichtlichen Schriften zuwandte, waren eine reiche wissenschaftliche Ausbeute. Mit einer Arbeit über den Spanier Juan Huart erwarb er sich am 29. April 1752 die akademische Magisterwürde.

Noch ein halbes Jahr hielt er sich in Wittenberg auf, ehe er in die „Metropole der Intelligenz" zurückkehrte. Er verfertigte während dieser Zeit eine Menge epigrammatischer Geschosse in deutscher und lateinischer Sprache, dichtete Oden, studierte die Reformation und ihre Geschichte — war an dieser vornehmsten Wirkensstätte Luthers doch seine große, befreiende Tat geschehen — und kritisierte eifrig das Gelehrtenlexikon Jöchers, das viele ungenaue Angaben enthielt. Er hatte die Absicht, die Ergebnisse dieser Arbeit in Buchform herauszu-

geben. Der angesehene Leipziger Gelehrte aber, als er davon erfuhr, ersuchte den jungen Kritikus brieflich, ihm das einschlägige Material zur Verbesserung des Lexikons zu überlassen, ein Beweis für das Ansehen, welches der ungefähr dreiundzwanzigjährige Lessing in der Republik der Gelehrten bereits genoß.

November 1752 ging Lessing nach Berlin zurück.

Fünftes Kapitel.

„G. E. Leßings Schrifften".

Bislang war Lessing vorwiegend als Journalist an die Öffentlichkeit getreten. Nunmehr ließ er bei Voß in Berlin eine Sammlung seiner Schriften unter dem Titel: „G. E. Leßings Schrifften" erscheinen. Zunächst 1753 den ersten Teil, welcher Lieder, Oden, Fabeln, Sinngedichte und Fragmente enthielt.

Lessing tritt in diesen „Liedern" als lyrischer Poet auf.

Die Liederdichtung um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts zeigte verheißungsvolle Anfänge, mehr aber nicht. Erst unter Goethe entfaltete sie ihre duftigen Blüten. Von dem Wortschwall und der süßlichen Empfindungsweise eines Lohenstein, Hofmannswaldau und Genossen hatte sich eine Gegenströmung unter Männern wie Christian Weise, Günther, Wernicke und Brockes zwar befreit. Aber die Extreme berührten einander auch hier. In ihrem Streben nach Natürlichkeit, Schlichtheit und Wahrheit im Ausdruck ihrer Empfindungen und Stimmungen beschränkte sich die weltliche Lyrik durchgehends auf ein enges Gebiet. War sie — von einzelnen Ausnahmen abgesehen — doch vielfach die armseligste Gelegenheitsdichtung für Familienfeste! Ihr Inhalt verwässerte, so daß man jene nüchternen und phantasielosen Vertreter dürf-

tiger Reimereien nicht mit Unrecht Wasserpoeten genannt hat. Auch Brockes, dessen neunbändiges „Irdisches Vergnügen in Gott“ würdigere Stoffe besingt, bleibt doch darin ein Kind seiner Zeit, daß er mit zu behäbiger Beschaulichkeit die Natur genießt und besingt. Einzelnes wirkt unfreiwillig komisch, so zum Beispiel, wenn er in einem „Gedichte“ beschreibt, daß er zum Mahle den Kopf eines Lammes gegessen hat und, nachdem er gesättigt ist, sich daran macht, die einzelnen Knöchelchen von dem Schädel abzutrennen, sich über ihr niedliches Aussehen zu verwundern und Gottes Allmacht zu bewundern, die alles so weise gefügt hat. Die bereits mehrfach erwähnten Hofpoeten reimten meistens prosaische Lobhudeleien, und der trockne, lehrhafte Ton der Gottschedianer brachte ebenfalls kein belebendes Element in diese Stagnation. Erst mit Haller und Hagedorn wird die Lyrik vielseitiger im Inhalt, gewinnt Fluß und Anmut in der Darstellung und schlägt ursprüngliche Töne an. Diese Richtung ward von dem Halleschen Dichterverein weiter verfolgt. Jakob Immanuel Pyra war der Tonangeber. Angefeuert von Miltons großer Dichtung, die reimlos war, eiferte Pyra — ebenso wie die Schweizer — gegen den Reim. Seine Anhänger hielten sich mehr an diese Äußerlichkeit, statt die tieferen Ideen, welche Pyras Ansichten zu Grunde lagen, zu erfassen. Ein Strom reimloser Oden ergoß sich durch den Garten unsrer vaterländischen Poesie und hemmte die natürliche Entwicklung der lyrischen Dichtung. Klopstock, der gewaltige Barde, ward das erdrückende Vorbild, und sogar Männer von der Selbständigkeit eines Lessing übten sich in dieser antikisierenden Odendichtung, wenngleich letzterer den Reim nicht verschmäht.

Reimlosigkeit war ursprünglich auch ein Zeichen der sogenannten anakreontischen Dichtung, welche Gleim mit Uz und Genossen begründete. Hatte Pyra versucht, vermöge schwerflüssiger Oden die Nation für reimlose Verse zu interessieren,

so hoffte Gleim dies durch „Gedichte scherzhaften Inhalts“ zu erreichen. — 1744 erschien sein „Versuch in scherzhaften Liedern“. Er glückte, und 1751 konnte Lessing in der „Berlinischen Zeitung“ schreiben, daß Gleims Lieder nicht nur in allen Händen, sondern auch in aller Gedächtnis seien. Eine Schar berufener und unberufener Jünger folgte den Spuren ihres Meisters. Bodmer meinte, in dieser Art Lieder das Reden, Denken und Empfinden des griechischen Anakreon selbst zu hören. Hagedorn, Uz, Weiße, Zachariä, Kleist, Cronegk, Gerstenberg und Lessing, der uns hier am meisten interessiert, huldigten dem weinspendenden Bacchus und dem schäkernden Eros. Liebe und Wein, das waren die vorgeschriebenen Themen dieser Lieder, die sich aber oft genug des „Schellenklanges“ des Reimes bedienten. Und wie es häufig den Dichtern geht: je karger und nüchterner das wirkliche Leben ist, welches sie umgibt, desto ausschweifender schwelgt ihre Phantasie in Genüssen, die jenes ihnen vorenthält, so auch bei Lessing. Auch er nimmt in diesen anempfundenen Strophen den Mund recht voll, wenn er in der Weise eines erträumten Grandseigneur und Lebemannes singt:

„Ich trinke nicht stets einen Wein.
Das möchte mir zu ekel sein.
Wein aus Burgund, Wein von der Mosel Strande,
Einheim'schen Wein, Wein aus dem Frankenlande,
Die wechsl' ich täglich mit Bedacht,
Weil Wechseln alles süßer macht.

Und mich soll nur ein artig Kind,
Wenn mehrere zu finden sind,
Durch süßen Zwang gepries'ner Liebe binden?
O, dies zähl' ich mit unter meine Sünden —
Nein, nein, ich folge meinem Brauch,
Mit art'gen Kindern wechsl' ich auch.“

Und was für einen schlimmen Begriff muß derjenige, welcher Lessing nur nach diesen feuchtfröhlichen, kußseligen

Versen beurteilt, von dem Dichter bekommen, wenn er bei ihm liest:

„Ob ich morgen leben werde,
Weiß ich freilich nicht:
Aber, wenn ich morgen lebe,
Daß ich morgen trinken werde,
Weiß ich ganz gewiß.“

Das ist ungefähr dieselbe Lebensweisheit, die Lessing an andrer Stelle in die Worte formuliert:

„Zu viel kann man wohl trinken,
Doch nie trinkt man genug“ —

oder wenn er die verschiedenen Arten Küsse poetisiert, den Kuß, welchen ein Kind ihm schenkt, wobei man nichts fühlt; den Kuß, den ein Freund „aus kalter Mode“ ihm gibt; den wohlgemeinten Segenskuß des Vaters — das alles sei noch nicht der rechte. Jedoch:

„Ein Kuß, den Lesbia mir reichet,
Den kein Verräter sehen muß,
Und der dem Kuß der Tauben gleichet:
Ja, so ein Kuß, das ist ein Kuß.“

Aber Lessing ist in Wirklichkeit nicht der Schwerenöter, zu dem er sich hier macht. Wie die meisten Anakreontiker genoß er die Lebensfreuden nur in seiner dichterischen Phantasie. Zwar wußte er edles Rebenblut stets zu schätzen und ließ sich von einem schönen Komödiantenkinde, wie Christiane Friederike Lorenz, einmal das Herz menschlich rühren. Im Grund seines Wesens war er von geradezu antiker Sittenstrenge. Beklagte sich Gleim in einem an Bodmer gerichteten Briefe darüber, daß es so viele Unverständige gebe, die den Menschen nicht von dem Schriftsteller absondern, so schrieb Lessing (28. April 1749) seinem Vater, seine anakreontischen Poesien verteidigend: „Es sind freie Nachahmungen des Anakreon, wovon ich schon einige in Meißen gemacht habe. Ich glaube nicht, daß sie

mir der strengste Sittenrichter zur Last legen kann. ‚Vita verecunda est, Musa jocosa mihi.‘ (Züchtig ist, was ich tu, nur meine Muse, sie scherzt.) Und man muß mich wenig kennen, wenn man glaubt, daß meine Empfindungen im geringsten damit harmonieren. Sie verdienen auch nichts weniger als den Titel, den Sie ihnen als ein allzu strenger Theologe geben. Sonst würden die Oden und Lieder des größten Dichters unserer Zeiten, des Herrn von Hagedorn, einer noch viel ärgern Benennung wert sein. In der Tat ist nichts als meine Neigung, mich in allen Arten der Poesie zu versuchen, die Ursache ihres Daseins.“

Damit hat Lessing sich als anakreontischer Liederdichter zugleich das Urteil gesprochen. Er hat recht: die meisten dieser Gedichte sind erdacht und gemacht. Gleim und Hagedorn, Anakreon und Catull sind die Vorbilder, denen er nachstrebt, namentlich dem letztern mit solchem Eifer, daß man ihn hier und da den deutschen Catull genannt hat. Diese Lieder sind keine menschlichen Urkunden des innern Lessing. Sie sind nicht der Ausfluß kräftigen Fühlens, innern Schauens. Es lebt in diesen Strophen nicht der Pulsschlag einer starken Dichterindividualität. Frische Töne, unmittelbar einem gottbegnadeten Dichtermunde entströmt, fehlen in diesen Liedern, so verheißend auch ihr Anfang lautet:

„Töne, frohe Leier,
Töne Lust und Wein!“

Wo ein ursprüngliches warmes Fühlen sich schüchtern hervorwagt, da tötet flugs die erkältende Reflexion des Verstandes die keimende Empfindung. Lessings dichterische Eigenart wies ihn eben nicht auf die Lyrik hin; sein prüfender Verstand überwog sein dichterisches Fühlen. Überschäumende Leidenschaft lag ihm nicht im Blut. Sein Empfinden in diesen Liedern ist gedämpft, akademisch, großen Mustern nachgemacht. Die

Dorimene, die Galathee, die Chloris, die Lesbia, die Venus, die Phyllis tändeln — dem damaligen Zeitgeschmack entsprechend — in diesen Liederstrophen und entfremden ihren Inhalt unserm gegenwärtigen Empfinden und Anschauen ebenso sehr, wie uns die Göttermaschinerie der Alten stört, die in den Gedichten oftmals gar zu laut klappert, die Zeus, Orpheus, Amor, Bacchus, und wie sie alle heißen.

Fast alle Lieder unsres Dichters sind in Vergessenheit geraten. Damit ist ihr Wert genügend gekennzeichnet; man braucht, um sich vom Gegenteil zu überzeugen, nur an Goethes und Schillers Gedichte zu denken. Die Nachwelt ist meistens eine strenge Richterin. Sie hat weitern Kreisen Lessings Gedicht „Die Türken“ erhalten, das in seiner Änderung und Fortsetzung in dem kecken Studentenlied: „Der Papst lebt herrlich in der Welt“ an fast keiner studentischen Tafelrunde fehlt. Der Dichter sagt von den Türken, auf ihre „schönen Töchter“ hindeutend, von denen man nach den Gesetzen des Islams mehr als eine freien kann: „Ich möchte schon ein Türke sein.“ Doch in der zweiten Strophe widerruft er schleunig seinen Wunsch:

„Wie wollt' ich mich der Lieb' ergeben!
Wie wollt' ich liebend ruhig leben,
Und . . . doch sie trinken keinen Wein;
Nein, nein, ich mag kein Türke sein.“

Einen frischen, flotten Zug verrät das Gedicht „Der Tod“:

Gestern, Brüder, könnt ihr's glauben?
Gestern bei dem Saft der Trauben
(Bildet euch mein Schrecken ein!)
Kam der Tod zu mir herein.

Drohend schwang er seine Hippe,
Drohend sprach das Furchtgerippe:
Fort, du teurer Bacchusknecht!
Fort, du hast genug gezecht!

Lieber Tod, sprach ich mit Tränen,
Solltest du nach mir dich sehnen?
Sieh, da stehet Wein für dich!
Lieber Tod, verschone mich!

Lächelnd greift er nach dem Glase;
Lächelnd macht er's auf der Base,
Auf der Pest Gesundheit leer;
Lächelnd setzt er's wieder her.

Fröhlich glaub' ich mich befreiet,
Als er schnell sein Drohn erneuet.
Narre, für dein Gläschen Wein
Denkst du, spricht er, los zu sein?

Tod, bat ich, ich möcht' auf Erden
Gern ein Mediziner werden.
Laß mich! ich verspreche dir
Meine Kranken halb dafür.

Gut, wenn das ist, magst du leben,
Ruft er. Nur sei mir ergeben!
Lebe, bis du satt geküßt
Und des Trinkens müde bist!

O, wie schön klingt dies den Ohren!
Tod, du hast mich neu geboren.
Dieses Glas voll Rebensaft,
Tod, auf gute Brüderschaft!

Ewig muß ich also leben,
Ewig! denn, beim Gott der Reben!
Ewig soll mich Lieb' und Wein,
Ewig Wein und Lieb' erfreun!"

Auch das „Lob der Faulheit", welches Haydn in Musik gesetzt hat, ist, obschon mehr witzig als frisch empfunden, doch lesenswert:

Faulheit, jetzo will ich dir
Auch ein kleines Loblied bringen. —
O .. wie .. sau .. er .. wird es mir, ..
Dich .. nach Würden .. zu besingen!
Doch, ich will mein Bestes tun;
Nach der Arbeit ist gut ruhn.

Höchstes Gut! wer dich nur hat,
Dessen ungestörtes Leben — —
Ach! .. ich .. gähn' .. ich .. werde matt ..
Nun .. so .. magst du .. mir's vergeben,
Daß ich dich nicht singen kann;
Du verhinderst mich ja dran.

Als die Mehrzahl dieser anakreontischen Lieder 1751 unter dem Titel „Kleinigkeiten" bei Metzler in Stuttgart erschienen, äußerte Lessing in der Berlinischen Zeitung starke Bedenken, ob sie Beifall finden würden. Mit leiser Ironie sagt er, auf einige früher entstandene Gedichte der Sammlung hinweisend: „Und kann man es dem Verfasser zur Last legen, wenn sein Geschmack vor drei Jahren weniger geläutert war, als er es jetzt vielleicht ist?" — 1753 äußert Lessing in der Vorrede zu der neuen Ausgabe seiner „Schriften," in welchen sich auch die erwähnten Gedichte finden: „Diese Lieder enthalten nichts als Liebe und Wein, nichts als Freude und Genuß; und ich wage es, ihnen vor den Augen der ernsthaften Welt meinen Namen zu geben? Was wird man von mir denken? — — Was man will. Man nenne sie jugendliche Aufwallungen einer leichtsinnigen Moral, oder man nenne sie poetische Nachbildungen niemals gefühlter Regungen; man sage, ich habe meine Ausschweifungen darin verewigen wollen, oder man sage, ich rühme mich darin solcher Ausschweifungen, zu welchen ich nicht einmal geschickt sei; man gebe ihnen entweder einen allzu wahren Grund, oder man gebe ihnen gar keinen: alles wird mir einerlei sein. Genug, sie sind da, und ich glaube, daß man sich dieser Art von Gedichten so wenig als einer andern zu schämen hat." Das ist ebenso bescheiden wie stolz gedacht und echt Lessingisch.

Der Anakreontismus war ein Kind der Mode und wie diese vergänglich. Lessing gehörte zu den ersten, die sich von diesem Kokettieren mit Empfindungen, die man nicht hatte,

befreite. Nicht ohne Bedacht, eben weil seiner innern Natur die anakreontischen Gefühlständeleien, die nach Kants Wort sehr nahe beim Läppischen seien, zuwider waren, druckte er in der Feuilleton-Beilage die Spottverse Kästners ab: ein junger Dichter bekennt klagend, er habe weder den Geist Hallers und Hagedorns, noch Schlegels und Gellerts und weiß keinen Rat auf die brennende Frage: „Was Henker soll ich machen, daß ich ein Dichter werde?", worauf Kästner, der lose Schalk, ihm folgendes Rezept gibt:

„Gedankenleere Prosa
In ungereimten Zeilen,
In Dreiquerfingerzeilen
Von Mädchen und vom Weine,
Vom Weine und von Mädchen,
Von Küssen und vom Trinken,
Vom Trinken und von Küssen,
Und wieder Wein und Mädchen,
Und nichts als Kuß und Trinken,
Und immer so gekindert
Will ich halb träumend schreiben,
Das heißen unsre Zeiten
Anakreontisch dichten."

Nach alldem ist es erklärlich, daß diese anakreontische Manie oder, wie Goethe sagt, dieses anakreontische Gegängel bald abgewirtschaftet hatte. Ein Lessing hatte auch nicht nötig, nach solch zweifelhaften Lorbeeren zu geizen. Der ganze Lessing, der seinen Wert kennt, tritt uns in den trotzig-selbstbewußten Zeilen entgegen, welche die vielsagende einsilbige Überschrift „Ich" führen. Das Gedicht stammt aus der Wittenberger Zeit und lautet:

„Die Ehre hat mich nie gesucht;
Die hätte mich auch nie gefunden.
Wählt man in zugezählten Stunden
Ein prächtig Feierkleid zur Flucht?

Auch Schätze hab' ich nie begehrt.
Was hilft es, sie auf kurzen Wegen
Für Diebe mehr als sich zu hegen,
Wo man das Wenigste verzehrt?

Wie lange währt's, so bin ich hin
Und einer Nachwelt untern Füßen;
Was braucht sie, wen sie tritt, zu wissen?
Weiß ich nur, wer ich bin."

Das sind Töne, echt gefühlt und einfach geäußert. Dahin gehört auch das Gedicht: „Für wen ich singe".

Dagegen die Oden Lessings — wie wenig muten uns diese steifen, frostigen, gewissenhaft nach dem Versmaß gedrechselten Reimverse an! Man merkt, daß sie bestellte Arbeit sind und nicht der unmittelbare Ausfluß eines stark erglühenden, im Innersten ergriffenen Dichtergemütes. Als Redakteur hatte Lessing die Pflicht, zu Neujahr und zum Geburtstag Friedrichs eine Jubelhymne zu schreiben. Er unterzog sich dieser Aufgabe, so gut er es vermochte. Er preist Friedrich den Großen, der ihm der Fürsten Fürst, der Held der Helden ist. Wenn Lessing hier seine Ausdrucksweise der Feier des Tages auch anpaßt, so wissen wir aus andern Äußerungen des Dichters, daß er den preußischen König zu würdigen verstand. Es geht kaum ein wesentlicher Zug in dem Bilde Lessings verloren, wenn man seine Oden unberücksichtigt läßt, bis auf eine. Sagt er doch selbst, daß er ihnen nur mit Zittern diesen Namen gebe, und daß er die Muster in dieser Art zu gut kenne, als daß er nicht einsehen sollte, wie tief sein Flug unter dem ihrigen sei. Auch in diesen Versübungen hüllt Lessing seine Gedanken und Gefühle vielfach in ein antikes Gewand und belebt die mythologischen Gestalten des Altertums; genannt seien aufs Geratewohl: Mars, Klio, Apoll, Themis, Aurora, Kalliope, Aganippe, Klotho, Bellona, Venus, Orpheus. Und wie geschmacklos, zumal in dem majestätischen Charakter der Ode, wirkt ein Bild, wie dieses: „Ein süßer Silberton durch-

zitterte die Lüfte bis in des Ohres krummen Gang"
— oder wenn in derselben Ode, die Friedrichs des Großen
Geburtstag verherrlichen soll, der Dichter ausruft: „Laßt
freudig um sein Bild, voll Majestät in Blicken der Tänze
Hieroglyphen ziehn." Die innere Verlegenheit dessen,
der etwas sagen soll und nicht weiß, was, merkt man dem
Dichter an, wenn er in dem Neujahrsgruß 1754 in der ersten
Strophe reimt:

„Wem tönt dies kühnre Lied? Dies Lied, zu wessen Lobe
Hört es noch manche späte Welt?
Hier steh' ich, sinne nach und glüh' und stampf' und tobe
Und suche meiner Hymnen Held."

Wie unter den Liedern das Gedicht „Ich" ein Stück
Lebensurkunde für den Verfasser ist, so findet sich auch unter
den „Oden" eine Nummer, die, in Prosa abgefaßt, das
Denken und Fühlen Lessings in einer Stunde wiederspiegelt,
da er in bitterm Unmut sich „An Mäcen" wendet und mit
deutlicher Beziehung auf die französische Geistesrichtung am
Hofe Friedrichs des Großen sagt: „Du, durch den einst Horaz
lebte, dem Leben ohne Ruhe, ohne Bequemlichkeit, ohne Wein,
ohne den Genuß einer Geliebten kein Leben gewesen wäre;
du, der du jetzt durch den Horaz lebst, dem ohne Ruhm ir
dem Gedächtnisse der Nachwelt leben ist schlimmer, als ihr go
unbekannt zu sein;

Du, o Mäcen, hast uns deinen Namen hinterlassen, d
die Reichen und Mächtigen an sich reißen und die hungri
Skribenten verschenken; aber hast du uns auch von dir et
mehr als den Namen gelassen?

Wer ist's in unsern eisern Tagen, hier in einem L
deren Einwohner von innen noch immer die alten Ba
sind, wer ist es, der einen Funken von deiner Mensche
von deinem tugendhaften Ehrgeize, die Lieblinge der
.. schützen, in sich hege?

Wie habe ich mich nicht nach einem nur schwachen Abdrucke von dir umgesehn! Mit den Augen eines Bedürftigen umgesehn! Was für scharfsichtige Augen!

Endlich bin ich des Suchens müde geworden und will über die Afterkopieen ein bittres Lachen ausschütten. — —

Dort, der Regent, ernährt eine Menge schöner Geister und braucht sie des Abends, wenn er sich von den Sorgen des Staats durch Schwänke erholen will, zu seinen lustigen Räten. Wieviel fehlt ihm, ein Mäcen zu sein!

Nimmermehr werde ich mich fähig fühlen, eine so niedrige Rolle zu spielen, und wenn auch Ordensbänder zu gewinnen stünden.

Ein König mag immerhin über mich herrschen; er sei mächtiger, aber besser dünke er sich nicht. Er kann mir keine so starke Gnadengelder geben, daß ich sie für wert halten sollte, Niederträchtigkeit darum zu begehen."

Dieses trotzige Selbstbekenntnis und das Gedicht „Ich" voll Rückgrat und Mark sind bedeutsam für Lessings Bild. —

In den „Gereimten Fabeln und Erzählungen" steht Lessing im Banne Lafontaines und Gellerts, des „angenehmen Fabulisten", wie ihn Goethe einmal nennt. Gellert, sagt Lessing in einer Besprechung von dessen „Briefen", hat „sich das Recht längst erworben, daß die Welt auf alles, was aus seiner Feder fließt, aufmerksam sein muß." In Lessings Fabeln, welche hinter Gellerts schlichten, gemütvollen, schalkhaften Lehrweisheiten zurückstehen, drängt sich des Verfassers witziger Verstand zu sehr vor und nimmt ihnen das Gepräge des Einfachen und Anmutenden, ganz abgesehen von den Stücken, welche beweisen, daß auch ein Lessing sich von den Franzosen verleiten ließ, sich heiklen Stoffen zuzuwenden.

In den „Sinngedichten" dagegen steht Lessing auf dem Boden seiner innersten Eigenheit. Sein scharfer Verstand, sein schlagfertiger Witz, seine heiter lachende Ironie, sein keck zugreifender Mut, ehrlicher Haß und ehrliche Liebe geben diesen

Epigrammen das Zeugnis: sie sind von Lessing. Der geistreiche Kästner hatte Lessings Begabung für die epigrammatische Spruchdichtung bald erkannt und diese Gattung ihm angelegentlichst zur Pflege empfohlen. Pfeile, nicht Speere soll man von der Sehne schnellen, sagt Lessing einmal. Dementsprechend scharf pointiert sind diese Verse abgefaßt, in denen kichernde Kobolde alten Jungfern an den Haaren zausen, Geizhälsen den Bart zotteln, Dummköpfen ein Licht aufstecken, Eingebildeten eine Nase drehen, Duckmäusern auf die Füße treten und so manchem Genießenden einen Dorn ins blühende Fleisch stecken. Auch einige derbe, unverhüllte Wahrheiten schlüpfen unter. Ohne uns nach dem Ursprung der Stoffe näher umzusehen, welche Lessing für die Anfertigung dieser Wurf- und Sprenggeschosse gebrauchte — er hat zu diesem Zweck das literarische Arsenal der Alten und der Neuen mit Erfolg durchmustert — wollen wir einen Blick in diese Vorratskammer des Witzes und der Ironie tun. Neben matten und erkünstelten Sprüchen findet der Leser hier prächtige Verse, funkelnd in liebenswürdiger Bosheit, gesättigt in beißendem Spott, Verse, welche die Hohlheit und Erbärmlichkeiten der Menschen rücksichtslos an den Pranger stellen. Aber auch auf Sinnsprüche abgeklärter Lebensweisheit, auf Strophen, welche einen bedeutsamen ernsten Gedanken umschließen, stößt man hier. Beginnen wir mit einem, der die Mitte zwischen beiden Arten hält. Er ist ziemlich bekannt:

„Wer wird nicht einen Klopstock loben?
Doch wird ihn jeder lesen? — Nein.
Wir wollen weniger erhoben
Und fleißiger gelesen sein."

Ein anderer ebenfalls nicht unbekannter Spruch ist „Die große Welt" überschrieben und lautet:

„Die Wage gleicht der großen Welt:
Das Leichte steigt, das Schwere fällt."

Als Spruch für „ein Stammbuch, in welchem die bereits Verstorbenen mit einem † bezeichnet waren," geeignet, findet man zuweilen die Verse Lessings:

„Hier will ich liegen! Denn hier bekomm ich doch,
Wenn keinen Leichenstein, ein Kreuzchen noch."

Ebenso gehört „In ein Stammbuch" der Spruch:

„Wer Freunde sucht, ist sie zu finden wert:
Wer keinen hat, hat keinen noch begehrt."

Auf Gottlieb Friedrich Lorenz, den Bruder der einst von Lessing mit mehr als künstlerischem Interesse verehrten Schauspielerin Lorenz, geht das Blatt „In eines Schauspielers Stammbuch:

„Kunst und Natur
Sind auf der Bühne Eines nur;
Wenn Kunst sich in Natur verwandelt,
Dann hat Natur mit Kunst gehandelt."

Eine aus dem Elend seiner späteren Wolfenbüttler Vereinsamung geschöpfte Weisheit spricht Lessing in dem 1770 entstandenen Wort aus:

„Auf das Alter.
Dem Alter nicht, der Jugend sei's geklagt,
Wenn uns das Alter nicht behagt."

Eine schärfere Tonart zeigt die Lektion, die Lessing einem Lügner erteilt:

„Du magst so oft, so fein, als dir nur möglich, lügen:
Mich sollst du dennoch nicht betrügen.
Ein einzig Mal nur hast du mich betrogen:
Das kam daher, du hattest nicht gelogen."

„Das schlimmste Tier" charakterisiert Lessing folgendermaßen:

„Wie heißt das schlimmste Tier mit Namen?
So fragt ein König einen weisen Mann.
Der Weise sprach: Von wilden heißt's Tyrann
Und Schmeichler von den zahmen."

Eine heitere Persiflage, die einen tiefern Sinn birgt, enthält der Spruch „Auf den Tod eines Affen“:

„Hier liegt er nun, der liebe, kleine Pavian,
Der uns so manches nachgetan!
Ich wette, was er jetzt getan,
Tun wir ihm alle nach, dem lieben Pavian.“

Von einer eitlen Vertreterin des weiblichen Geschlechts sagt er ungalant:

„Wie kommt's, daß Mumma vor Gespenstern flieht,
Sie, die doch täglich eins im Spiegel sieht?“

Als Lessing sich in Wittenberg aufhielt, während welcher Zeit viele Sinngedichte entstanden, ereignete sich daselbst ein Vorfall, auf den er in nachstehendem Epigramme anspielt. Der Wittenberger Professor Bose hatte dem Papst Benedikt XIV. seine Schriften zugeschickt und dafür ein Anerkennungsschreiben empfangen. Darüber entstand innerhalb der theologischen Fakultät eine große Aufregung, „daß ein Wittenberger Professor sich nicht entblöde, nach Rom, an den Papst, zu schreiben,“ und, wie Lessing am 9. Juni 1752 Gottlob Samuel Nicolai, Professor in Halle, meldet, „sich nicht zu sagen gescheut hat, daß der jetzige Papst ein gelehrter und vernünftiger Mann sei.“ Das war für Lessing ein Thema, die Mucker und überfrommen Eiferer in folgendem Epigramm zu geißeln:

„Er hat den Papst gelobt, und wir, zu Luthers Ehre,
Wir sollten ihn nicht schelten?
Den Papst, den Papst gelobt? Wenn's noch der Teufel wäre,
So ließen wir es gelten.“

In der Vorrede von 1753 bemerkt Lessing über diese Sinngedichte, daß er hierfür keinen andern Lehrmeister als Martial gehabt habe. „Daß ich zu beißend und zu frei darin [in den Sinngedichten] bin, wird man mir wohl nicht vorwerfen können, ob ich gleich beinahe in der Meinung stehe, daß man beides in Sinnsprüchen nicht genug sein kann.“

Den Schluß des ersten Teils der „Schriften“ bilden die „Fragmente,“ „solche Stück nämlich,“ sagt ihr Verfasser, „die ich entweder nicht ganz zustande gebracht habe, oder die ich dem Leser nicht ganz mitzuteilen für gut befinde.“ Lessing behandelt nach dem Vorgang Hallers in diesen Lehrgedichten tiefernste Fragen des Weltalls, die uns das Ringen des jugendlichen Poeten nach Klarheit und Wahrheit zeigen. Gleich das erste Fragment „über die menschliche Glückseligkeit“ führt den Leser in eine solche Gedankenwelt. Das Gedicht richtet sich gegen die platte Lehre der französischen Materialisten, namentlich gegen la Mettrie und seinen Homme machine. Ein Fragment von noch größerer Gedankenschwere, freilich stellenweise jugendlich unreif und verworren, ist das über „Die Religion“.

Im zweiten Bande seiner „Schriften“ veröffentlichte Lessing (1753) „Briefe“, fünfundzwanzig an Zahl, die größtenteils aus der Wittenberger Zeit stammen. Gleich die ersten acht Briefe führen den Leser in die Zeit zurück, da Luther in dieser Stadt wirkte. Lessing war ein hoher Verehrer des großen Reformators; aber er schwärmte nicht blindlings für ihn. Dazu besaß er ein zu fein ausgebildetes Gerechtigkeitsgefühl. Luther rechnet er zu den „großen Männern, man mag ihn auf einer Seite betrachten, auf welcher man will;“ er ist ihm einer „der größten Männer, die jemals die Welt gesehen hat.“ Aber: „Luther steht bei mir in einer solchen Verehrung, daß es mir, alles, wohl überlegt, recht lieb ist, einige Mängel an ihm entdeckt zu haben, weil ich in der Tat der Gefahr sonst nahe war, ihn zu vergöttern. Die Spuren der Menschheit, die ich an ihm finde, sind mir so kostbar als die blendendste seiner Vollkommenheiten. Sie sind mir sogar lehrreicher als alle diese zusammengenommen.“ Das ist ein ähnlicher Grundgedanke, wie ihn Lessing in den Versen ausspricht:

„Trau keinem Freunde sonder Mängel,
Und lieb' ein Mädchen, keinen Engel,“

oder was Goethe-Faust, den Gedanken an der Wurzel fassend, schwermütig grübelnd in dem Wort äußert: „O, daß dem Menschen nichts Vollkommnes wird, empfind' ich nun!"

Dieser Grundzug in Lessing, sowie sein lebhaftes Rechtsgefühl, das sich aufbäumte, wo er auf absichtliche Verkennung oder auf eingefleischte falsche Meinungen und schiefe Urteile stieß, veranlaßten ihn zu seinen „Rettungen," früher zu der des Samuel Henzi, jetzt zu der des Lemnius. Simon Lemnius, der Freund Melanchthons, hatte 1538 in Wittenberg zwei Bücher lateinischer Epigramme veröffentlicht, in denen er dem humanistisch gebildeten Kurfürsten Albrecht von Mainz, welcher ihm Wohltaten erwiesen, seine Huldigung dargebracht. Das erregte in Luther „ein entsetzliches Ungewitter" gegen den Epigrammatisten, der es gewagt, einen hochstehenden Katholiken zu loben. Scharf kritisiert unser „Retter" Luthers aufbrausenden Zorn, seine hitzige Kampfnatur, sein rücksichtsloses Drauflosgehen: „Gott, was für eine schreckliche Lektion für unsern Stolz! Wie tief erniedrigt Zorn und Rache auch den redlichsten, den heiligsten Mann!"

„Rettungen" enthält auch der dritte Teil der „Schriften," den Lessing in der Vorrede nachlässig-stolz ein „Mischmasch von Kritik und Literatur" nennt. „Und wen glaubt man wohl, daß ich darin gerettet habe? Lauter verstorbene Männer, die es mir nicht danken können. Und gegen wen? Fast gegen lauter Lebendige, die mir vielleicht ein sauer Gesicht dafür machen werden. Wenn das klug ist, so weiß ich nicht, was unbesonnen sein soll." Dahin gehört die Rettung des Cochläus, „eines Mannes," sagt Lessing, „an den ein ehrlicher Lutheraner nicht ohne Abscheu denken kann." Johann Cochläus, eigentlich Dobeneck, geboren zu Wendelstein bei Nürnberg, gestorben in Breslau, sollte als erster behauptet haben, Luther sei von der römischen Kirche abgefallen, weil es ihn verdröſſe, daß man seinem [Augustiner-] Orden den Ablaßkram entzoge

und ihn den Dominikanern gegeben. Lessing „rettet" Cochläus gegen diesen niedrigen Verdacht.

Die „Rettung des Hieronymus Cardanus" enthält Keime zu Lessings reifster dramatischen Dichtung, zum „Nathan". Der Italiener Hieronymo Cardano, Arzt, Mathematiker und Philosoph, wägt in seinem naturwissenschaftlich-philosophischen Werk De subtilitate die verschiedenen Glaubensgesetze der Heiden, Juden, Christen und Mohammedaner gegeneinander ab. Cardano ward später als Ketzer und Irrlehrer verschrien. Lessing schickt sich zur Erbringung des Nachweises an, daß der Italiener in seiner Schrift für das Christentum eintrete.

Stilistisch höher stehen Lessings „Rettungen des Horaz". Die Nachwelt, schreibt der Kämpfer für Licht und Aufklärung, „erweckt von Zeit zu Zeit Leute, die sich ein Vergnügen daraus machen, den Vorurteilen die Stirn zu bieten und alles in seiner wahren Gestalt zu zeigen, sollte auch ein vermeinter Heiliger dadurch zum Bösewichte und ein vermeinter Bösewicht zum Heiligen werden . . . Ich selbst kann mir keine angenehmere Beschäftigung machen, als die Namen berühmter Männer zu mustern, ihr Recht auf die Ewigkeit zu untersuchen, unverdiente Flecken ihnen abzuwischen, die falschen Verkleisterungen ihrer Schwächen aufzulösen, kurz, alles das im moralischen Verstande zu tun, was derjenige, dem die Aufsicht über einen Bildersaal anvertraut ist, physisch verrichtet. Ein solcher wird gemeiniglich unter der Menge einige Schildereien haben, die er so vorzüglich liebt, daß er nicht gern ein Sonnenstäubchen darauf sitzen läßt. Ich bleibe also in der Vergleichung und sage, daß auch ich einige große Geister so verehre, daß mit meinem Willen nicht die allergeringste Verleumdung auf ihnen haften soll. Horaz ist einer von diesen. Und wie sollte er es nicht sein? er, der philosophische Dichter, der Witz und Vernunft in ein mehr als schwesterliches Band brachte und mit der Feinheit eines Hofmanns den ernstlichen Lehren der

Weisheit das geschmeidige Wesen freundschaftlicher Erinnerungen zu geben wußte und sie entzückenden Harmonien anvertraute, um ihnen den Eingang in das Herz desto unfehlbarer zu machen." Der menschliche Charakter des Horaz nun ist verdächtigt worden. Der Dichter soll wollüstig, feige und irreligiös gewesen sein. Diese Vorwürfe zerpflückt Lessing. Ohne den Ausführungen der Abhandlung im einzelnen zu folgen, seien einige allgemeine Bemerkungen erwähnt, die Lessing über das dichterische Schaffen macht; nicht undeutlich weist er darin auf seine eignen anakreontischen Lieder hin. Muß ein Dichter, sagt er, „denn alle Gläser geleert und alle Mädchen geküßt haben, die er geleert und geküßt zu haben vorgibt? Die Bosheit herrscht hier wie überall. Man lasse ihn die herrlichsten Sittensprüche, die erhabensten Gedanken von Gott und Tugend vortragen, man wird sich wohl hüten, sein Herz zur Quelle derselben zu machen; alles das Schöne, spricht man, sagt er als Dichter. Aber es entfahre ihm das geringste Anstößige, schnell soll der Mund von dem übergeflossen sein, dessen das Herz voll ist . . . Je größer überhaupt der Dichter ist, je weiter wird das, was er von sich selbst mit einfließen läßt, von der strengen Wahrheit entfernt sein. Nur ein elender Gelegenheitsdichter gibt in seinen Versen die eigentlichen Umstände an, die ein Zusammenschreiber nötig hat, seinen Charakter einmal daraus zu entwerfen. Der wahre Dichter weiß, daß er alles nach seiner Art verschönern muß und also auch von sich selbst, welches er oft so fein zu tun weiß, daß blöde Augen ein Bekenntnis seiner Fehler sehen, wo der Kenner einen Zug seines schmeichelnden Pinsels wahrnimmt."

Noch in einer andern Schrift sollte Lessing Gelegenheit haben, für Horaz einzutreten. Diese Schrift knüpft sich an den Namen des durch Lessing zu einer traurigen Berühmtheit gewordenen Pastors Samuel Gotthold Lange, 1711 zu Halle geboren, seit 1737 Geistlicher in Laublingen. Der Ehrgeiz

dieses Mannes, welcher mit Pyra, Gleim, Kleist und Ramler in Verkehr stand, ging dahin, ein zweiter Horaz zu sein, und seine Freunde bestärkten ihn in dem Wahn, es wirklich zu sein. 1752 erschien von ihm eine großsprecherisch angekündigte Horazübersetzung. In der Vorrede vergleicht er sich mit einem treuen Porträtmaler, der keinen Strich an seinem Urbild ändere. Die Übersetzung war in einer Ode Friedrich dem Großen zugeeignet, der dem geistlichen Herrn für die „devote Attention“ dankte und seiner wohlgeratenen Arbeit Erfolg wünschte. Auch Bodmer, Sulzer, Gleim und Ramler, wie Hagedorn waren des Ruhmes voll. Selbst Lessing bekennt im Eingang zu seinem vierundzwanzigsten Briefe: „Ich habe ihn (Lange) allezeit als einen von unsern wichtigsten Dichtern betrachtet und seiner versprochenen Übersetzung des Horaz mit dem unbeschreiblichsten Verlangen entgegengesehen.“ Aber wie ward er enttäuscht! Mit Begierde las er das Buch und fand darin eine stümperhafte Verdeutschung des römischen Dichters. „Ein gehofftes Erstaunen über unüberschwengliche Schönheiten hat sich in ein Erstaunen über unüberschwengliche Fehler verwandelt.“ Unumwunden deckt Lessing in diesem Briefe die Mängel der Langeschen Arbeit auf. Schon vorher hatte Lessing sich an Professor Nicolai in Halle gewandt und ihm mitgeteilt, daß er wohl Lust hätte, nachdem er bereits zweihundert kindische Fehler in Langes Übersetzung entdeckt, eine Kritik über das ganze Buch zu veröffentlichen. Nicolai, ein Freund des Übersetzers, suchte zu vermitteln. Er ließ offen durchblicken, daß Lessing sich dadurch sein Glück in Preußen leicht verscherzen könne. Unser Kritiker stellte den Plan einer Buchausgabe einstweilen zurück.

Allein der „Hamburgische Korrespondent“ druckte diesen Brief böswillig ab (Nov. 1753), und Lange antwortete darauf von der Höhe seines schriftstellerischen Selbstbewußtseins: es sei seine Pflicht, diesem rauflustigen Romanhelden einen sanften

Schlag auf die Finger zu geben. Dann folgte eine ehrenrührige Verdächtigung des sittlichen Charakters Lessings: der Angreifer hätte die Absicht geäußert, sich seine Kritik von Lange abkaufen zu lassen. Unter der Einwirkung dieser „niederträchtigen Lüge" des „boshaftesten Verleumders" schrieb Lessing dann sein zermalmendes „Vademecum*) für den Herrn Samuel Gotthold Lange" (Berlin 1754). Mit Verachtung, Spott und Hohn kanzelt Lessing hier den aufgeblasenen Gernegroß ab. Er kommt nochmals darauf zurück, mit welch großer Spannung er Langes Verdeutschung erwartet habe. „Wie schändlich aber ward ich betrogen! Ich wußte vor Verdruß nicht, auf wen ich erzürnter sein sollte, ob auf Sie oder auf mich: auf Sie, daß Sie meine Erwartung so getäuscht hatten; oder auf mich, daß ich mir so viel von Ihnen versprochen hatte." Die Antwort, welche Lange auf den im „Hamburgischen Korrespondenten" nachgedruckten „Brief" Lessings gab, „enthalte so viel erbärmliches Zeug, daß ich mich wahrhaftig von Grund meines Herzens schäme, auf einen so elenden Gegner gestoßen zu sein. Daß Sie dieses sind, will ich Ihnen, mein Herr Pastor, in dem ersten Teile meines Briefes erweisen. Der zweite Teil aber soll Ihnen dartun, daß Sie noch außer Ihrer Unwissenheit eine sehr nichtswürdige Art zu denken verraten haben, und mit einem Worte, daß Sie ein Verleumder sind. Den ersten Teil will ich wieder in zwei kleine absondern: anfangs will ich zeigen, daß Sie die von mir getadelten Stellen nicht gerettet haben, und daß sie nicht zu retten sind; zweitens werde ich mir das Vergnügen machen, Ihnen mit einer Anzahl neuer Fehler aufzuwarten. — — Verzeihen Sie mir," fügt Lessing höhnisch hinzu, „daß ich in einem Briefe so ordentlich sein muß." Und mit lächelndem Sarkasmus gibt er ihm

*) „Geh mit mir" = ein Buch im Taschenformat, in der Tasche zu tragen.

den Rat: „Ein Glas frisches Brunnenwasser, die Wallung Ihres kochenden Geblüts ein wenig niederzuschlagen, wird Ihnen sehr dienlich sein, ehe wir zur ersten Unterabteilung schreiten. Noch eines, Herr Pastor! — — Nun lassen Sie uns anfangen!"

Und Lessing fängt an. Unbarmherzig rupft und zupft er den verleumderischen geistlichen Herrn, daß diesem Hören und Sehen vergeht. Zuweilen schlägt er ihn mit dessen eignen Waffen: „Kann man sich etwas Seltsameres träumen lassen? Horaz muß Schnitzer machen," ruft Lessing aus, eine Äußerung seines unvorsichtigen Gegners festnagelnd, „damit der Herr Pastor in Laublingen keine möge gemacht haben ... Schämen Sie sich nicht, eine fehlerhafte Lesart sich zu nutze zu machen?" Er weist ihm eine „wahrhafte Bettelgelehrsamkeit" nach, „bewundert" Langes „Unwissenheit in der französischen Sprache" und macht ihm ironisch lächelnd den Unterschied von „unwürdig" und „nichtswürdig", welch zwei Begriffe Lange durcheinandergemengt, an dem Beispiel klar: „Oder glauben Sie, daß beides einerlei ist? Gewiß nicht! Sie sind zum Exempel ein unwürdiger Übersetzer des Horaz; sind Sie deswegen ein nichtswürdiger? Das will ich nicht sagen; ich hoffe aber, daß es die Welt sagen wird." Wie der Lehrer einen Schulbuben züchtigt, der nachlässig gearbeitet und obendrein böse Streiche gemacht hat, so spricht Lessing von dem Pastor: „Ich weiß noch etwas Wichtigeres zu tun, als Ihre Exercitia zu korrigieren. Ich verspreche Ihnen im voraus, durch das ganze Buch in jeder Ode wenigstens einen Schnitzer zu weisen, welcher unvergeblich [d. h. unverzeihlich] sein soll." Das geschieht. Mit Recht sagt Lessing am Ende der Beweisführung des ersten Teils: „Ich habe Ihnen gezeigt, daß Sie weder Sprache noch Kritik, weder Altertümer noch Geschichte, weder Kenntnis der Erde noch des Himmels besitzen; kurz, daß Sie keine einzige von den Eigenschaften haben, die zu einem Übersetzer

des Horaz notwendig erfordert werden." Über den verleumderischen Charakter Langes, über seine „boshaften Lügen" sagt Lessing mit berechtigter sittlicher Entrüstung: „Am allerwenigsten hätte ich mir dieses von einem Prediger vermutet, welcher bessere Begriffe von der wahren Ehre und von der Verbindlichkeit, bei allen Streitigkeiten den moralischen Charakter des Gegners aus dem Spiele zu lassen, haben sollte . . . Mein Herz werde ich nie ungerochen antasten lassen, und ich werde Ihren Namen in Zukunft allezeit nennen, so oft ich ein Beispiel eines rachsüchtigen Lügners nötig habe." Schließlich empfiehlt Lessing sein Büchlein dem geistlichen Herrn recht oft zu lesen zur „Besserung Ihres Verstandes und Willens . . . Ich wünsche guten Gebrauch."

Lessing hat seinen Gegner fortan in Ruhe gelassen, ihn öffentlich auch nicht wieder genannt. Lange blieb gezeichnet für alle Zeiten. Er vereinsamte mehr und mehr. Michaelis' Wort in den Göttinger gelehrten Anzeigen, daß diese Schrift Lessings bleiben werde, wenn Langes Arbeit längst vergessen sei, hat sich bewahrheitet.

Lessing hat noch mehr kleine Geister durch seine vernichtende Kritik unsterblich gemacht. „Mehrere winzige Schriftstellerlein," sagt Heine, „hat Lessing mit dem geistreichsten Spott, mit dem köstlichsten Humor gleichsam umsponnen, und in den Lessingschen Werken erhalten sie sich nun für ewige Zeiten, wie Insekten, die sich in einem Stück Bernstein verfangen. Indem er seine Gegner tötet, macht er sie unsterblich."

Die Herausgabe des Heftes, welches das Strafgericht über Lange brachte, fällt in die Zeit, die zwischen dem Erscheinen des dritten und des vierten Teiles liegt. Letzterer enthielt die beiden Jugenddramen: „Der junge Gelehrte", sowie „Die Juden". 1755 erschienen im fünften Bändchen: „Der Freigeist" und „Der Schatz" und im sechsten „Miß Sara Sampson" und „Der Misogyne".

Die Jugenddramen Lessings haben durchgängig nur noch ein literar-historisches Interesse. Bühnenfähig sind sie heute nicht mehr, so sehr man sie nach ihrem Erscheinen auch bejubelt hat. Sie zeigen das Tasten und Tappen des angehenden Dramatikers, dessen Talent sich noch nicht von den hergebrachten Anschauungen seiner Zeit freigemacht hat. In seinen Lustspielen folgt Lessing der alten Schule. Die Kunstform ist die bei den Franzosen übliche; ängstlich bestrebt er sich, die sogenannten Einheiten festzuhalten, wenn er auch gelegentlich einmal (im 22. der „Briefe") die ironische Äußerung tat, gewisse große Geister allerdings würden diese kleinen Regeln ihrer Aufmerksamkeit nicht würdig geschätzt haben, die andren Anfänger aber in der Dichtkunst müßten sich denselben trotz alledem unterwerfen. Die Lustspiele beweisen, daß ihr Verfasser im Fahrwasser des Gottschedianismus sich bewegt. Es gab eben damals keine großen Geister, auf die, wie Lessing in der Vorrede zum vierten Teil seiner Schriften verweist, „die komische Muse Deutschlands stolz sein könnte." Das Urteil Karl Lessings über einige dieser Jugenddichtungen, die ihr Urheber später selbst verworfen hat, ist zutreffend: Man kann schwerlich aus ihnen den Dichter der Minna von Barnhelm prophezeien. Wie sehr hat die Erfahrung dem brüderlichen Biographen recht gegeben und das überschwengliche Lob des bei Lange genannten Michaelis aus Göttingen gerichtet, welcher schrieb, daß diese Lustspiele den besten Werken der Ausländer an die Seite gesetzt zu werden verdienten.

Es ist in diesem Buche (S. 24 u. 45) bereits erwähnt, daß wirkliche Ereignisse und Tatsachen aus Lessings Leben bei der Abfassung „Des jungen Gelehrten" mitgewirkt haben. Damis, der Name der Hauptfigur des „Lustspiels in drei Aufzügen", ist ein gelehrter Kleinigkeitskrämer, ein Geistesprotz und hohler Renommist, oder, wie Chrysander, sein Vater, ihn nennt, ein „eingemachter Narr", „ein überstudierter Pickel-

hering". Vom praktischen Leben versteht er noch weniger, als Lessing verstand, da er an diesem langatmigen Lustspiel schrieb. Damis blinzelt mit seinen Augen in das wirkliche Leben und Treiben der Menschen, wie die Eule ins Tageslicht. Dünkelhafter Hochmut beherrscht ihn. Das uralte Wahrwort, unser Wissen ist Stückwerk, weist er für seine Person zurück. „Ich bin ein Philolog, ein Geschichtskundiger, ein Weltweiser, ein Redner, ein Dichter . . . In dem ganzen Umfange der Geschichte und in allen mit ihr verwandten Wissenschaften bin ich ohnegleichen," sagt er, und ein andermal: „Nein, glaube mir: der Mensch ist allerdings einer allgemeinen Erkenntnis fähig. Es leugnen, heißt ein Bekenntnis seiner Faulheit oder seines mäßigen Genies ablegen. Wenn ich erwäge, wieviel ich schon nach meinen wenigen Jahren verstehe, so werde ich von dieser Wahrheit noch mehr überzeugt. Lateinisch, Griechisch, Hebräisch, Französisch, Italienisch, Englisch — — das sind sechs Sprachen, die ich vollkommen besitze, und ich bin erst zwanzig Jahre alt," ruft er mit dem Brustton echten Gelehrtenhochmuts aus und muß sich von dem Hausdiener Anton, einem praktischen Realisten, erst belehren lassen, daß er eine Kleinigkeit, nämlich die deutsche Sprache, in seinem Musterverzeichnis vergessen habe. Bei jeder möglichen und unmöglichen Gelegenheit kramt er seine Büchergelehrsamkeit aus. „Du kannst essen," sagt er zu Anton, „das ist: du kannst die Speisen zerschneiden, in Mund stecken, kauen, herunterschlucken und so weiter. Du kannst nicht essen, das ist: du weißt nicht, welches das Amt einer jeden dabei tätigen Muskel ist: ob der Digastrikus oder der Masseter, ob der Pterygoideus internus oder externus, ob der Zygomatikus oder der Platysmamyodes, ob — —". „Das einzige Ob, worauf ich sehe," sagt Anton, der sich nicht verblüffen läßt, „ist das, ob mein Magen etwas davon erhält, und ob mir's bekommt." Für Lessing war es ein ausgesuchtes Vergnügen reinster Schadenfreude, diesen auf-

geblasenen Hohlkopf mit seiner Afterweisheit gründlich scheitern zu lassen. Damis hat sich an einem Preisausschreiben der Berliner Akademie mit einer Arbeit von den Monaden beteiligt, einer Abhandlung, die so gelehrt ist, daß er selbst nicht weiß, wo er sie hergenommen hat. „Ich, ich muß den Preis haben, und kein andrer!" ruft er siegesgewiß aus — und bekommt ihn nicht. Aber „die dummen Deutschen" sollen „es schon empfinden, was sie an mir verloren haben. Morgen will ich Anstalt machen, dieses unselige Land zu verlassen."

Schon aus diesen kurzen Andeutungen ist unschwer zu ersehen, daß Lessing das Leben noch wenig kannte, als er sein Stück schrieb. Seine Jugend übertreibt hier und reiht eine Unmöglichkeit an die andre. Der Gang der Handlung — nicht nur in diesem Jugenddrama — leidet stellenweise an unerträglicher Umständlichkeit und Weitschweifigkeit.

„Der Freigeist" hat ebenso wie „Der junge Gelehrte" eine bestimmte Tendenz, die aus Lessings Brief (28. April 1749) an seinen Vater erhellt. Der Pastor primarius hatte seinen Sohn ironisch „einen deutschen Molière" genannt, als er erfuhr, dieser schreibe Komödien. „Wenn man mir mit Recht den Titel eines deutschen Molière beilegen könnte, so könnte ich gewiß eines ewigen Namens versichert sein. Die Wahrheit zu sagen, so habe ich zwar sehr große Lust, ihn zu verdienen, aber sein Umfang und meine Ohnmacht sind zwei Dinge, die auch die größte Lust ersticken können . . . Den Beweis, warum ein Komödienschreiber kein guter Christ sein könne, kann ich nicht ergründen. Ein Komödienschreiber ist ein Mensch, der die Laster auf ihrer lächerlichen Seite schildert. Darf denn ein Christ über die Laster nicht lachen? Verdienen die Laster so viel Hochachtung? Und wenn ich Ihnen nun gar verspräche, eine Komödie zu machen, die nicht nur die Theologen lesen, sondern auch loben sollen? Halten Sie mein Versprechen für unmöglich? Wie, wenn ich eine auf die Frei=

geister und auf die Verächter Ihres Standes machte? Ich weiß gewiß, Sie würden vieles von Ihrer Schärfe fahren lassen." Auch „Der Freigeist" zeigt die Unfähigkeit des jugendlichen Dichters, Welt und Menschen zu beurteilen. Er hatte eben noch keinen Blick „ins volle Menschenleben" getan. Adrast, der Träger des Titels, betrachtet alle Mitglieder des geistlichen Standes als Heuchler und Schufte. Seine Freigeisterei ist jedoch mehr äußerer Aufputz, denn innere Überzeugung. Blasiert meint er, nur der Pöbel und die Frauenzimmer brauchen noch Religion. Seinem Diener Johann, einem abgefeimten Halunken, den Lessing ganz nach französischem Vorbild gezeichnet hat, ruft Adrast zu: „Ich glaube, du spielst den Freigeist? Ein ehrlicher Mann möchte einen Ekel davor bekommen, wenn er sieht, daß es ein jeder Lumpenhund sein will." Diesem Freigeist à la mode stellt Lessing den jungen Geistlichen Theophan gegenüber. Ist Johann in dem Lustspiel die geborne Canaille, so ist Theophan hier das Musterbild von Tugend, Großmut und Hochsinn. So bewegt Lessing sich in der Charakterzeichnung — ähnlich wie Schiller in seinen Jugenddramen, beispielsweise in den „Räubern" — in Ausschließlichkeiten: hier ganz schlechte, dort ganz gute Menschen! Den Johann, der die Freigeisterei seines Herrn praktisch ausbeutet, läßt der Verfasser sagen: „Wir sind geschworne Feinde alles dessen, was Mühe macht. Der Mensch ist in der Welt, vergnügt und lustig zu leben. Die Freude, das Lachen, das Courtisieren, das Saufen sind seine Pflichten. Die Mühe ist diesen Pflichten hinderlich; also ist es auch notwendig seine Pflicht, die Mühe zu fliehen. — — Sieh, das war ein Schluß, der mehr Gründliches enthält, als die ganze Bibel." — Theophan hat es sich in den Kopf gesetzt, die Freundschaft Adrasts zu gewinnen. Er läßt sich von diesem Grobheiten an den Kopf werfen, muß Schmähungen, mit denen Adrast den geistlichen Stand überhäuft, einstecken, bleibt dennoch uner-

schütterlich in seiner verzeihenden Nachsicht, ja, übernimmt sogar einen verfallenen Wechsel Adrasts. Eine Verlobung über Kreuz spielt in die Handlung hinein, die mehr klügelnd erdacht, als ungezwungen und folgerichtig durchgeführt ist.

Eine andre dramatische Jugenddichtung mit ausgesprochener Tendenz ist das Lustspiel „Die Juden", ein schwacher Vorläufer des „Nathan". Lessing äußert sich über diese dramatische Rettung, die um so bemerkenswerter ist, als die Abfassung des Stückes vor der persönlichen Bekanntschaft Lessings mit Moses Mendelssohn liegt, folgendermaßen: Das Lustspiel „war das Resultat einer sehr ernsthaften Betrachtung über die schimpfliche Unterdrückung, in welcher ein Volk seufzen muß, das ein Christ, sollte ich meinen, nicht ohne eine Art von Ehrerbietung betrachten kann. Aus ihm, dachte ich, sind ehedem so viel Helden und Propheten aufgestanden, und jetzt zweifelt man, ob ein ehrlicher Mann unter ihm anzutreffen sei? Meine Lust zum Theater war damals so groß, daß sich alles, was mir in den Kopf kam, in eine Komödie verwandelte. Ich bekam also gar bald den Einfall, zu versuchen, was es für eine Wirkung auf der Bühne haben werde, wenn man dem Volke die Tugend da zeigte, wo es sie ganz und gar nicht vermutet." Das Unterfangen Lessings, sich zum Ehrenretter der Juden zu machen, wird derjenige um so höher anschlagen, welcher weiß, wie mißachtet, unterdrückt und politisch nahezu rechtlos die Israeliten selbst in dem Reiche eines Friedrich des Großen waren. Lessing hat dieser allgemeinen Verachtung, unter welcher die Juden litten, in den Worten Martin Krumms Ausdruck geliehen. Dieser nennt sie ein „gottloses Gesindel": „So viel als ihrer sind, keinen ausgenommen, sind Betrüger, Diebe und Straßenräuber. Darum ist es auch ein Volk, das der liebe Gott verflucht hat. Ich dürfte nicht König sein: ich ließ' keinen, keinen einzigen am Leben. Ach! Gott behüte alle rechtschaffenen Christen vor diesen Leuten ...

Ach! mein lieber Herr, wenn Sie wollen Glück und Segen in der Welt haben, so hüten Sie sich vor den Juden ärger, als vor der Pest." Der Mut, welcher zu der Abfassung dieses Stückes gehörte, die Gerechtigkeitsliebe und das lebhafte Humanitätsgefühl, ohne all das „Die Juden" nicht entstanden wären, ist wertvoller als das herzlich schwache Stück mit seiner armseligen Fabel, seinen weitausgesponnenen Szenen und seiner wenig lustspielmäßigen Handlung. Ein Raubanfall, dessen Täter als Juden maskierte Christen sind, während ein Jude den Retter macht, steht in der Mitte der Fabel. Auch hierin zeigt sich Lessings Unbeholfenheit; denn Straßenraub ist wahrlich keine jüdische Spezialität. Lessing faßt ferner das Grundmotiv des Stückes nicht an der Wurzel, wie in seinem „Nathan", sondern begnügt sich mit höflichen Komplimenten, welche der Gerettete seinem Retter und umgekehrt macht. „Zu aller Vergeltung," sagt der Reisende, der Jude, zum Baron, „bitte ich nichts, als daß Sie künftig von meinem Volke etwas gelinder und weniger allgemein urteilen. Ich habe mich nicht vor Ihnen verborgen, weil ich mich meiner Religion schäme. Nein! Ich sah aber, daß Sie Neigung zu mir und Abneigung gegen meine Nation hatten. Und die Freundschaft eines Menschen, er sei, wer er wolle, ist mir allezeit unschätzbar gewesen," worauf der Baron ihm die fade Schmeichelei sagt: „O, wie achtungswürdig wären die Juden, wenn sie alle Ihnen glichen!" Prompt erwidert der Jude: „Und wie liebenswürdig die Christen, wenn sie alle Ihre Eigenschaften besäßen."

Weniger charakteristisch für Lessings persönliche Eigenart als die vorgenannten dramatischen Jugenddichtungen sind „Damon", „Die alte Jungfer" und „Der Misogyne". Das erstgenannte „Lustspiel in einem Aufzuge" (1747) ward bereits während der Meißener Zeit verfaßt und ist eben auch eine unfertige Schülerarbeit. „Die alte Jungfer" (1748), ein dreiaktiges Lustspiel, ähnlich unreif wie das vorhergehende,

behandelt, nicht ohne Frivolität, das Thema, welches in dem vorangestellten Motto aus Plautus genannt ist: „Siehst du nicht die Sitten der jetzigen Menschen? Wenn nur eine Mitgift da ist, wird kein Fehler als Fehler gerechnet." „Der Misogyne" (1748), ein Lustspiel, dessen Handlung 1767 unter dem Titel „Der Misogyn" (ein Weiberfeind) auf drei Akte verteilt wurde, verrät am auffallendsten, daß Lessing sich an französischen Dichtern gebildet. 1750 entstand dann noch „Der Schatz", ein Lustspiel in einem Aufzuge, das Plautus nachgeahmt ist.

Mit seinem nächsten Drama bewies Lessing, daß er über diese schülerhaften Anfänge hinausgewachsen war und einen zukunftsichern Weg eingeschlagen hatte.

Sechstes Kapitel.

Zweiter Aufenthalt in Berlin.

Mit einem mächtigen Rüstzeug vielseitigen Wissens, der Ausbeute seiner arbeitsreichen Wittenberger Periode, war Lessing nach Berlin zurückgekehrt und hatte seinen Sitz in der Redaktion der Vossischen Zeitung wieder eingenommen.

Seine Beziehungen zum Elternhause begannen von der alten Spannung zu verlieren. Der Sohn hatte ja auch den Wunsch des Vaters, sich einen gelehrten Titel zu erringen, erfüllt. Freilich konnten die Eltern immer noch nicht das Lebensziel ihres Kindes erkennen. Aber ein Stein des Anstoßes ward ihnen mit Mylius' Fortgang von Berlin aus dem Wege geräumt. Dieser Jugendfreund Lessings wollte eine überseeische Forschungsreise unternehmen, kam aber nur als eine Art Weltbummler bis London, nachdem er in Hamburg

mit Hagedorn, der auch ein Feinschmecker war, der Kochkunst Hammonias alle Ehre angetan. Mylius starb am 6. März 1754 in der englischen Metropole. Lessing gab in demselben Jahre „Vermischte Schriften" des Verstorbenen heraus und leitete sie mit einem Vorworte ein. Der Tod dieses unruhigen Geistes, dem Lessing in letzter Zeit auch innerlich nicht mehr nahe gestanden, riß keine unausfüllbare Lücke in dem Freundeskreise unsres Dichters, der obendrein jetzt mehrere folgenreiche Bekanntschaften machte. Sein Lebenshorizont ward dadurch um ein beträchtliches Stück erweitert. Er verkehrte in Berlin mit dem Franzosen de Prémontval, Mitglied der Berliner Akademie, dem Schauspieler Brückner, dem Kupferstecher Wilhelm Meil, später (1798) Direktor der Akademie der Künste, dem Astronomen Kies, dem Arzt Aron Gumperz, einem gelehrten und vielseitig gebildeten Israeliten, dem Hofkomponisten Agricola. Meil stach die Titelvignetten zu Lessings Schriften. Einige der genannten Männer gehörten dem „Montagsklub" an, welchem Lessing zu Anfang seines zweiten Berliner Aufenthaltes beitrat. Auch mit dem ihn eine Zeitlang begönnernden Johann Georg Sulzer, ursprünglich Mathematiker, dann Ästhetiker, ward Lessing um die Mitte 1755 näher bekannt. Zwar hatte Sulzer in einem Briefe an Bodmer unsern Dichter erst einige Wochen vorher „ein Mischmasch von Gutem und Bösem" genannt; er könne „ganz gut oder auch schlecht" werden; in seinen Reden sei er viel besser als in seinen Schriften, und er scheine viel Verstand zu haben. Zu einem wärmern Gefühl zwischen Lessing und Sulzer kam es nicht.

Dafür gewann Lessing an Karl Wilhelm Ramler, damals als Lehrer an der Kadettenschule Berlins tätig, einen aufrichtigen Freund. Ramler war in poetischer Hinsicht mehr ein Formtalent denn ein selbstschöpferischer Kopf. Der Inhalt seiner Lieder ist — ähnlich wie Lessings anakreontische Gedichte — akademisch empfunden, die glatte metrische Form oft zu

spielerisch. Zwar reicht sie an die Verskünsteleien eines Rückert nicht heran, und Wilhelm Schlegel sagte von Ramler, er habe sein Leben lang keinen rechten Hexameter bauen gelernt. Schiller äußerte von diesem Schüler Gleims und Sulzers in einem Xenion, wo die Spree sagt:

„Sprache gab mir einst Ramler und Stoff mein Cäsar, da nahm ich
Meinen Mund etwas voll, aber ich schweige seitdem."

Auch der vielgehänselte Leipziger Universitätsfreund Naumann, der „unentwegte" Klopstockianer und Verfasser des dickleibigen Heldengedichtes „Nimrod," fand sich in Berlin ein. Er war eine gute, treue Seele, die so leicht keinem etwas übel nahm. Wie oft gab der „kleine Bautzner" — er stammte aus Bautzen — seinen Freunden Gelegenheit zu Späßen und Witzen! Er lachte dann herzlich mit. Als er einst eine Abhandlung über Verstand und Glück verfaßt hatte, sagte Lessing zu ihm: „Mensch, wie kannst du von zwei Sachen schreiben, die du nie gehabt hast!"

Die beiden wichtigsten Bekanntschaften, welche Lessing um diese Zeit machte, sind die mit Mendelssohn und Nicolai.

Moses Mendelssohn kam am 6. September 1729 zu Dessau als Sohn armer jüdischer Eltern auf die Welt. Der Vater war Elementarlehrer an der jüdischen Schule und Schreiber von Thorarollen. Der tiefe Wissensdrang, welcher den Knaben beseelte, hielt die körperliche Entwicklung, die unter den traurigen Vermögensverhältnissen der Eltern ohnehin nicht recht gedieh, noch mehr zurück. Moses blieb von kleiner Gestalt, war sehr hager und verwachsen, was nicht zum kleinsten Teil eine Folge seiner Stubenhockerei über gelehrten Büchern war. Diese waren seine Welt, seine Freude. Mit einem wahren Heißhunger warf er sich auf das Studium der Talmud-Weisheit, sowie auf jüdische Philosophie und lernte Hebräisch, Lateinisch, Französisch und Englisch, später auch Griechisch, nachdem er

seinem innig verehrten Lehrer, Rabbi Fränkel, der als Oberrabbiner nach Berlin berufen, dorthin gefolgt war. Kümmerlich schlug sich der arme Judenknabe hier durch. Er schrieb eine hebräische Talmudauslegung ab und fristete mit dem Erlös daraus seinen Unterhalt, immer im Herzen die brennende Liebe zu den Büchern. In seinen Schriften hat er später selbst mitgeteilt, daß er oft an seinem Brot den Teil mit Strichen bezeichnete, den er an einem Tage essen durfte, um am nächsten nicht hungern zu müssen. War ihm als Jude doch so manche Erwerbsquelle verschlossen! Gehörte er von Geburt an doch zum Stamme jener, die politisch und sittlich in Erniedrigung lebten! Die Möglichkeit, daß jeder nach seiner Façon im Reiche des großen Friedrich selig werden konnte, war den Juden sehr erschwert. Vielfach hielten sie sich selbst ängstlich fern von einer Berührung mit der christlichen Denk- und Anschauungsweise. Noch 1746 wies die jüdische Gemeinde zu Berlin einen Knaben ihres Glaubens ohne Erbarmen aus, weil er in fremdem Auftrag ein deutsches Buch über die Straße getragen hatte! Starrsinnige jüdische Rechtgläubigkeit auf der einen, äußerste Beeinträchtigung in staatlichen und gesellschaftlichen Rechten auf der andern Seite! So gehörte in der Tat für Mendelssohn schon Mut dazu, die Schranken der Engherzigkeit zu überschreiten und deutsche Bücher zu lesen, sowie Deutsch schreiben zu lernen. Mendelssohns unzähmbarer Wissenstrieb wagte es: das erste philosophische deutsche Buch, welches ihm durch Zufall in die Hände fiel, waren Reinbecks „Betrachtungen über die Augsburgische Konfession." An der Hand dieses Werkes, das seine Lust zum Studium der Philosophie mächtig beflügelte, studierte er die Beweise für das Dasein Gottes.

In seiner äußern Lage trat 1750 eine Besserung ein. Er kam als Hauslehrer zu dem begüterten Seidenfabrikanten Bernhard, rückte nach vier Jahren in die Stelle eines Buchhalters daselbst ein und ward später Teilhaber des Geschäfts.

1762 heiratete er ein anspruchsloses Mädchen, eine Hamburgerin, Fromet Gugenheim, und erfreute sich einer glücklichen Häuslichkeit.

Lessing verdankt diesem jüdischen Weisen viel. Moses Mendelssohn hatte sich schon verständnisvoll einen Weg in die Philosophie der Engländer John Locke und Shaftesbury gebahnt, als Lessing zu ihm in nähere Beziehungen trat. Er wandte sich dann dem Studium des Philosophen Wolf zu, von dem aus er zu Leibniz und von diesem zu seinem Stammesgenossen Spinoza kam. Ein volles Verständnis für diesen ist ihm allerdings nicht aufgegangen. Bezeichnend für Mendelssohns ernstes Wesen ist die Tatsache, daß die französischen Philosophen ihn kalt ließen; nur Rousseau packte ihn; von dessen Schriften übersetzte er Teile. „Die Franzosen," schrieb Mendelssohn am 27. Februar 1758 an Lessing, „philosophieren mit dem Witz, die Engländer mit der Empfindung, und nur die Deutschen haben kaltes Blut genug, mit dem Verstande zu philosophieren."

Lessing ward durch Aron Samuel Gumperz mit diesem kleinen unscheinbaren Juden bekannt. Der Adel seiner Gesinnung, seine tiefe Gelehrsamkeit, seine gewandte Dialektik und Anlage für Satire, der Mendelssohn freilich, um nicht anzustoßen, wenig nachgab, zogen Lessing mächtig an. Er fand in Mendelssohn einen ihm überlegenen philosophischen Geist, der ihn anregte, verehrte an ihm die kraftvolle innere Sammlung und klare Ruhe, die ihm, dem Hitzigen, oft abging. Der Gelehrte Lessing gewann durch diese neue Bekanntschaft, und der Mensch Lessing erhielt in Mendelssohn einen Freund, der auf den gleichaltrigen Genossen klärend und beruhigend nach mancher Richtung hin einwirkte. Man fühlt die innere Wärme, mit welcher Lessing über seinen neuen Freund an Professor Michaelis in Göttingen am 16. Oktober 1754 schreibt: „Er ist wirklich ein Jude; ein Mensch von etlichen und zwanzig Jahren, welcher ohne alle Anweisung in Sprachen, in der

Mathematik, in der Weltweisheit, in der Poesie eine große Stärke erlangt hat. Ich sehe ihn im voraus als eine Ehre seiner Nation an, wenn ihn anders seine eignen Glaubensgenossen zur Reife kommen lassen, die allezeit ein unglücklicher Verfolgungsgeist wider Leute seinesgleichen getrieben hat. Seine Redlichkeit und sein philosophischer Geist läßt mich ihn im voraus als einen zweiten Spinoza betrachten, dem zur völligen Gleichheit mit dem erstern nichts als seine Irrtümer fehlen werden."

Wahre Freundschaft ist wechselseitiges Geben und Empfangen. Auch Mendelssohn verdankte Lessing viel und hing mit treuer Liebe an ihm. Er nannte ihn seinen besten Freund und versicherte, jedesmal neuen Antrieb für Gemüt und Verstand empfangen zu haben. 1756 äußerte er in seinem „Sendschreiben an den Herrn Magister Lessing in Leipzig": „Mein empfindliches Herz ist Ihnen allzu sehr bekannt, und Sie wissen, wie weit es dem Gefühle der Freundschaft offen steht. Sie haben allzu oft nicht ohne Vergnügen bemerkt, wieviel Macht ein freundschaftlicher Blick von Ihnen auf mein Gemüt gehabt hat, wie er vermögend gewesen ist, allen Gram aus meiner Brust zu verbannen, und mein Gesicht plötzlich mit fröhlichen Mienen zu beziehen."

Aus Mendelssohns Feder stammt jener an Gumperz gerichtete Brief, welcher von Lessing in seiner „Theatralischen Bibliothek" zum Abdruck gebracht wurde. Professor Michaelis hatte in den „Göttingschen Anzeigen von gelehrten Sachen" Lessings Lustspiel „Die Juden" mit warmer Anerkennung besprochen, aber doch Zweifel erhoben, ob der Jude, die Hauptperson der Dichtung, der „in allen Stücken so vollkommen gut, so edelmütig" sei, auf Lebenswahrscheinlichkeit Anspruch machen könne, eben weil er ein Jude sei. Mendelssohn tritt nun in dem erwähnten Briefe für seine Stammesgenossen in die Schranken: „Welche Erniedrigung für unsre bedrängte

Nation! Welch übertriebene Verachtung! Das gemeine Volk der Christen hat uns von jeher als den Auswurf der Natur, als Geschwür der menschlichen Gesellschaft angesehen. Allein von gelehrten Leuten erwartete ich jederzeit eine billigere Beurteilung. . . Mit welcher Stirne kann ein Mensch, der noch ein Gefühl der Redlichkeit in sich hat, einer ganzen Nation die Wahrscheinlichkeit absprechen, einen einzigen ehrlichen Mann aufweisen zu können? . . . Man fahre fort, uns zu unterdrücken, man lasse uns beständig mitten unter freien und glückseligen Bürgern eingeschränkt leben, ja, man setze uns ferner dem Spotte und der Verachtung aller Welt aus: nur die Tugend, den einzigen Trost bedrängter Seelen, die einzige Zuflucht der Verlassenen, suche man uns nicht gänzlich abzusprechen!" Mendelssohn rühmt von Lessing, diesem sei „die ganze jüdische Nation viele Verbindlichkeit schuldig, daß er sich Mühe gibt, die Welt von einer Wahrheit zu überzeugen, die für sie von großer Wichtigkeit sein muß."

Lessing brachte Mendelssohn an die Öffentlichkeit. Dieser hatte unserm Dichter ein Manuskript zur Durchsicht gegeben, von welchem Lessing monatelang nichts erwähnte, bis er dem Verfasser eines Tages auf sein Befragen, ob er die Schrift gelesen, das Manuskript als Buch einhändigte. Es waren Mendelssohns „Philosophische Gespräche," welche Lessing auf eigne Hand bei seinem Freund und Verleger Voß hatte drucken lassen. Ungefähr um dieselbe Zeit war Lessing mit Mendelssohn in eine noch nähere Geistesgemeinschaft getreten. Die Berliner Akademie unter dem Vorsitz des bereits erwähnten Maupertuis hatte ein Preisausschreiben über die Berechtigung des Wortes „All is right" (Alles ist gut) von Pope erlassen. Der Beweggrund für die Wahl gerade dieses Themas war den Eingeweihten durchsichtig genug: die Spitze richtete sich gegen den Optimismus des Leibniz, dessen Andenken die beiden Freunde nicht auf eine so plumpe Weise angetastet sehen

wollten. Denn daß eine gelehrte Körperschaft, wie die Berliner Akademie, einen Dichter wie Pope zu einem systematischen Philosophen stempeln und ihn, wenn auch nicht offenkundig, einem Manne wie Leibniz womöglich voranstellen wollte, erschien den Geistesgenossen Grund genug, in einer gemeinsam verfaßten Abhandlung über „Pope ein Metaphysiker" (1755) das Unsinnige der Preisaufgabe nachzuweisen. Und das geschah. Pope sei ein Dichter, kein Metaphysiker. Das habe er selbst gewußt; denn in einem Briefe an seinen Freund Jonathan Swift habe er diesen scherzhaft gebeten, ihm zu erlauben, den philosophischen Bart so lange zu tragen, bis er ihn selbst ausrupfe und ein Gespötte daraus mache. „Das will viel sagen!" heißt es in der Arbeit Lessing-Mendelssohns zum Schluß. „Wie sollte er sich also wundern, wenn er erfahren könnte, daß gleichwohl eine berühmte Akademie diesen falschen Bart für wert erkannt habe, ernsthafte Untersuchungen darüber anzustellen!"

Neben Ramler und Mendelssohn tritt als dritter Christoph Friedrich Nicolai in Lessings Leben ein — Nicolai, der Vielbewunderte und Vielgescholtene! Aus einem Mann der entschiedenen Aufklärung, der mit Lessing Schulter an Schulter kämpft für die Ideen einer sich neuverjüngenden Kunst, wandelt er sich mehr und mehr zu einem rechthaberischen, pedantischen Schulmeister, zu einem bornierten nüchternen Schriftsteller und Vielschreiber, dem ein feiner dichterischer Sinn abgeht, der hinter der Zeit, welche er einst selbst mit vorbereitet, zurückblieb. Der „schlaue Dickkopf" war eben doch nicht schlau genug, und das Geschlecht der Nicolaiten ist noch heute nicht ausgestorben.

Er ward am 18. März 1733 zu Berlin geboren. Sein Vater war Buchhändler. Nicolai ward später dessen Erbe. Zunächst besuchte er das Joachimstalsche Gymnasium in Berlin und die Schule des Waisenhauses zu Halle, wo ihn eine tiefe

Abneigung gegen „erzpietistische Kopfhänger" erfaßte. Er erzählt selbst, daß seine Neigung, jede Schaustellung der Religion als selbstsüchtige Heuchelei zu verdammen, bereits aus dieser ersten Jugendzeit stammt. Von 1749—1751 war er als Lehrling in einer Buchhandlung in Frankfurt an der Oder tätig. Hier erwachte in ihm mächtig der Trieb zur Weiterbildung. Ähnlich wie Hölty, der sich eine Rübe aushöhlte und sie mit mühsam erworbenem Öl füllte, um sie als Lampe für seine nächtlichen Lernarbeiten zu gebrauchen, sparte Nicolai sich die Pfennige am Munde ab, um sich Licht für seine nächtlichen Studien zu verschaffen. Wie glücklich war der Strebsame, als er sich einst soviel Geld zusammengeknausert hatte, um eine schöne Erstausgabe des Milton erstehen zu können! Geschichte und Philosophie, Mathematik und Naturwissenschaft, altklassische und englische Literatur — alles interessierte ihn, alles studierte er. Doch fehlte seiner Ausbildung einheitliche Planmäßigkeit, wie das bei Leuten, die sich auf eigne Hand bilden, nicht selten ist.

1752 kehrte er ins Elternhaus zurück. Sein Vater starb bald, und nun ruhten die Lasten des Geschäftes auf Friedrichs Schultern allein. Aber er wußte mit der Zeit zu geizen und besaß Ausdauer genug, um zäh an seiner weitern Ausbildung zu arbeiten. „Ich erwarb mir bald die Fertigkeit, mich durch keine äußerlichen Hinderungen, durch Geräusche zc. beim Lesen und Nachdenken stören zu lassen, und schnell von einer Beschäftigung zur andern überzugehen, wenn sie auch von ganz disparater Natur waren, und so oft zwei- und dreierlei Gegenstände im Sinne zu behalten und von jedem die Fäden wieder zu ergreifen, ohne zu verwirren." Charakteristisch für seine Denk- und Anschauungsweise ist sein Wort: „Zum Schreiben kam ich durch eifrige Begierde zu nützen und mich angenehm zu beschäftigen." Schon 1753 erschien aus seiner Feder ohne Angabe des Verfassers die Schrift „Untersuchung, ob Milton

sein verlornes Paradies aus lateinischen Schriftstellern ausgeschrieben habe." Nicolai nahm hier seinen geliebten Milton gegen Lauders leichtfertigen Vorwurf in Schutz, der große Engländer habe in seinem Epos literarischen Diebstahl begangen. Die Schrift des jungen Berliners richtete sich in erster Linie gegen Gottsched, der im zweiten Band des „Neuesten aus der anmutigen Gelehrsamkeit" diese Behauptung Lauders wiederholt hatte. 1755 erschienen ebenfalls anonym Nicolais „Briefe über den jetzigen Zustand der schönen Wissenschaften in Deutschland." Form und Inhalt erinnern an Lessings „Briefe." Lessing ward sogar von einigen anfangs für den Verfasser der Briefe Nicolais gehalten. Was Goethe in seinen „Gesprächen mit Eckermann" 1825 von Lessing sagte, trifft in dem ersten, wie in dem zweiten Satze auf Nicolai zu: „Lessing war der höchste Verstand, und nur ein eben so großer konnte von ihm wahrhaft lernen. Dem Halbvermögen war er gefährlich." Nicolai steht in seinen „Briefen" ähnlich wie Lessing selbständig zwischen den Leipzigern und Schweizern. Der Hauptangriff richtet sich gegen die Züricher. Er verglich sie mit den Ratsherren eines kleinen Städtchens, die, weil sie in ihrem Bezirke die Vornehmsten seien, nun auch die Bewunderung und den Beifall der ganzen Welt zu besitzen glauben. Mit Beziehung auf Bodmers Epen ward Youngs Wort angeführt: einen Dichter, der bei seinem zehnten epischen Gedichte sei, nenne er eine geschwätzige Weiberzunge, welche Jahrhunderte fortlaufe, ohne aufgezogen zu werden. „Die Muse des Herrn Bodmer ist eine betagte Matrone, die die Welt vergißt, weil die Welt sie vergessen hat." Ebenso witzig, wie zutreffend ist Nicolais Urteil über Wielands damals religiös frömmelnde Richtung: „Die Muse des Herrn Wieland ist ein junges Mädchen, das auch die Betschwester spielen will und sich, der alten Witwe [d. i. Bodmer] zu gefallen, in ein altväterisches Käppchen einhüllt, welches ihr doch gar nicht kleiden

will; sie bemüht sich, eine verständige, erfahrene Miene anzunehmen, unter der ihre jugendliche Unbedachtsamkeit nur gar zu leicht hervorleuchtet, und es wäre ein ewiger Spektakel, wann diese junge Frömmigkeitslehrerin noch wieder zu einer muntern Modeschönheit würde." Die Erfahrung hat Nicolais Urteil bestätigt.

Als Mittel für eine Verjüngung der deutschen Dichtkunst führt Nicolai zweierlei an: das Drama und die Kritik. Das Drama könne nur gehoben werden, wenn man sich Shakespeare, sowie überhaupt die englischen Schauspiele zum Muster nehme und hier von der Wahrheit, Mannigfaltigkeit und Stärke der Charakterzeichnung lerne. Die Kritik sei strenger zu handhaben; halte man das Mittelmäßige für erträglich, so sei dies der nächste Weg zu einem verderbten Geschmack.

Diese Schrift machte Nicolai mit Lessing bekannt, der, als er die Aushängebogen der „Briefe" las, in dem Verfasser einen „Sekundanten" erkannte und seine persönliche Bekanntschaft suchte. Lessing vermittelte dann den Verkehr zwischen Mendelssohn und Nicolai, und bald bildeten diese drei Genossen ein interessantes Dreiblatt. Liebe zu der englischen Literatur war eins der vorwaltenden Interessen, welche die drei miteinander verbanden. Und Liebe zu dem englischen Schauspiele war es auch, was Lessing zu Anfang des Jahres 1755 aus dem geräuschvollen Berlin in die stille Zurückgezogenheit des nahen Potsdam trieb, um hier sein bedeutendstes Jugenddrama zu schreiben: „Miß Sara Sampson."

Siebentes Kapitel.

Untersuchungen über das Theater. Miß Sara Sampson.

Im Jahre 1754 erschien das erste Stück der „Theatralischen Bibliothek," 1758 das letzte (vierte).

Diese neue Veröffentlichung war als eine Folge der 1750 eingegangenen „Beiträge zur Historie und Aufnahme des Theaters" gedacht, deren Plan zu weitschichtig gewesen war. Mit seiner neuen dramaturgischen Zeitschrift legte Lessing, der, wie er in der Vorrede dazu mitteilt, im stillen seine Bemühungen für Hebung des Theaters nach dem Eingehen der „Beiträge" fortgesetzt, sich eine Beschränkung auf: die „Bibliothek" sollte „kein Werk ohne Ende", kein „theatralischer Mischmasch" sein, „sondern wirklich eine kritische Geschichte des Theaters zu allen Zeiten und bei allen Völkern, obgleich ohne Ordnung weder nach der einen noch nach der andern", enthalten. Von dem, was über die dramatische Dichtkunst geschrieben war, wollte Lessing „das Beste und das Brauchbarste" bringen; die Stücke, denen die vorzüglichsten dramatischen Dichter „den größten Teil ihres Ruhmes zu danken haben", sollte der Rahmen der neuen Zeitschrift umspannen. Das vornehmste Augenmerk wollte er aber den Alten schenken. Ausgeschlossen von diesem Programm, das, ähnlich wie die Vorrede zu den „Beiträgen", zu viel versprach, sollte die Beurteilung der „dramatischen Werke meiner noch lebenden Landsleute" sein. „Da ich mich selbst unter sie gemengt habe," sagt Lessing, „so habe ich mich des Rechts, den Kunstrichter über sie zu spielen, verlustig gemacht." (Diesen Standpunkt, für den Lessing wenig stich=

haltige Gründe anführt, hat er später verlassen.) Auch „von dem gegenwärtigen Zustand der verschiedenen Bühnen in Deutschland" wollte er „keine Nachrichten mitteilen", teils weil er ihre Richtigkeit nicht würde verbürgen können, teils weil er den Schauspielern nicht gern Gelegenheit zur Eifersucht geben wollte.

Gegenüber den „Beiträgen" hat Lessings Standpunkt in der „Bibliothek" an Höhe und Weitsicht gewonnen, wenngleich er in dem Stück über die lateinischen Trauerspiele, welche unter dem Namen Senecas bekannt sind, noch immer die gesetzmäßigen Einheiten der Zeit und des Ortes für das Drama fordert, wenngleich ferner Shakespeares nur flüchtig gedacht wird (in der „Geschichte der englischen Schaubühne", deren Abfassung sich Nicolai später zuschrieb). Daß Lessing entschieden auf einer höhern künstlerischen Warte steht, als vorher, beweist gleich das erste Stück: „Abhandlungen von dem weinerlichen oder rührenden Lustspiele". Dieser Arbeit sei darum besonders gedacht, weil sie zwanglos auf „Miß Sara Sampson" hinführt. Der Verfasser spricht in den einleitenden Sätzen von den Neuerungen, die letzthin in der dramatischen Dichtkunst gemacht worden sind. Weder das Lustspiel noch das Trauerspiel seien davon verschont geblieben. „Das erstere hat man um einige Staffeln erhöht und das andre um einige herabgesetzt. Dort glaubte man, daß die Welt lange genug in dem Lustspiele gelacht und abgeschmackte Laster ausgezischt habe: man kam also auf den Einfall, die Welt endlich einmal darin weinen und an stillen Tugenden ein edles Vergnügen finden zu lassen. Hier hielt man es für unbillig, daß nur Regenten und hohe Standespersonen in uns Schrecken und Mitleid erwecken sollten: man suchte sich also aus dem Mittelstande Helden und schnallte ihnen den tragischen Stiefel an, in dem man sie sonst, nur ihn lächerlich zu machen, gesehen hatte. Die erste Veränderung brachte dasjenige her-

vor, was seine Anhänger das rührende Lustspiel und seine Widersacher das weinerliche nennen. Aus der zweiten Veränderung entstand das bürgerliche Trauerspiel. Jene ist von den Franzosen und diese von den Engländern gemacht worden." Lessing geht nur auf die erste Veränderung ein und sagt gegen den Schluß der „Abhandlungen": nur das seien allein wahre Komödien, welche sowohl Tugenden als Laster, sowohl Anständigkeit als Ungereimtheit schildern, weil sie eben durch diese Vermischung ihrem Originale, dem menschlichen Leben, am nächsten kommen. Das Possenspiel wolle nur zum Lachen bewegen, das weinerliche Lustspiel wolle nur rühren, die wahre Komödie wolle beides. Sie allein sei für das Volk und allein fähig, einen allgemeinen Beifall zu erlangen und folglich auch einen allgemeinen Nutzen zu stiften. — Was Lessing hier theoretisch ausführt und noch mehr als das, hat er später in seiner „Minna von Barnhelm" praktisch geleistet.

Was die zweite von Lessing erwähnte Veränderung anbetrifft, aus welcher das bürgerliche Trauerspiel entstand, so will er, wie er sagt, die Beurteilung derselben auf einen andern Ort sparen. Er hatte nämlich die Absicht, seiner „Miß Sara Sampson" eine Vorrede mit auf den Weg in die Öffentlichkeit zu geben, eine Vorrede, in welcher er für das bürgerliche Trauerspiel in die Schranken trat.

„Miß Sara Sampson" gehört heutzutage zum toten Inventarium des Theaters. Versuche, diesem Stück wieder zum Leben auf der Bühne zu verhelfen, bewiesen, daß sein Inhalt unserm gegenwärtigen Empfinden zu fern liegt. Sie sind deshalb auch vereinzelt geblieben. Der literarischen Bedeutung dieses Stückes kann man nur dann gerecht werden, wenn man es, was bei jeder Dichtung geschehen sollte, aus der Zeit seiner Entstehung heraus beurteilt. In Lessings reformatorischem Streben greift Theorie und Praxis, Wort und Tat ergänzend ineinander. Wie seine theoretischen Untersuchungen über das

Drama bisher an Klarheit und Reife gewonnen haben, so bezeichnet auch „Miß Sara Sampson", mit den früher erschienenen dramatischen Dichtungen des Verfassers verglichen, einen erheblichen Fortschritt, und zwar insofern, als er die abgelebten Regeln der französischen Tragik beiseite schiebt und sich den Engländern nähert. Diese sind unverkennbar die Paten des Stückes. Schon die Wahl des Stoffes zeigt, daß Lessing bei den Schriftstellern jenseit des Kanals mit Erfolg in die Schule gegangen war. Ebenfalls ist es kein Zufall, daß er den Personen seines Stückes englische Namen gibt. Bis auf Gottscheds Zeit war es Regel gewesen, den Stoff für das Trauerspiel dem Leben hochgestellter Personen zu entnehmen, und nur Kaiser, Fürsten, Helden und andre Personen von vornehmer Herkunft oder hohem Rang der Ehre zu würdigen, sie in Tragödien auftreten zu lassen; das Leben und Treiben der mittleren Stände konnte sich nach dem Rezept der damaligen Poetik im Lustspiel austollen. England, das demokratischer dachte und sann, achtete diese in die Dichtkunst verpflanzten Rangunterschiede nicht mehr und trat als Neuerer auf. Samuel Richardson (1689—1761) begründete mit seinem Roman „Pamela oder die belohnte Tugend" den Sitten- und Familienroman und erweckte ein Heer von Nachfolgern. Gellert, welcher, im Banne Richardsons, mit seinem Roman „Das Leben der schwedischen Gräfin G." den empfindsamen Familienroman bei uns einführte, wurde von der „Pamela" so gerührt, daß er darüber „mit einer Art von süßer Wehmut einige der merkwürdigsten Stunden verweinte". Lessing, männlicher und straffnerviger als der weiche Gellert, verfiel zwar nicht in einen Weinkrampf; aber die Einwirkung eines Richardson, Steele und Lillo auf ihn war doch ein nachhaltiger. Die Rührstücke eroberten sich unter den beiden letztgenannten englischen Schriftstellern die Bühne und fanden viel Beifall.

Es ist aus frühern Stellen dieses Buches bekannt, daß

Lessing mit feinem Spürsinn schon verhältnismäßig früh herausfühlte, daß das deutsche Wesen dem englischen näher verwandt sei als dem französischen. Auch Nicolai bekundete früh seine Hinneigung zum englischen Schrifttume. In seinen „Briefen" sagt er: „Es wäre überhaupt zu wünschen, daß die englischen Schauspiele bei uns nicht so wenig geschätzt würden . . . Wer das englische Theater kennt, der weiß, daß es in seiner Art so Vorzügliches hat wie das französische". Lessing wußte es. Wie hat er die Romane Richardsons (in der Vorrede zu dessen „Sittenlehre für die Jugend"), die „Pamela", die „Clarissa" und den „Grandison", gelobt, er, der mit Lobsprüchen Zeit seines Lebens kargte: der unsterbliche Verfasser biete nichts Mittelmäßiges; wie er, wisse es keiner besser, was zur Bildung der Herzen, zur Einflößung der Menschenliebe, zur Beförderung jeder Tugend das Zuträglichste sei, wieviel die Wahrheit über menschliche Gemüter vermöge, wenn sie sich die bezaubernden Reize einer gefälligen Erdichtung zu borgen herablasse.

Der Roman „Clarissa" und das Drama „Der Kaufmann von London" von George Lillo sind die unverkennbaren Vorbilder, denen Lessing seine Anregung zu „Miß Sara Sampson" verdankte. Es ist das erste bürgerliche Trauerspiel, das unser Schrifttum kennt. Seine Bedeutung beruht, es nochmals zu betonen, darin, daß Lessing mit diesem Stücke dem französischen Klassizismus den Rücken kehrt und die Bahn vorbereitet, welche zu einer freien Entfaltung der deutsch-nationalen dramatischen Poesie führt. Er tritt hier dem veralteten Herkömmlichen und Überlieferten entgegen, womit ja überhaupt ein wesentlicher Zug in dem geistigen Bilde des großen Mannes gekennzeichnet wird. Der Wert dieses Dramas liegt nicht in der Fabel. Diese ist nur dürftig, wie aus folgender Skizze zu ersehen ist.

Miß Sara, die Tochter des Baronets Sir William

Sampson, ist dem Vaterhause entflohen, um ihrem Geliebten, Mellefont, zu folgen. Dieser Leichtfuß, der seine sittliche Würde und sein Vermögen in einem müßigen Wohlleben und in galanten Abenteuern verzettelt hat, erfüllt Saras Bitte, ihre Verbindung mit ihm durch das Wort der Kirche gesetzlich zu machen, nicht, trotzdem er sie liebt, soweit er eines tiefern Gefühls überhaupt noch fähig ist. Mellefont wartet nämlich auf eine reiche Erbschaft und fürchtet die Rachepläne Marwoods, seiner ehemaligen Geliebten, die ihm eine Tochter, Arabella, geschenkt hat. Trotzdem er sich mit Sara in einem elenden Wirtshause verbirgt, hat die eifersüchtige Marwood den Aufenthalt des Treulosen ausgekundschaftet, reist dorthin und lenkt auch die Aufmerksamkeit des trostlosen Vaters auf die Spur der entflohenen Tochter. Sir William Sampson mit seinem alten Diener Waitwell reist ihr nach. Marwood weiß ihren treulosen Liebhaber zu veranlassen, daß er ihr Zutritt bei Miß Sara verschafft. Sie vernimmt, daß der Baronet seiner Tochter vergeben hat, und daß er Saras beabsichtigte Verbindung mit Mellefont gutheißt. Der Besuch Marwoods wiederholt sich. Ihre Hoffnung, eine Trennung Saras von Mellefont herbeizuführen, scheitert. Sara fällt dem Gift Marwoods zum Opfer, Marwood entflieht und Mellefont ersticht sich mit einem Dolch, den er gelegentlich der Marwood entrissen.

Lessing war sich der Neuerung sehr wohl bewußt, als er mit seinem „bürgerlichen Trauerspiel" an die Öffentlichkeit hervortrat. „Mein Gott!" ruft er in seiner Selbstbesprechung (3. Mai 1755) mit gutgespielter Verzweiflung aus; „findet man in Gottscheds ‚Kritischer Dichtkunst' ein Wort von so einem Dinge? Dieser berühmte Lehrer hat nun länger als zwanzig Jahre seinem lieben Deutschland die drei Einheiten vorgepredigt, und dennoch wagt man es auch hier, die Einheit des Orts recht mit Willen zu übertreten! Was soll daraus

werden?" Reformatorisch war es, daß Lessing den Stoff für sein Trauerspiel dem bürgerlichen Familienleben entnahm, anstatt dem Stücke, wie es in Tragödien bisher üblich war, den mehr oder minder majestätischen Faltenwurf einer pomphaft aufgeputzten geschichtlichen oder mythischen Handlung zu geben. Eine Neuerung war es ferner, daß Lessing aus seinem Drama das einförmige Geklapper des Alexandriners, des Paradeverses seit Opitz und des bevorzugten Lieblings der Franzosen, verbannte, ja überhaupt die gebundene Rede vermied und seine Personen in schlichter Prosa, Mensch zu Mensch, sprechen läßt, wenn der hohlen deklamatorischen Phrasen darin auch noch immer mehr als genug sind. Und welch verheißungsvolle Anfänge weist die Charakterzeichnung der Personen auf! — Der Wirt und Marwood sind Vorstudien zu dem Wirt in der „Minna" und zur Orsina. Freilich ist Lessing in seinem bürgerlichen Stück immer noch ein Kind seiner Zeit, namentlich der herrschenden Stilrichtung, die auf Rührseligkeit hindrängte.

Da ist zunächst der Vater, Sir William Sampson, ein Mann ohne Rückgrat, ohne Tatkraft, weichlich und tränenselig, ein Mensch, den die Marwood mit Recht einen „guten, alten Narren" heißt. Viel Gemüt, wenig Kraft — ein Mensch, auf dessen Buckel man unwillkürlich ein heiliges Donnerwetter herniederwünscht, um zu sehen, ob diese Person ohne Saft und Kraft denn wirklich nichts andres tun kann, als ihre Tränendrüsen laufen zu lassen. „Laß mich weinen," sagt er zu Waitwell. „Oder verdient sie [Sara] meine Tränen nicht?" Und dabei denkt er mehr an sich, als an die Zukunft seines Kindes. „Wenn sie mich noch liebt, so ist ihr Fehler vergessen," sagt sein energieloser Egoismus. „Es war der Fehler eines zärtlichen Mädchens, und ihre Flucht war die Wirkung ihrer Reue. Solche Vergehungen sind besser als erzwungene Tugenden." Er versteigt sich sogar zu dem Bekenntnis: „Ich würde

doch lieber von einer lasterhaften Tochter als von keiner geliebt sein wollen."

Miß Sara verrät auf den ersten Blick ihre leibliche und seelische Abstammung. Zwar gesteht sie im dritten Aufzug: „Einen Vater wie ihn zu betrügen, dazu habe ich noch den Mut gehabt. Allein ihn eben durch diese Betrübnis, ihn durch seine Liebe, der ich entsagt, dahin gebracht zu sehen, daß er sich alles gefallen läßt, wozu mich eine unglückliche Leidenschaft verleitet, das, Waitwell, das würde ich nicht ausstehen." Sie ist ein Mädchen, das vollständig in Wehmut und in Lust zerfließt, ein Bündel Liebesnerven, ein weibliches Wesen, das seine Würde an Mellefont wegwirft, andrerseits aber alles Heil von der kirchlichen Trauung erwartet. Ihre verschrobene Logik kommt beispielsweise in dem Wort an Waitwell zum Ausdruck, der ihr einen Brief des Baronets überbringt: „Wenn mein Vater durch mich unglücklich sein muß, so will ich selbst auch unglücklich bleiben. Ganz allein ohne ihn unglücklich zu sein, das ist es, was ich jetzt stündlich von dem Himmel bitte; glücklich aber ohne ihn ganz allein zu sein, davon will ich gar nichts wissen." Zu einem klaren, festen Handeln kommt sie nicht; ihr Wollen, wo es überhaupt einmal sich zu regen beginnt, verpufft in seitenlangen Klagen und Seufzern und pathetischen Deklamationen. Zu ihrem schwachen Charakter paßt es, daß der Dichter dieses Mädchen nicht durch sich selbst enden läßt, was die Figur der Sara noch unwahrscheinlicher, noch lebensunwahrer gemacht hätte, als sie schon ist, sondern daß ihr Tod auf Rechnung eines Zufalls geschieht, womit der Verfasser andrerseits der psychologischen Motivierung des Stückes einen Schlag ins Gesicht versetzt.

Mellefont dagegen trägt weit individuellere Züge. So widerspruchsvoll sein Charakter auch gezeichnet ist — er ist ein Gemisch von leicht aufflackernder Sinnlichkeit und seelischer Genußfähigkeit, von Brutalität und Zartsinn, von männlicher

Festigkeit und nervöser Unruhe — eben durch die unversöhnbaren Gegensätze, die in ihm liegen und oft unvermittelt zu Tage treten, weiß er zu interessieren, wenn man ihn auch nicht lieben kann. Er hat in der dramatischen Literatur eine Reihe bekannter Nachfolger gefunden: die Mischcharaktere eines Clavigo, Weislingen, Fernando sind mehr oder minder nach diesem Urbild eines unfertigen, innerlich schwankenden Menschen gebildet. Man braucht nur einige Äußerungen aus Mellefonts Mund zu hören, und man weiß, wes Geistes Kind er ist. Als er nach einer unruhigen Nacht, da die Schreckbilder seiner Untreue und seines Verrats ihn auf die Folter gespannt, erwacht und seinen Diener Norton schlafen sieht, ruft er aus: „Wie glücklich ist er!“ Frivol fügt er seinem Selbstgespräch den Satz hinzu: „Doch ich will nicht, daß ein Mensch um mich glücklich sei“ — und er stört ihn aus seinem Schlummer auf. Saras Gewissensbisse über ihren Fehltritt sucht er mit den halb wahren, halb falschen Worten zu bemänteln: „Wie? muß der, welcher tugendhaft sein soll, keinen Fehler begangen haben? Hat ein einziger so unselige Wirkungen, daß er eine ganze Reihe unsträflicher Jahre vernichten kann? So ist kein Mensch tugendhaft, so ist die Tugend ein Gespenst, das in der Luft zerfließt, wenn man es am festesten umarmt zu haben glaubt; so hat kein weises Wesen unsre Pflichten nach unsern Kräften abgemessen; so ist die Lust, uns strafen zu können, der erste Zweck unsers Daseins.“ Ziemlich richtig zeichnet er die Umrisse seines zwiespältigen Wesens in dem Selbstgespräch im zweiten Auftritt des vierten Aktes: „Was für ein Rätsel bin ich mir selbst! Wofür soll ich mich halten? Für einen Toren? Oder für einen Bösewicht? — Oder für beides? — Herz, was für ein Schalk bist du! Ich liebe den Engel, so ein Teufel ich auch sein mag. — Ich lieb' ihn? Ja gewiß, gewiß, ich lieb' ihn . . . Und doch, doch — Ich erschrecke, mir es selbst zu sagen — . . . Sara Sampson, meine Ge-

liebte! Wieviel Seligkeiten liegen in diesen Worten! Sara Sampson, meine Ehegattin! — Die Hälfte dieser Seligkeiten ist verschwunden! und die andre Hälfte wird verschwinden!"

Die eigentliche Trägerin der Handlung ist Marwood; sie ist die Seele dieses Intrigenstückes: von ihr kommt die Bewegung und die Katastrophe, und darum wäre das Drama besser nach ihr benannt worden. Sie macht, was das Interesse an der Handlung betrifft, der Miß Sara gefährliche Konkurrenz. Ihr Charakter zeigt gewisse große Züge im Guten wie im Schlechten: sie ist eine feurige Natur und eine Meisterin im Schmieden von Ränken, stark im Lieben wie im Hassen, Weltkind genug, um die geheimen Pläne des Mellefont, dessen Wille, wie Goethe von solchen Charakteren sagt, ein Spiel von jedem Druck der Luft ist, zu durchschauen und ihn zu überlisten. In dem „nassen Jammer" dieser Tragödie bleibt ihr Auge trocken. Sie hat nicht nur die Lust, sie hat auch den Mut zur Sünde und schreckt nicht zurück, die Folgerungen aus ihrem wenig tugendhaften Leben zu ziehen. Sich und andern darum Sand in die Augen zu streuen, ist sie zu stolz. Marwood ist eine Gestalt, die mancher ums Ende des 19. Jahrhunderts wohl geneigt sein mochte, eine fin de siècle-Natur zu nennen. Aber darin hat sich Lessing arg vergriffen, daß er diese Frau, welche das Sittengesetz so oft und schwer verletzt hat, dennoch als strafende Nemesis auftreten läßt.

„Miß Sara Sampson" ging zum erstenmal am 10. Juli 1755 in Frankfurt a. O. in Szene. Die berühmte Ackermannsche Gesellschaft spielte das Stück: Ackermann (später Ekhof) den Mellefont, der zehnjährige Schröder, nachmals der geniale Schauspieler, die Arabella. Die Zuschauer „saßen vier Stunden wie Statuen und zerflossen in Tränen," schreibt Ramler an Gleim. Die Fehler des Stückes hat Lessing sich nicht verschwiegen; gleichwohl konnte er sich zu einer durchgreifenden Änderung nicht verstehen. Er schreibt in seiner

„Hamburgischen Dramaturgie“ über eine Aufführung der „Miß Sara Sampson“: „Was der Kunstrichter an der Sara aussetzt, ist zum Teil nicht ohne Grund. Ich glaube aber doch, der Verfasser wird lieber seine Fehler behalten, als sich der vielleicht unglücklichen Mühe einer gänzlichen Umarbeitung unterziehen wollen. Er erinnert sich, was Voltaire bei einer ähnlichen Gelegenheit sagte: ‚Man kann nicht immer alles ausführen, was uns unsre Freunde raten. Es gibt auch notwendige Fehler. Einem Bucklichten, den man von seinem Buckel heilen wollte, müßte man das Leben nehmen. Mein Kind ist bucklicht; aber es befindet sich sonst ganz gut.‘“ Christian Heinrich Schmid charakterisierte 1783 die epochemachende Bedeutung dieser Tragödie dahin, daß er sagte, man sei von dem Vorurteil zurückgekommen, daß Helm und Diadem den tragischen Helden mache; man habe einsehen gelernt, daß das Trauerspiel mehr vermöge, als kalte Bewunderung zu erzeugen und frostige Sentenzen zu haranguieren.

Natürlich rief das Stück einen Schwarm geistloser Nachahmungen hervor, von denen sich einige längere Zeit in der Gunst des Publikums hielten und die Theaterkasse füllten. Das blutrünstige „prosaische Trauerspiel“ des Schauspielers Martini „Rhynsolt und Sapphira“ war eins der ersten, plattesten und langlebigsten.

Es ist von Interesse, daß um dieselbe Zeit, da Lessing mit seinem „bürgerlichen Trauerspiel“ eine folgenreiche Reform der deutschen Schaubühne einleitete, auch in Frankreich ein Mann erstand, welcher dem herrschenden Modegeschmack des einheimischen Theaters entgegentrat und, wie Lessing in Deutschland, bewundernde Ausschau nach den Engländern hielt. Dieser Mann war Denis Diderot, dessen „Theater“ Lessing verdeutschte. Der Übersetzer sagt in der Vorrede zur ersten Ausgabe von 1760, daß sich nach dem Aristoteles kein philosophischerer Geist mit dem Theater abgegeben habe als Diderot.

„Daher sieht er auch die Bühne seiner Nation bei weitem auf der Stufe der Vollkommenheit nicht, auf welcher sie unter uns die schalen Köpfe erblicken, an deren Spitze der Professor Gottsched ist . . . Selten genesen wir eher von der verächtlichen Nachahmung gewisser französischer Muster, als bis der Franzose selbst diese Muster zu verwerfen anfängt. Aber oft auch dann noch nicht," fügt Lessing mit einem Seitenhieb hinzu. Es mußte ihn in seinem Streben um Hebung des deutschen Theaters bestärken, einen Mann wie Diderot als geistigen Bundesgenossen zu haben, und nicht ohne Beziehung auf Professor Gottsched und seine Gefolgsmannschaft schließt Lessing die erwähnte Vorrede mit den Sätzen: „Es wird also darauf ankommen, ob der Mann, dem nichts angelegener ist, als das Genie in seine alten Rechte wieder einzusetzen, aus welchen es die mißverstandene Kunst verdrängt; ob der Mann, der es zugesteht, daß das Theater weit stärkerer Eindrücke fähig ist, als man von den berühmtesten Meisterstücken eines Corneille und Racine rühmen kann: ob dieser Mann bei uns mehr Gehör findet, als er bei seinen Landsleuten gefunden hat. Wenigstens muß es geschehen, wenn auch wir einst zu den gesitteten Völkern gehören wollen, deren jedes *seine* Bühne hatte."

Achtes Kapitel.

Lessing in Leipzig. 1755—1758.

Im Oktober 1755 verließ Lessing Berlin und ging nach Leipzig. Die Erfolge der „Miß Sara Sampson" hatten in ihm ein starkes Verlangen nach theatralischem Umgang entfacht. Berlin konnte ihm einen solchen Verkehr kaum bieten.

„In der größten deutschen Residenzstadt, wo die vortrefflichsten deutschen Genies, ein Sulzer, Moses Mendelssohn, Ramler, Lessing und Nicolai sich aufhalten, hat mit obrigkeitlicher Erlaubnis gerade die schlechteste Truppe ihre Bühne," schrieb Löwen noch 1766 in der Geschichte des deutschen Theaters.

Auch zur Zeit, da Lessing sein bürgerliches Trauerspiel zur Aufführung bringen ließ, hielt sich Friedrich der Große eine Gesellschaft französischer Schauspieler, die im Kurfürstensaal des Schlosses die Stücke eines Molière, Racine, Corneille, Marivaux zur Darstellung brachten. Hin und wieder kam auch eine deutsche Truppe durch Berlin, so 1743 Schönemanns Gesellschaft, welche über tüchtige Mitglieder verfügte. Ekhof, Frau Rainer, Heydrich, Krüger gehörten ihr an. Aber die Kunst mußte nach Brot gehen, und die Teilnahme des Publikums war sehr lau. Das empfand auch Ackermann, als er mit seiner Gesellschaft Ende Mai 1755 in der preußischen Residenzstadt gastierte. Er konnte nur acht Vorstellungen geben, weshalb er sich auch nicht entschließen wollte, „Miß Sara Sampson" in Berlin in Szene gehn zu lassen. Schönemann führte diese Interesselosigkeit der Einwohnerschaft Berlins auf das Vorbild des für französisches Wesen schwärmenden Königs zurück. Er schreibt in einem Brief an Gottsched, daß das Vorurteil Friedrichs des Großen gegen die deutschen Dichter und Schauspieler nie in Berlin ein deutsches Schauspiel aufkommen lassen werde; das deutsche Schauspiel sei in Verachtung, weil es nicht gelinge, den König zum Besuch desselben zu bewegen. Kann es uns da verwundern, wenn die Leiter der Schauspielertruppen zuweilen ihre letzte Zuflucht zu den Haupt- und Staatsaktionen und Hanswurstpossen unseligen Andenkens nahmen, wollten sie nicht vor leeren Bänken spielen?

Ähnlich äußert sich Lessing. Im einundachtzigsten seiner „Briefe, die neueste Literatur betreffend", spricht er über Weißes „Beitrag zum deutschen Theater" ,und sagt: „Das

ist ohne Zweifel ein Hauptpunkt! Wir haben kein Theater. Wir haben keine Schauspieler. Wir haben keine Zuhörer." Er führt aus Diderot die Sätze an, die ganz Wasser auf seine Mühle sind: „Eigentlich zu reden, gibt es ganz und gar keine öffentlichen Schauspiele mehr. Was sind unsre Versammlungen in dem Schauplatze, auch an den allerzahlreichsten Tagen, gegen die Versammlungen des Volks zu Athen und zu Rom? Die alten Bühnen konnten an die achtzigtausend Bürger einnehmen . . . Wieviel Gewalt aber eine große Menge von Zuschauern habe, das kann man überhaupt aus dem Eindrucke, den die Menschen aufeinander machen, und aus der Mitteilung der Leidenschaften abnehmen, die man bei Rebellionen wahrnimmt . . . kann nun ein großer Zulauf von Menschen die Rührung der Zuschauer so sehr vermehren, welchen Einfluß muß er nicht auf die Verfasser und auf die Schauspieler haben? Welcher Unterschied, zwischen heut oder morgen einmal ein paar Stunden einige hundert Personen an einem finstern Orte zu unterhalten und die Aufmerksamkeit eines ganzen Volkes an seinen feierlichsten Tagen zu beschäftigen, im Besitz seiner prächtigsten Gebäude zu sein und diese Gebäude mit einer unzählbaren Menge umringt und erfüllt zu sehen, deren Vergnügen oder Langeweile von unsern Talenten abhangen soll?" — „So redet ein Franzose!" fügt Lessing bitter hinzu. „Und welcher Sprung von dem Franzosen auf den Deutschen! Der Franzose hat doch wenigstens noch eine Bühne, da der Deutsche kaum Buden hat. Die Bühne des Franzosen ist doch wenigstens das Vergnügen einer ganzen großen Hauptstadt, da in den Hauptstädten des Deutschen die Bude der Spott des Pöbels ist. Der Franzose kann sich doch wenigstens rühmen, oft seinen Monarchen, einen ganzen prächtigen Hof, die größten und würdigsten Männer des Reichs, die feinste Welt zu unterhalten, da der Deutsche sehr zufrieden sein muß, wenn ihm ein paar Dutzend ehrliche Privatleute, die sich schüchtern nach der Bude

geschlichen, zuhören wollen.“ Auch die Schauspieler seien nicht ohne Schuld an dieser betrübenden Erscheinung. Es seien oft „Leute ohne Erziehung, ohne Welt, ohne Talente.“ — „Was können die Großen an solchen Leuten erblicken, das ihnen im geringsten ähnlich wäre und sie auffrischen könnte, diese ihre Repräsentarii auf der Bühne in einen bessern und geachtetern Stand zu setzen?“ — So war es in Berlin.

Anders in Leipzig. Hier gab zu Anfang der fünfziger Jahre Koch, das ehemalige Mitglied der Neuberschen Truppe, mit seiner Gesellschaft Vorstellungen. Zu dieser gehörte auch Brückner, den Lessing in Berlin kennen und schätzen gelernt hatte, und durch dessen Vermittlung unser Dichter zu der Kochschen Truppe in rege Beziehungen trat. Freilich konnte Lessing jetzt sicherer auftreten als vor Jahren, da er, fast wie ein Flüchtling, Leipzig verlassen. Er hatte unterdessen die Feuerprobe als Dramatiker und Kritiker ehrenvoll bestanden; dadurch war auch sein gesellschaftlicher Wert gestiegen. Moses Mendelssohn schrieb er am 8. Dezember 1755, daß er jetzt das Komische sehr liebe; eine seiner Hauptbeschäftigungen in Leipzig sei die gewesen, die Lustspiele des Italieners Goldoni zu lesen. — Er hatte die Absicht, einen Auszug aus den Werken dieses Venetianers in seiner „Theatralischen Bibliothek“ zu veröffentlichen, wozu es aber nicht kam.

Seine dramatischen Arbeiten erfuhren plötzlich eine Unterbrechung. Hierüber schreibt Lessing an Mendelssohn (8. Dez. 1755): „Sollte das Publikum mich als einen zu fleißigen Schriftsteller ein wenig demütigen wollen, sollte es mir seinen Beifall auch deswegen mit versagen, weil ich ihn allzuoft zu erhalten suchte, so will ich es auf der andern Seite durch das Versprechen bestechen, daß es von künftige Ostern an drei ganze Jahre von mir nichts zu sehen noch zu hören bekommen soll. — Wie wird das zugehen? fragen Sie ganz gewiß. Ich melde Ihnen also die wichtigste Neuigkeit, die ich Ihnen von

mir melden kann. Ich muß allerdings zu keiner unglücklichen Stunde aus Berlin gegangen sein. Sie wissen den Vorschlag, welchen mir Professor Sulzer wegen einer Reise in fremde Länder tat. Aus diesem wird nun ganz gewiß nichts, weil ich einen andern angenommen habe, welcher ungleich vorteilhafter für mich ist. Ich werde nämlich nicht als ein Hofmeister, nicht unter der Last eines mir auf die Seele gebundenen Knaben, nicht nach den Vorschriften einer eigensinnigen Familie, sondern als der bloße Gesellschafter eines Menschen reisen, welchem es weder an Vermögen noch an Willen fehlt, mir die Reise so nützlich und angenehm zu machen, als ich mir sie nur selbst werde machen wollen. Es ist ein junger Winkler, ungefähr von meinen Jahren, von einem sehr guten Charakter, ohne Eltern und Freunde, nach deren Grillen er sich richten müßte. Er ist geneigt, mir alle Einrichtung zu überlassen, und am Ende wird er mehr mit mir, als ich mit ihm gereist sein.“

Die Reise mit dem um zwei Jahre jüngern Gottfried Winkler sollte im Frühling 1756 beginnen. Die Bedingungen waren sehr günstige für Lessing, dem eine solche Bildungsfahrt äußerst willkommen war. Die Zeit bis dahin benutzte er, mit seinen Berliner Freunden Mendelssohn, Ramler und Georg August von Breitenbach ernste und heitre Briefe zu wechseln, das Theater, seine junge und alte Liebe, zu besuchen, bei Gellert persönlich vorzusprechen und mit seinem Freund Weiße wieder in Fühlung zu kommen, der Winkler auf ihn aufmerksam gemacht hatte. Mit Weiße ging er auch nach Altenburg und Gera und machte allein einen Abstecher nach Dresden, wo er die reichen Kunstschätze in Augenschein nahm. Auf der Brühlschen Bibliothek lernte er Heyne kennen, welcher daselbst als Kopist sein Leben fristete. Und noch eine Freude wartete seiner: er sah in Dresden seine Eltern wieder, die wegen einer leidigen Erbschaftsangelegenheit in der sächsischen Hauptstadt

weilten. Er ging mit ihnen nach Kamenz und zeigte sich als Helfender, indem er seinem Bruder Gottfried, der in Leipzig studieren sollte, materielle Hilfe und seiner Schwester ein Geschenk in Aussicht stellte.

Am 10. Mai 1756 begann die Reise. Sie führte über Braunschweig, wo Lessing und Winkler das Theater und die Kupferstichsammlungen mit lebhaftem Interesse aufsuchten, nach Hamburg. An beiden Stätten sollte Lessing später bedeutungsvolle Jahre verleben. In der alten Hansastadt an der Elbe machte er die Bekanntschaft des genialen Schauspielers Konrad Ekhof und kam mit Klopstock flüchtig in Berührung. Ekhof schrieb an Weiße, daß des Herrn Magister Umgang ihn ungemein ergötzt habe. „Wie vielen Dank bin ich Ihnen für die Bekanntschaft eines so braven Mannes schuldig. Wo er mir nicht geschmeichelt hat, so ist er mit meinem Spiel ziemlich zufrieden gewesen.“ Von Hamburg reisten Lessing und Winkler über Bremen, Oldenburg, Emden und Groningen nach Amsterdam, um von hier nach dem britischen Inselreiche überzusetzen — da kam die Kunde von dem Ausbruch des Siebenjährigen Krieges und machte allen weitern Reiseplänen ein jähes Ende. Winkler eilte spornstreichs nach Leipzig zurück; sein Haus, die „große Feuerkugel“, hatte sich der preußische Kommandant General von Hausen als Wohnung ausersehen — eine bittre Nuß für den Preußenfresser Winkler.

Auch Lessing kehrte nach Leipzig zurück. Noch glaubte er, daß die Reise nur unterbrochen sei, und schrieb an Nicolai (29. Nov. 1756): „Wie viel lieber wollte ich künftigen Sommer mit Ihnen und unserm Freund [Mendelssohn] zubringen als in England. Vielleicht lerne ich da weiter nichts, als daß man eine Nation bewundern und hassen kann.“ Allein bald traten Zerwürfnisse mit Winkler ein. Lessing machte aus seiner Verehrung für den großen Preußenkönig kein Hehl und überwarf sich deshalb mit seinem Brotherrn. Dieser soll ihm sein

Haus verboten und die weitere Verbindung mit Lessing gelöst haben. Er weigerte sich aber, den Reisegefährten zu entschädigen. Lessing mußte erst einen langwierigen Prozeß anstrengen, um 1764 — nach Abzug der Unkosten — ungefähr dreihundert Taler zu erlangen, welche man in Kamenz lebhaft begehrte.

Lessings Vorliebe für Preußen inmitten seines Geburtslandes war keine gemachte. Trotzdem er in Friedrich dem Großen den Urheber der Störung sah, welche seinen Lebensplan empfindlich durchkreuzte, ruhte sein Auge doch bewundernd auf dem siegreichen Hohenzollernfürsten. Infolge des Krieges und des Bruches mit Winkler ward Lessings Lage sehr mißlich. Er war auf niedrige literarische Brotarbeit angewiesen, und wenn er auch in der Kunst des Entbehrens nachgerade Übung besaß, so empfand er doch das Ungenügende und Unzulängliche seines damaligen Lebens in der Pleißestadt bitter. „Es wird mir hier in Leipzig Zeit und Weile lang," schreibt er (Okt. 1756) an Mendelssohn. Und Sulzer äußerte in einem Brief an Kleist (22. Mai 1757): „Es jammert mich recht, daß ein Mann wie Lessing noch um seine Versorgung soll bekümmert sein, und daß auch das Wenige, was er verlangt, für ihn unmöglich wird."

Doch das Duft- und Farblose seines Aufenthalts in Leipzig ward durch ein Freundschaftsgefühl weniger fühlbar, das innigste vielleicht, das Lessing je besessen, und das eine seltene Tiefe der Empfindung an dem noch heute manchmal als gemütsarm verschrieenen Manne zeigt. Es ist seine Freundschaft mit dem preußischen Major Ewald Christian von Kleist, der schon 1755, als Lessing in Potsdam an seiner „Miß Sara Sampson" schrieb, die Bekanntschaft des Dichters gewünscht hatte. Der um vierzehn Jahre ältere Kleist war ein Adliger von Gemüt und Geblüt, ein liebenswürdiger Mensch, dem Lessing von ganzer Seele zugetan war. „Hochachtung ist bei mir Freundschaft," schrieb Lessing 1770 an Gleim. Kleist

war zu dem Hausenschen Infanterieregiment versetzt worden, das damals in Leipzig lag. Als er hier erkrankte, pflegte Lessing ihn mit rührender Sorgfalt. Bald wurden die beiden unzertrennlich voneinander. Als Kleist sich einst darüber beklagte, daß er in Leipzig bleiben und ein Lazarett daselbst zu leiten hatte, statt mit seinen preußischen Kriegsgefährten ins Feld zu ziehen, was ihm ehrenvoller schien, da hielt Lessing ihm das schöne Wort Xenophons entgegen, daß die Tapfersten immer auch die Mitleidigsten und Hilfreichsten seien. War Kleist in dienstlichen Angelegenheiten von Leipzig abwesend, so sehnte er sich nach Lessing, wie dieser Verlangen nach Kleist trug. Manch fröhlicher Abend ward in Kleists Hause — er weilte vom März 1757 bis Mai 1758 in Leipzig — zugebracht, und manches Glas Wein ward von den beiden Genossen geleert, dem sich als Dritter Joachim Wilhelm von Brawe anschloß, der in Leipzig Rechtswissenschaft studierte. Auf Kleist wie auf Brawe machte sich der literarische Einfluß Lessings geltend. Von Brawe wird noch des weitern die Rede sein. Den Dichter des „Frühlings" veranlaßte Lessing zu einem (allerdings mißglückten) Trauerspiel in Prosa, „Seneca", und zu dem in reimlosen Jamben geschriebenen Heldengedicht „Cissides und Paches". Diese beiden macedonischen Freunde sterben den Tod für das geliebte Vaterland. Das Gedicht ist mit den Stimmungen der damaligen Kriegszeit gesättigt. Wie Heinrich von Kleist, der dramengewaltige Namensvetter des „Frühlings"sängers, in seinem Theaterstück „Die Hermannsschlacht" ein großdeutsches Tendenzstück gegen den „bösen Geist" Napoleon lieferte, so bediente sich — freilich in bescheidener Weise — Ewald von Kleist seines epischen Gedichtes, um in den todesmutigen Macedoniern seine preußischen Stammesgenossen poetisch zu verherrlichen. Das ist der Geist der Dichtung. Die Schlußverse hat der Sänger, seinen eignen Untergang ahnend, mit prophetischem Ausblick gedichtet:

„Ihr Krieger, die ihr meiner Helden Grab
In später Zeit noch seht, streut Rosen drauf,
Und pflanzt von Lorbeern einen Wald umher!
Der Tod fürs Vaterland ist ewiger
Verehrung wert. — Wie gern stürb' ich ihn auch,
Den edlen Tod, wenn mein Verhängnis ruft!
Ich, der ich dieses sang im Lärm des Kriegs,
Als Räuber aller Welt mein Vaterland
Mit Feu'r und Schwert in eine Wüstenei
Verwandelten; als Friedrich selbst die Fahn'
Mit tapfrer Hand ergriff und Blitz und Tod
Mit ihr in Feinde trug und achtete
Der teuren Tage nicht für Volk und Land,
Das in der finstern Nacht des Elends seufzt. —
Doch es verzagt nicht drin, das treue Land;
Sein Friedrich lächelt, und der Tag bricht an.
Der Tag bricht an! — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —
Schon fliegt himmelan
Die Ehr' in blitzendem Gewand und nennt
Ein Sternenbild nach seinem Namen! Ruh
Und Überfluß beglücken bald sein Reich!"

Der gemütstiefe Kleist, welcher infolge seiner mißlichen Lebensverhältnisse zur Schwermut neigte, hatte sich an den Verkehr mit Lessing — es sei sein „einziges Vergnügen" in Leipzig — so sehr gewöhnt, daß er nur mit Wehmut an eine Trennung von ihm dachte. Als Lessing verlauten ließ, die sächsische Universitätsstadt zu verlassen, schrieb Kleist, sich düstern Ahnungen hingebend, an Gleim (5. Mai 1758): „Ich habe mich in dem Jahre, das ich in Leipzig zugebracht, so an ihn gewöhnt und habe ihn so lieb, daß mir zu Mute ist, als wenn er tot wäre, oder vielmehr, als wenn ich halb tot wäre." Nichtsdestoweniger hatte er, der die bedrängten Lebensumstände seines Freundes kannte, schon im Jahre vorher mit Gleim und Sulzer im Bunde Anstrengungen gemacht, dem einer ungewissen Zukunft anheimgegebenen Dichtergenossen helfend

unter die Arme zu greifen, in edler Weise mehr auf das Fortkommen Lessings als auf den geliebten Umgang mit ihm bedacht. Er hatte sich 1757, als die Stelle eines Sekretärs beim Prinzen Heinrich frei geworden war, an den Stallmeister von Brandt gewendet, um Lessing dieses Amt zu verschaffen, wobei er dessen Kenntnisse, dessen „sehr edlen Charakter und sehr gutes Ansehen und natürliche gute Manieren" hervorgehoben hatte. „Es wäre nicht erlaubt," hatte er an Gleim geschrieben, „wenn wir Herrn Lessing zum zweiten Male wegen Mangel an Unterhalt aus unserm Lande ließen." — „Arbeiten Sie doch daran," mahnt er ihn ein andermal, „daß unser lieber Lessing endlich einmal eine Versorgung erhält. Er ist sehr zu bedauern; so ist es noch keinem von meinen Freunden ergangen." Noch zitterte Kleists Herz unter dem Trennungsweh, das Lessing ihm durch seinen Fortgang von Leipzig bereitet, als ihm die Befreiungsstunde von dem langweiligen Garnisondienst schlug. Er meldete Gleim am 9. Mai 1758, bemüht, seinem „braven Lessing" die Sorgen um eine würdige Existenz zu verscheuchen: „Mein Gebet ist erhört; wir marschieren den 11. Mai hier aus, zum Korps des Prinzen Heinrich. Mir ist, als wenn ich im Himmel wäre, und ich bin nun mit meinem Schicksal, das mich durch die Versetzung aus der Potsdamschen Garnison geführt hat, sehr zufrieden. Ich glaube zwar nicht, daß ich bleiben werde; indessen ist es doch möglich. In diesem Falle geben Sie doch die 200 Taler, die über 1000 sind, an Herrn Ramler und Lessing, jedem die Hälfte. Oder vielmehr geben Sie sie ihnen gleich; sie sollen sie mir einmal, im Falle ich lebe, wieder geben, wenn sie recht reich geworden sind. Ja, geben Sie sie ihnen jetzt gleich, ich habe genug, wenn ich 1000 Taler behalte. Die 1000 Taler schicken Sie, wofern ich sterben oder totgeschossen werden sollte, an meine Schwester. — Dies sage ich nur auf den Fall, den ich nicht glaube. Es geschieht uns immer das, wonach wir

nicht viel fragen; und was uns lieb wäre, das geschieht uns nicht."

Am 8. Mai 1758, einen Tag vor dieser Niederschrift Kleists, ging Lessing nach Berlin zurück.

Neuntes Kapitel.

Dritter Aufenthalt in Berlin.

Hier flutete das politische Leben in mächtigen Wogen. Schwärmerisch verehrte man den großen König, der in den blutigen Treffen von Prag, Roßbach und Leuthen unverwelkliche Ruhmeslorbeeren an die Fahnen Preußens geheftet hatte und einer Welt von Feinden widerstand. Lessing teilte diese Verehrung. Seine preußische Gesinnung, um deretwillen er in Leipzig seine Stelle verloren, hatte durch den Umgang mit seinem „lieben Kleist" an Tiefe gewonnen und verstärkte sich noch mehr, als er wieder in Berlin weilte und eine ähnliche Gesinnung, nur vielleicht noch unmittelbarer und lebendiger, bei seinen Freunden Mendelssohn, Nicolai und Ramler fand. Zwar konnte es nicht fehlen, daß er — wie er später einmal sagte — „zu Leipzig für einen Erzpreußen und in Berlin für einen Erzsachsen" gehalten ward. In der Universitätsstadt seines Heimatlandes hatte er sich noch nicht zu einem „rechten Preußen", wie Kleist es nannte, entwickeln können; in Berlin wurde eine solche Gesinnung genährt. „Wie froh werde ich sein, wenn ich wieder in Berlin bin, wo ich es nicht länger nötig haben werde, es meinen Bekannten nur ins Ohr zu sagen, daß der König von Preußen doch ein großer Mann ist," schrieb Lessing an Gleim (Mai 1757). Bestärkt wurde

Lessing in dieser Verehrung durch Ludwig Gleim, der wiederum mit Kleist innig befreundet war.

Mit „Vater Gleim", dem Hagestolzen, welcher so manches junge Dichtertalent bevaterte und bemutterte, für notleidende Genossen von der Zunft ein weiches Herz und eine offene Hand hatte und als Gegenleistung nur etwas Liebe und Anerkennung seiner eignen dichterischen Begabung erwartete, war Lessing schon Anfang Februar 1755 bekannt geworden. Auf seiner verunglückten Englandreise mit Winkler war er dann in Halberstadt bei ihm zu Besuch gewesen. Hatte Gleims Muse bislang, liebeselig und weinberauscht, sich in anakreontischen Tändeleien gefallen, so verwandelte sie sich nach Ausbruch des Siebenjährigen Krieges in einen stahlbehelmten, waffenklirrenden „preußischen Grenadier". Vorher hatte Gleim um die Gunst spröder Mädchen gebettelt und den rosenwangigen Bacchus gepriesen; jetzt rief er „Bei Eröffnung des Feldzuges von 1756":

„Krieg ist mein Lied! Weil alle Welt
Krieg will, so sei es Krieg!
Berlin sei Sparta! Preußens Held
Gekrönt mit Ruhm und Sieg!"

Seine Verehrung für Friedrich den Großen stieg fast zur Anbetung. Sein „Grenadier" folgte mit Gedichten den ruhmreichen Waffentaten des geliebten Königs, die preußischen Soldaten anfeuernd, preisend und Friedrich verherrlichend. Ein Kriegslied nach dem andern entstand:

Auf, Brüder! Friedrich, unser Held,
Der Feind von fauler Frist,
Ist auf und winkt uns in das Feld,
Wo Ruhm zu holen ist. — —

Was helfen Waffen und Geschütz
Im ungerechten Krieg?
Gott donnerte bei Lobositz,
Und unser war der Sieg!"

Einzelne der Lieder gingen als „fliegende Blätter“ in die Welt. Lessing regte eine Sammlung dieser Gedichte an, und im August 1758 erschienen sie, von Kleist, Ramler, Uz und Lessing durchgesehen, unter dem Titel: „Preußische Kriegslieder in den Feldzügen 1756 und 1757. Von einem Grenadier. Mit Melodien.“ Lessing hatte das Vorwort dazu geschrieben. Schon im Januar hatte er das „Siegeslied der Preußen nach der Schlacht bei Roßbach“ und im März das „Siegeslied der Preußen nach der Schlacht bei Lissa“ in der „Berlinischen privilegierten Zeitung“ angezeigt und seiner Begeisterung für Friedrich, sein Heer und den Sänger der Lieder die Zügel schießen lassen: „Daß es unter den gemeinen Soldaten unsers unsterblichen Friedrich Helden die Menge gibt, ist längst bekannt. Nun aber hat sich unter ihnen auch ein Sänger gefunden, der in dem wahren Tone der alten Barden die Begebenheiten und Siege besingt, deren tätiger Augenzeuge er gewesen. Er ist nur ein Grenadier, aber vollkommen würdig, als ein zweiter Tyrtäus vor den neuern bessern Spartanern mit der kriegerischen Laute einherzuziehen.“ Zum Schluß dieser Besprechung verbeugt Lessing sich abermals vor dem Genie Friedrichs: „... wessen Muse ist vermögend, mit dem Könige, der jeden Tag mit liederwürdigen Taten bezeichnet, Schritt zu halten?“ In der Vorrede zu den „Preußischen Kriegsliedern“ nennt Lessing, immer noch für Gleim die Maske des Grenadiers festhaltend, den Verfasser einen Mann, „dem ebenso viel Heldenmut als poetisches Genie zuteil geworden ... Von dem einzigen Tyrtäus könnte er die heroischen Gesinnungen, den Geiz nach Gefahren, den Stolz, für das Vaterland zu sterben, erlernt haben, wenn sie einem Preußen nicht ebenso natürlich wären als einem Spartaner. Und dieser Heroismus ist die ganze Begeisterung unsers Dichters ... Alle seine Bilder sind erhaben, und all sein Erhabnes ist naiv. Von dem poetischen Pompe weiß er nichts, und prahlen und schim-

mern scheint er weder als Dichter noch als Soldat zu wollen." Lessing hat — unter dem Eindruck der großen Zeitereignisse, welche auch weit besonnenere Leute mit sich fortrissen — die Lieder Gleims poetisch zu hoch gewertet. Noch hatte Herder nicht auf die Volkspoesie aufmerksam gemacht, und gerade das, was den zum Teil sehr schwerflüssigen Liedern Gleims, in denen Mars und Apoll, Horaz und Homer, Sparta und Cäsar figurieren, abgeht, nämlich Volkstümlichkeit und Sangbarkeit, hätte ihren Wert in der Hauptsache bestimmen können. Frische, unmittelbare Empfindung, keck zugreifende Natürlichkeit hätten vermocht, die Lieder, wie beispielsweise die eines Arndt, Körner, Schenkendorf, Gemeingut des Volkes werden zu lassen. Übrigens äußerte Lessing (16. Dez. 1758), der kein Freund der Hurra-Vaterlandsliebe war, einmal über Gleims Kriegslieder, daß hier der Patriot, und noch dazu so ein soldatischer Patriot, oft genug den Dichter überschrieen. „Vielleicht zwar ist auch der Patriot bei mir nicht ganz erstickt, obgleich das Lob eines eifrigen Patrioten nach meiner Denkungsart das allerletzte ist, wonach ich geizen würde; des Patrioten nämlich, der mich vergessen lehrt, daß ich ein Weltbürger sein sollte."

Mit gespannter Aufmerksamkeit folgte Lessing dem Schauspiel auf dem Kriegstheater der Zeit. Er sah das titanenhafte Ringen Friedrichs mit der feindlichen Übermacht; er erkannte die Bedrängnis, in welche der König jedesmal geriet, wenn die eisernen Würfel zu seinen Ungunsten gefallen waren, und äußerte später, als Frau Sorge wieder einmal an seine Tür pochte, er könnte alle jetzt regierenden Könige Europas beneiden, den einzigen König von Preußen ausgenommen, der es einzig mit der Tat beweise, daß Königswürde eine glorreiche Sklaverei sei (Lessing in seinen Selbstbetrachtungen). Wie ereiferte sich Lessing über die Hiobspost von dem Überfall bei Hochkirch an jenem schlimmen vierzehnten Oktober, dessen Bedeutung in der preußischen Geschichte allerdings acht-

undvierzig Jahre später — durch die Schmach von Jena und Auerstädt — noch weit verhängnisvoller werden sollte! Lessing war nicht der einzige, welcher staunend fragte, wie es nur immer möglich war, sich von den Österreichern überfallen zu lassen, wie dem schläfrigen Daun so ein Streich gelingen mußte! (Lessing an Gleim, 19. Okt. 1758.)

Der Siebenjährige Krieg sollte noch recht empfindlich in seine Innenwelt eingreifen: er riß ihm den liebsten und liebevollsten Freund vom Herzen. In seiner Ode „An die preußische Armee" hatte Kleist gesungen:

„Unüberwundenes Heer! mit dem Tod und Verderben
In Legionen Feinde dringt;
Um das der frohe Sieg die goldnen Flügel schwingt,
O Heer, bereit zum Siegen oder Sterben!

— — — — — — — — — — — — — — — —

Auch ich, ich werde noch, vergönn' es mir, o Himmel!
Einher vor wenig Helden ziehn;
Ich sah dich, stolzer Feind, den kleinen Haufen fliehn
Und find' Ehr' oder Tod im rasenden Getümmel."

Er fand beides: Ehre und Tod.

Am 12. August 1759 focht Kleist in der Schlacht bei Kunersdorf. Es war ein blutiges Ringen. Schon hat er drei Batterien erobert. Schon blutet er aus mehreren Wunden. Da zerschmettert eine Kugel ihm die rechte Hand. Den Degen in der Linken, führt er seine Braven, als er den Kommandeur des Regiments nicht mehr sieht, gegen die vierte Batterie. Der linke Arm wird ihm zerschmettert. Er verbeißt den wütenden Schmerz und zwingt die blutende rechte Hand, den Degen wieder zu fassen. Im dichten Kugelregen wird der Boden Zoll für Zoll erobert. Nur noch dreißig Schritt, und das feindliche Geschütz kann genommen sein. Da zerreißen Kartätschen ihm das rechte Bein. Kleist stürzt vom Pferde. Zweimal rafft er sich wieder auf. Er versucht, unter-

stützt von seinen Kriegern, zweimal, sein Roß wieder zu besteigen. Vergebens. Er ist zum Tode erschöpft. „Steht, Kinder, steht! Verlasset Euren König nicht!" ruft er. Dann sinkt er hin.

Er ward aus dem Getümmel getragen. Im Hause des Professors Nicolai in der dem Schlachtort nahgelegenen Universitätsstadt Frankfurt a. O. fand er Aufnahme und Pflege. Lessings Liebe sorgte sich um ihn in bangen Ahnungen. Am 24. August 1759 erlag Kleist seinen Verwundungen. Die Freunde, niedergeschmettert von dieser Nachricht, konnten und wollten nicht daran glauben. Noch einen Tag nach Kleists Heimgang schreibt Lessing an Gleim: „Er lebt noch, unser liebster Kleist; er hat seinen Wunsch erreicht; er hat geschlagen und sich als einen braven Mann gezeigt; er wird von seiner kleinen Wunde bald wieder genesen, und dieser Zufall wird ihn zufriedener mit sich selbst machen." Die Hoffnung klammert sich an eine Namensverwechslung. Es sei noch ein Major Kleist verwundet worden, tröstet Lessing sich und Gleim in seinem Briefe vom 1. September. „Dieser wird gestorben sein und nicht unser Kleist. Nein, unser Kleist ist nicht gestorben; es kann nicht sein; er lebt noch. Ich will mich nicht vor der Zeit betrüben; ich will auch Sie nicht vor der Zeit betrüben. Lassen Sie uns das Beste hoffen." Lessing hatte die Absicht, nach Frankfurt zu eilen und Kleist aufzusuchen. „Wenn er noch lebt, so besuche ich ihn. Ich sollte ihn nicht mehr sehen? Ich sollte ihn in meinem Leben nicht mehr sehen, sprechen, umarmen?"

Als Lessing sich der bittern Gewißheit, sein Kleist sei gestorben, nicht mehr verschließen konnte, da war sein Gemüt auf den Tod verwundet. Da schrieb er, der Männliche und Tapfre, dem alles „feige Schwanken bänglicher Gedanken" im Grunde seiner Seele verhaßt war, an Gleim jenen ewig denkwürdigen Brief (vom 6. September), an dessen schlichter Größe

die Tiefe seines Herzens und seines Schmerzes zu ermessen ist: „Ach, liebster Freund, es ist leider wahr. Er ist tot. Wir haben ihn gehabt. Er ist in dem Hause und in den Armen des Professors Nicolai gestorben. Er ist beständig, auch unter den größten Schmerzen, gelassen und heiter gewesen. Er hat sehr verlangt, seine Freunde noch zu sehen. Wäre es doch möglich gewesen! Meine Traurigkeit über diesen Fall ist eine sehr wilde Traurigkeit. Ich verlange zwar nicht, daß die Kugeln einen andern Weg nehmen sollen, weil ein ehrlicher Mann da steht. Aber ich verlange, daß der ehrliche Mann — Sehen Sie: manchmal verleitet mich mein Schmerz, auf den Mann selbst zu zürnen, den er angeht. Er hatte drei, vier Wunden schon; warum ging er nicht? Es haben sich Generale mit wenigern und kleinern Wunden unschimpflich beiseite gemacht. Er hat sterben wollen. Vergeben Sie mir, wenn ich ihm zuviel tue. Er wäre auch an der letzten Wunde nicht gestorben, sagt man; aber er ist versäumt worden. Versäumt worden! Ich weiß nicht, gegen wen ich rasen soll. Die Elenden, die ihn versäumt haben!" Natürlich ließen schwärmende Schöngeister sich die Gelegenheit nicht entgehen, dem toten Sänger und gefallenen Helden, dem „Tyrtäus des Siebenjährigen Krieges", in Nachrufen, Elegien, Nänien u. s. w. wohlgestutzte Phrasen auf das frische Grab zu streuen. Der einfach und wahr empfindende Lessing empörte sich darob: „Ha, ich muß abbrechen. Der Professor [Nicolai] wird Ihnen ohne Zweifel geschrieben haben. Er hat ihm eine Standrede gehalten. Ein andrer, ich weiß nicht wer, hat auch ein Trauergedicht auf ihn gemacht. Sie müssen nicht viel an Kleist verloren haben, die das jetzt imstande waren! Der Professor will seine Rede drucken lassen, und sie ist so elend! Ich weiß gewiß, Kleist hätte lieber eine Wunde mehr mit ins Grab genommen, als sich solch Zeug nachschwatzen lassen. Hat ein Professor wohl ein Herz? Er verlangt jetzt auch von mir

und Ramler Verse, die er mit seiner Rede zugleich will drucken lassen. Wenn er eben das auch von Ihnen verlangt hat und Sie erfüllen sein Verlangen — Liebster Gleim, das müssen Sie nicht tun. Das werden Sie nicht tun. Sie empfinden jetzt mehr, als daß Sie, was Sie empfinden, sagen könnten. Ihnen ist es auch nicht wie einem Professor gleich viel, was Sie sagen, und wie Sie es sagen. Leben Sie wohl. Ich werde Ihnen mehr schreiben, wenn ich werde ruhiger sein."

Lessing hat der Nachwelt das Andenken an den Unvergeßbaren in würdigerer Weise erhalten: seine „Briefe, die neueste Literatur betreffend", sein „Philotas" und seine „Minna von Barnhelm" beweisen es.

Zehntes Kapitel.

Drama und Kritik.

In Leipzig war schon 1748 „Der junge Gelehrte" aufgeführt worden; 1755 erblickte „Miß Sara Sampson" das Rampenlicht — welch bedeutende Wandlung liegt, wie man gesehen hat, zwischen diesen beiden Stücken!

Das Theater war und blieb die vornehmste Leidenschaft Lessings. Immer wieder zog es ihn zu dieser Wirkensstätte zurück. Die stärksten Kräfte seiner Dichternatur drängten ihn dahin, sich in dramatischen Arbeiten zu betätigen. Er prüft, untersucht und erwägt die Gesetze der dramatischen Dichtkunst, zeigt das Alte und Überlebte in den ästhetischen Anschauungen über diese Materie, erweitert unsern Blick, daß er nicht mehr von den Schranken des französischen Klassizismus eingeengt wird, verfeinert unser Empfinden, indem er uns auf das Natürliche und Wahre hinweist, und bildet durch all dieses

den Geschmack und das ästhetische Urteil seines Volkes. Auch das ist eine nationale Tat. Er reißt nicht nur Vermorschtes und Veraltetes nieder, er baut auch Neues und Lebenskräftiges auf. Kritik und Dichtung entspringen bei ihm eine aus der andern. Die eine gibt Anregung und Anlaß zur andern. Und so sieht man, daß Lessing sich jetzt, nachdem er mit der „Miß Sara Sampson" unsrer Nation das erste deutsche bürgerliche Trauerspiel gegeben, sich in Untersuchungen über die Tragödie einläßt, daß ferner eine Reihe von dramatischen Plänen ihn bewegen.

Er schien nur zu philosophieren, um desto mehr das Theater veredeln zu können, schreibt sein Bruder Karl, den innersten Nerv in Lessings Wesen berührend, und seinem Freunde Gleim teilt Gotthold am 8. Juli 1758 mit: „Ich schreibe Tag und Nacht, und mein kleinster Vorsatz ist jetzt, wenigstens noch dreimal so viele Schauspiele zu machen als Lope de Vega." Wiederum ungefähr ein Jahr später (28. Juli 1759) heißt es bei ihm, er sei unerschöpflich in Projekten zu Tragödien und Komödien, die er sich dann in Gedanken vorspiele, über die er in Gedanken lache und weine, sich auch selbst in Gedanken klatsche oder vielmehr seine Freunde, auf deren Beifall er am stolzesten sei, in Gedanken klatschen lasse.

Mit Mendelssohn und Nicolai trat Lessing, als er sich noch in Leipzig aufhielt, in einen lebhaften Briefwechsel über den Ursprung und die Natur der tragischen Empfindungen. 1757 hatte Nicolai nämlich eine neue Zeitschrift herausgegeben: „Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freien Künste", nachdem er schon im Frühjahr 1756 sie angekündigt und gleichzeitig ein Preisausschreiben von fünfzig Taler für das beste Trauerspiel damit verbunden hatte. Eröffnet ward die „Bibliothek" mit einer „Abhandlung vom Trauerspiel", welche die Grundsätze enthielt, nach denen die Preisrichter ihr Urteil fällen sollten. Sie ist der Ausgangspunkt für den oben er=

wähnten Briefwechsel Lessings mit den beiden Berliner Genossen. Nicolai schickt sich in dieser Abhandlung an, den berühmten Satz des Aristoteles zu widerlegen, daß der Zweck des Trauerspiels sei, die Leidenschaften zu reinigen oder die Sitten zu bilden. Er fordert, das Trauerspiel soll „die Nachahmung einer einzigen, ernsthaften, wichtigen und ganzen Handlung durch die dramatische Vorstellung derselben sein, um dadurch heftige Leidenschaften zu erregen." Lessing trat Nicolais Forderung entgegen, daß die Tragödie Leidenschaften erregen, aber nicht reinigen müsse, und erklärte sich des weitern mit Nicolais Anschauung nicht einverstanden, der zu den Leidenschaften Mitleid, Bewunderung, Schrecken zählt. Er hielt Nicolai entgegen, das Trauerspiel solle nur Mitleiden erregen; in dem Mitleiden sei die Reinigung schon enthalten; „der mitleidige Mensch ist der beste Mensch, zu allen Arten der Großmut, zu allen gesellschaftlichen Tugenden am meisten aufgelegt" (Nov. 1756). Schrecken, meint Lessing, sei nur die plötzliche Überraschung des Mitleidens, Bewunderung das entbehrlich gewordene Mitleid. — Diese ästhetischen Untersuchungen kamen nicht zum Abschluß; sie verdienen insofern aber Beachtung, als sie zum „Laokoon" und zur „Hamburgischen Dramaturgie" hinführen.

Der Preis für das beste Trauerspiel, den Nicolai ausgesetzt hatte, fiel Johann Friedrich von Cronegk für seinen „Kodrus" zu. Seine beiden Mitbewerber, der früher genannte Joachim Wilhelm v. Brawe, welcher durch Lessing entscheidende Anregungen für die dramatische Dichtkunst empfing und sich mit seinem „Freigeist" an dem Preisausschreiben beteiligte, wie ein gewisser talentloser Breithaupt, fielen ab. „Wenn Hinkende um die Wette laufen," sagt Lessing, der anfangs für Brawes Drama eingetreten war, in der „Hamburgischen Dramaturgie", „so bleibt der, welcher von ihnen zuerst an das Ziel kommt, doch noch ein Hinkender." Cronegk starb bereits kurz vor der Entscheidung in der Silvesternacht von

1757 auf 58 an den Pocken. Seiner Bestimmung gemäß ward der Preis abermals ausgesetzt, so daß für das Jahr 1759 eine Ehrengabe von 100 Taler ausgeschrieben wurde. Wie vorher, so hatte Lessing auch jetzt die Absicht, sich an dem Wettstreit zu beteiligen. Er wußte sein Vorhaben so geheim zu halten, daß selbst Weiße und Kleist, seine Vertrauten in Leipzig, keine Ahnung davon hatten. Eine „bürgerliche Virginia" beschäftigte ihn.

Zur Teilnahme an dem Preisausschreiben kam er aber nicht; denn das Stück gedieh erst nach fünfzehn Jahren zur künstlerischen Gestaltung (vergl. das Kapitel „Emilia Galotti" in diesem Buche). Eine Menge dramatischer Pläne beschäftigte seinen immer regen Geist. Zu den dramatischen Skizzen und Entwürfen aus diesem Zeitraum gehören: „Das befreite Rom", die im Brief an Nicolai (25. Nov, 1757) erwähnte historische „Virginia", ferner „Kodrus", wozu Lessing durch Cronegks preisgekröntes Stück angeregt ward (Lessing schreibt ausführlicher über diesen Plan an Mendelssohn unterm 18. Febr. 1758). Auch „Das Horoskop" (mit seinem Anlauf zur Schicksalstragödie und seiner reformatorischen Neuerung in der Anwendung des fünffüßigen Jambus im Drama), „Fatime", „Alcibiades" und „Kleonnis" rechnen zu diesen unvollendeten dramatischen Versuchen. Das letztgenannte Bruchstück hat die Vaterlandsliebe zum Thema. Ein ähnliches Motiv behandelt Lessing in seinem 1758 geschriebenen Trauerspiel „Philotas".

Philotas, ein Königssohn, ist in die Gefangenschaft des Königs Aridäus geraten. Er fürchtet, sein Vater werde, zum Nachteile seines eignen Landes, alles aufbieten, um seinen Sohn zu befreien. „Was ich für mein größtes Glück hielt, die zärtliche Liebe, mit der mich mein Vater liebt, wird mein größtes Unglück. Ich fürchte, ich fürchte, er liebt mich mehr, als er sein Reich liebt! Wozu wird er sich nicht verstehen, was wird ihm dein König [Aridäus] nicht abdringen, mich

aus der Gefangenschaft zu retten!" Da erscheint Aridäus und teilt ihm mit, daß sein eigner Sohn Polytimet in die Gefangenschaft der Gegenpartei geraten sei; eine Auswechslung der Prinzen möge stattfinden und werde die Herbeiführung des Friedens erleichtern. Da „freudige Nachrichten, die wir allein vom Feinde erfahren, Fallstricke scheinen," so soll Philotas mit dem Herolde einen unverdächtigen Boten aus der Schar der Gefangenen an seinen Vater schicken. Er wählt Parmenio und läßt durch diesen den Vater dringend bitten, mit der Auswechslung um einen Tag zu zögern. Philotas aber stößt sich das Schwert in die Brust, um durch seinen Tod dem geliebten Vaterlande die Rücksichten auf seine eigne Person aus dem Wege zu räumen.

Im Gegensatz zu der rührseligen Empfindsamkeit und den Tränenbächen der „Miß Sara Sampson" mutet „Philotas", das mit Lessings Sophoklesstudien und den „Gefangenen" des Plautus, dem das Motiv entnommen ist, in engem Zusammenhang steht, sowie mit seiner gedrungenen Kürze herb und antik an. Lessings Hauptstreben dabei ging — wie er selbst sagt — nach tragischer Einfalt. Und das hat er erreicht. Der Stil ist von einer epigrammatischen Kürze und duldet kein leeres Geschwätz. Wortschwall aber machte sich in den dramatischen Dichtungen der damaligen Zeit unangenehm breit, und Lessing meinte, das ganze Verdienst der französischen tragischen Poesie seien eben zierliche kleine Redensarten, die er unnachsichtlich aus dem „Philotas" verbannte. Absichtlich läßt er deshalb auch keinen weiblichen Einfluß in die Handlung hineinspielen; frauenhaftes Empfinden würde auch nicht zu dem ehernen kriegerischen Geist, den das Stück atmet, passen. Es wird getragen von der heldenhaften preußischen Gesinnung während der großen Kriegsjahre, unter deren Einfluß es geschrieben ist. Philotas und Parmenio sind Charaktere, wie sie in dem Heere Friedrichs des Großen vorkamen. Welch eine granitne Gesinnung offen-

bart Parmenio, der schlachtenergraute Haudegen, wenn er auf Philotas Frage: „Wie viel Wunden hast du nun, alter Knecht?“ antwortet: „O, davon konnte ich sonst eine lange Liste hersagen. Jetzt aber habe ich sie um ein gut Teil verkürzt.“ Philotas: „Wie das?“ — Parmenio: „Ha! Ich rechne nun nicht mehr die Glieder, an welchen ich verwundet bin; Zeit und Atem zu ersparen, zähle ich die, an welchen ich es noch nicht bin. — Kleinigkeiten bei dem allen! Wozu hat man die Knochen anders, als daß sich die feindlichen Eisen darauf schartig hauen sollen?“ Und Philotas sagt: „Nach dem Schimpfe, entwaffnet zu sein, ist mir nichts mehr schimpflich.“ Wohl hat Strato, der Feldherr des Aridäus, ein Recht, zu seinem König zu sagen, nachdem Philotas sich das Schwert in die Brust gebohrt: „Bin ich ein Verräter, König, wenn ich deinen Feind beweine? Ich kann mich nicht halten. Ein wunderbarer Jüngling!“

Belustigend ist die Kunde von der Aufnahme, welche „Philotas“ bei Gleim fand, dem Lessing das in Prosa geschriebene Stück als das eines Ungenannten zur Beurteilung vorlegte. Während Männer wie Herder und Gerstenberg mit ihrer Anerkennung nicht kargten, hatte Gleim nichts Eiligeres zu tun, als das Stück in Jamben zu zwängen. Lessing, heiter schmunzelnd, schrieb dem hinters Licht geführten Freunde über den „Philotas“: „Sie haben ihn zu dem Ihrigen gemacht, und der ungenannte prosaische Verfasser kann sich wenig oder nichts davon zueignen“ (12. Mai 1759). Diese „Vergleimung“ erschien 1760 unter dem Titel: „Philotas. Ein Trauerspiel. Von dem Verfasser der preußischen Kriegslieder versifiziert.“ Mit köstlichem Humor ließ Lessing auf das Titelblatt des für Gleim bestimmten Widmungsexemplares statt „versifiziert“: „verifiziert“ setzen — eine Änderung, welche die treffendste Kritik der Gleimschen „Verbesserung“ enthält. Als der Halberstädter Dichtervater seinen Schildbürgerstreich einsah, schickte er Lessing einen Anker Rheinwein aus dem Domkeller.

In eine ganz andre Richtung des Denkens und Dichtens führte Lessing sein dramatisches Schaffen am Faust. Von jeher hat dieser Stoff eine mächtige Anziehungskraft auf die Poeten ausgeübt. Der Engländer Christoph Marlowe, Maler Müller und Klinger, Lenau und Grabbe, Heine und Grillparzer schrieben Faustdichtungen, die aber alle „Kinderfäuste“ gegen Goethes „Riesenfaust“ sind. Robert Hamerling steht in seinem schwungvollen „Ahasver in Rom“ im Banne des Goetheschen Werkes, Geibel schrieb einen Faust-Dialog, Friedrich Theodor Vischer verfaßte einen dritten Teil, der indessen die Übertreibungen der kritiklosen Goetheschwärmer, die sich in Kleinkram verirren, ironisiert; auch Mickiewicz und Krasinski wurden von diesem Stoff gefesselt. Lessing hatte wahrscheinlich schon in Leipzig das Faustspiel kennen gelernt. 1754 sah er in der Schuchschen Bretterbude, wie „Faust vom Teufel geholet ward“, und empfing stärkere Anregung, sich an die Faustsage heranzuwagen. Er machte sich an die Arbeit, die sich stückweise durch sein ganzes Leben hindurchzieht, ohne damit zum Abschluß zu kommen. 1755 erwähnt Mendelssohn den Lessingschen Faust in einem Brief an den Verfasser der Dichtung; drei Jahre später schreibt Lessing an Gleim, ehestens werde er seinen Doktor Faust hier spielen lassen. Von dem Werk aber ist nichts als ein kurzes Scenarium erhalten geblieben. Es kam mit einer Bücherkiste abhanden, welche Lessing 1775 von Wien aus über Leipzig nach Wolfenbüttel schickte. Im siebzehnten seiner Literaturbriefe hat Lessing eine Probe daraus (dritte Szene des zweiten Aufzugs) mitgeteilt: Faust prüft die sieben Teufel in ihrer Schnelligkeit. Übrigens hat Lessing zwei Pläne für die Bearbeitung der Faustsage gehabt; der eine Plan sollte, wie Lessing zu Gebler in Wien sagte, Faust „nach der gemeinen Fabel“ darstellen, nach dem andern sollte das Stück „ohne alle Teufelei“ sein, „ein Erzbösewicht“ sollte „gegen einen Unschuldigen die Rolle des schwarzen Verführers“ ver-

treten. Auch Maler Müller bezeugt, Lessing habe ihm mitgeteilt, „daß er zwei Schauspiele vom Faust angelegt, beide aber wieder liegen gelassen habe, das eine, sagte er, mit Teufeln, das andre ohne solche; nur sollten in dem letzten die Ereignisse so sonderbar aufeinander folgen, daß bei jeder Szene der Zuschauer würde genötigt gewesen sein auszurufen: Dies hat der Satan so gefügt."

Hatte Lessing schon, indem er die Faustsage aufgriff, sich der deutschen Vergangenheit zugewandt; war er ferner durch Gleims Kriegslieder auf die altdeutschen Gesänge geführt worden, so ging er in dieser Zeit an ein Unternehmen, das ihn in die Epoche des Dreißigjährigen Krieges versetzte: mit Ramler gemeinsam gab er die Sinngedichte Logaus heraus. Die Wahl und Ausfeilung der einzelnen Epigramme besorgte Ramler, wie dieser später behauptet; die Lebensskizze Logaus und das Wörterbuch, welches den Sinngedichten beigegeben ward, verfaßte Lessing. 1759 erschien die Arbeit der beiden unter dem Titel: „Friedrichs von Logau Sinngedichte. Zwölf Bücher. Mit Anmerkungen über die Sprache des Dichters." In der von Lessing herrührenden Vorrede nennt er Logau, der gegen die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts unter dem Namen Salomon von Golau 3553 Sinngedichte herausgab, „mit allem Rechte einen von unsern besten Opitzischen Dichtern." Es folgen alsdann einige Angaben aus Logaus Leben und weiterhin Auslassungen über die Sinngedichte selbst. In dem „Vorbericht von der Sprache des Logau" liest man: „Das Sinngedicht konnte ihm die beste Gelegenheit geben, die Schicklichkeit zu zeigen, welche die deutsche Sprache zu allen Gattungen von Materie unter der Bearbeitung eines Kopfes erhält, der sich selbst in alle Gattungen von Materie zu finden weiß. Seine Worte sind überall der Sprache angemessen: nachdrücklich und körnicht, wenn er lehrt; pathetisch und vollklingend, wenn er straft; sanft, einschmeichelnd, angenehm

tändelnd, wenn er von Liebe spricht; komisch und naiv, wenn er spottet; possierlich und launisch, wenn er bloß Lachen zu erregen versucht." Über das „Wörterbuch" schreibt Lessing schon vorher: „Ähnliche Wörterbücher über alle unsre guten Schriftsteller würden ohne Zweifel der erste nähere Schritt zu einem allgemeinen Wörterbuche unsrer Sprache sein. Wir haben die Bahn hierin, wo nicht brechen, doch wenigstens zeigen wollen." In der Tat ist hier ein bedeutsamer Schritt getan auf dem Wege, welcher zu dem denkwürdigen Nationalwerke führt, zu dem neuhochdeutschen Wörterbuche, das, von den Brüdern Jakob und Wilhelm Grimm begonnen, von Rudolf Hildebrand, Karl Weigand und Moritz Heyne fortgesetzt, mehr und mehr seinem Abschlusse naherückt.

Ebenfalls im Jahre 1759 erschienen die „Fabeln. Drei Bücher. Nebst Abhandlungen mit dieser Dichtungsart verwandten Inhalts." Unter den deutschen Fabeldichtern bis auf Lessing, von denen Männer wie Ulrich Boner, Erasmus Alberus, Burkard Waldis, Luther, Hans Sachs, Triller, Hagedorn, Gellert, Lichtwer und Gleim erwähnt seien, hat Lessing eine tonangebende Bedeutung. „Ich hatte mich bei keiner Gattung von Gedichten länger verweilt als bei der Fabel," schreibt er in der Vorrede, worin er im Anfang mitteilt, daß er vor Jahr und Tag einen kritischen Blick auf seine Schriften warf. „Es gefiel mir auf diesem gemeinschaftlichen Raine der Poesie und Moral. Ich hatte die alten und neuen Fabulisten so ziemlich alle und die besten von ihnen mehr als einmal gelesen. Ich hatte über die Theorie der Fabel nachgedacht. Ich hatte mich oft gewundert, daß die grade auf die Wahrheit führende Bahn des Äsopus von den Neuern für die blumenreichern Abwege der schwatzhaften Gabe zu erzählen so sehr verlassen werde." Seine Bemühung geht nun dahin, Äsop als klassisches Muster für die Fabel zu Ehren zu bringen. Diese Abhandlungen sind insofern äußerst charakteristisch für

ihren Verfasser, als sie dem Leser einen tiefern Einblick in die Werkstatt seines geistigen Schaffens gestatten. Sie sind ein Musterbeispiel für die Methode, welche Lessing hier bei seiner schönwissenschaftlichen Untersuchung anwendet. Langsam, Schritt für Schritt, geht er von den bereits vorhandenen Definitionen eines de la Motte, Richer, Breitinger und Batteux aus, erfaßt mit seinem kritischen Scharfblick schnell die Blößen darin und gelangt durch Vergleiche, Einschränkungen und Zusätze zu seiner Erklärung der Fabel: „Wenn wir einen allgemeinen moralischen Satz auf einen besondern Fall zurückführen, diesem besondern Falle die Wirklichkeit erteilen und eine Geschichte daraus dichten, in welcher man den allgemeinen Satz anschauend erkennt, so heißt diese Erdichtung eine Fabel." Er verlangt größtmögliche Kürze in der Fabel, beschränkt einerseits das Recht der Phantasie in dieser Gattung auf ein so geringes Maß, legt andrerseits auf die moralische Nutzanwendung zum Schluß, welche in den Fabeln Äsops ursprünglich fehlte, einen solch besondern Nachdruck, daß man mit Recht behauptet hat, nach dieser Definition seien alle moralischen Erzählungen in das Gebiet der Fabel zu rechnen. Treffend urteilt Jakob Grimm: „Das naive Element geht den Lessingschen Fabeln ab bis auf die leiseste Ahnung; zwar behaupten seine Tiere den natürlichen Charakter, aber was sie tun, interessiert nicht mehr an sich, sondern durch die Spannung auf die erwartete Moral; Kürze ist ihm die Seele der Fabel. — Man kann umgekehrt behaupten, daß die Kürze der Tod der Fabel ist und ihren sinnlichen Gehalt vernichtet."

Im zweiten Teil seiner Abhandlungen spricht Lessing „von dem Gebrauche der Tiere in der Fabel." Seine Meinung geht dahin, daß die Einführung der Tiere in der Fabel nicht — wie Breitinger behauptet — wunderbar sei; es werde nämlich darin vorausgesetzt und angenommen, daß die Tiere und andre niedrige Geschöpfe Sprache und Vernunft besitzen.

Und zwar wird diese Voraussetzung veranlaßt durch die „allgemeine Bestandheit ihrer Charaktere.“ „Je tiefer wir auf der Leiter der Wesen herabsteigen, desto seltener kommen uns dergleichen bekannte Charaktere vor. Dieses ist denn auch die Ursache, warum sich der Fabulist so selten in dem Pflanzenreiche, noch seltener in dem Steinreiche und am allerseltensten vielleicht unter den Werken der Kunst finden läßt.“

In der dritten Abhandlung spricht Lessing „von der Einteilung der Fabeln,“ im vierten von ihrem Vortrag. Äsop machte für die Fabel Präzision und Kürze zur Regel. Phädrus habe offenbar den besten Vorsatz gehabt, sich an diese Regel zu halten; wo er davon abgekommen ist, scheine ihn das Silbenmaß und der poetischere Stil dazu veranlaßt zu haben. Lafontaine suche seine Schwatzhaftigkeit durch Quintilians Ausspruch, man könne die Erzählungen nicht lustig genug machen, zu begründen. — Der fünfte Teil handelt „von einem besondern Nutzen der Fabeln in den Schulen,“ und zwar von dem heuristischen. An Beispielen erläutert Lessing den kraftbildenden Wert der Fabeln im Unterricht.

Die bedeutsamste der bisher von Lessing veröffentlichten Schriften sind die „Briefe, die neueste Literatur betreffend“ (1759), kurzweg Literaturbriefe genannt. Sie befaßten sich mit den Büchern, die seit Beginn des Siebenjährigen Krieges erschienen waren. Lessing hatte sich an Nicolais „Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freien Künste“, die nicht nach seinem Geschmack war, wenig beteiligt. An Nicolais Stelle trat Weiße. Lessing dagegen hegte schon lange den Wunsch, über ein Blatt zu verfügen, das eine Rednerbühne für Kritik war. Dieser Gedanke ward in den Literaturbriefen verwirklicht. Sie erschienen — der erste am 4. Januar 1759 — im Verlage Nicolais, was insofern dem Unternehmen zu statten kam, als die Mitarbeiter in der Äußerung ihrer Urteile freier waren; ein fremder Verleger

der Rücksichten zu nehmen hatte, wäre vielleicht bald in die Lage gekommen, der zwanglosen Meinungsäußerung Schranken zu ziehen. Nicolai aber, der seit dem Tode seines ältern Bruders (September 1759) das Buchhändlergeschäft wieder übernehmen mußte, war Mitarbeiter an den Literaturbriefen. Darauf bezieht sich eins von Goethes und Schillers Xenien:

„Auch Nicolai schrieb an dem trefflichen Werk? Ich will's glauben.
Mancher Gemeinplatz auch steht in dem trefflichen Werk."

Andre Mitarbeiter waren Lessing und Mendelssohn. Die frisch und schneidig geschriebenen Literaturbriefe nahmen der nie recht lebendigen „Bibliothek" Weißes noch mehr Luft zum kräftigen Gedeihen. Uz schrieb bald: „Sie sind ungemein schön, und ich fürchte, diese Wochenschrift werde der Quatemberschrift Abbruch tun. Ich vermute, daß Hrn. Lessings Feder mit im Spiele ist." Die Mitarbeiter hüllten sich nämlich in Anonymität und unterzeichneten die einzelnen Beiträge mit Chiffren. Lessings Zeichen war oft Fll. Hamann deutete es auf Fabull, Feinde des kritischen Richters und Scharfrichters auf „Flegel."

Bei den Briefen ist, wie die Einleitung sagt, als Empfänger ein „verdienter Offizier" gedacht, der „zugleich ein Mann von Geschmack und Gelehrsamkeit" ist. Er ist im Felde verwundet, und um „ihm die Lücke, welche der Krieg in seine Kenntnis der neuesten Literatur gemacht, ausfüllen zu helfen," schrieb er an einige seiner Freunde, welche ihm die Briefe schicken. Dieser Offizier ist Ewald von Kleist, der, wie berichtet, am 24. August 1759 in Frankfurt starb. Wie gemütstief Lessing für Kleist empfand, wissen wir. Erwähnt sei hier noch, daß, wie die weißen Blätter in Goethes Tageheften in den Wochen nach Schillers Tode auf den „hohlen Zustand" des vereinsamten Freundes hinweisen, auch Lessing in den schweren Septembertagen 1759 nach Kleists Hinscheiden vor dumpfer Trauer keinen Literaturbrief schreiben konnte.

Lessing sagt in der Einleitung, er glaube, daß diese Briefe

„manchem sowohl von dem schreibenden als lesenden Teile der sogenannten Gelehrten nützlich sein können." Und wahrlich: das sind sie gewesen. Schon Möser hat den Vergleich gebraucht, daß Lessings Kritik hier den Augiasstall der deutschen Literatur reinige. Husarenhiebe hat man auch wohl diese scharfen Streiche Lessings genannt — wenigstens krümmt sich das „parnassische Geschmeiß" erbärmlich unter den unbarmherzigen Schlägen, die es empfängt. Solch ein Reinigungs- und Läuterungswerk tat damals not; denn das Hohle und Gespreizte, das Mittelmäßige und das Selbstgefällige, das Verlogene und Liebedienerische warf sich in unserm Schrifttum, in Produktion und Kritik, frech in die Brust. Lessing zieht die Vertreter dieser Richtung vor seinen Richterstuhl. Alle die glänzenden Eigenschaften, die wir bei dem Kritiker der Berlinischen privilegierten Zeitung bewundernd kennen lernten, kommen in diesen Briefen noch vollendeter und gereifter zur Entfaltung. Beruht die Hauptstärke der Lessingschen, wie so ziemlich aller tüchtigen Kritik zunächst auch in der Verneinung, indem an gegebenen Beispielen nachgewiesen wird, was *nicht* gut, *nicht* wahr, *nicht* künstlerisch ist, so bleibt Lessings Kritik, wie abermals jede wertvolle ästhetische Würdigung, doch nicht dabei stehen, sondern — wie schon in der Einleitung zu diesem Kapitel gesagt wurde — sie weiß durch Fingerzeige, Hinweisungen, durch Anerkennung und begründete Lobsprüche auch aufmunternd und belebend zu wirken. So entfaltet Lessing alles in allem hier eine Tätigkeit, die Friedrich Schlegel und nach ihm unzählig andre „produktive Kritik" nannten. Unerschrockenheit, welche aus dem Bewußtsein, recht zu handeln, floß, und Unparteilichkeit, Schärfe des Urteils und Schwung in der Form, eine beherrschende Sachkenntnis und eine klare, markige Sprache voll Kürze des Ausdrucks und Würze des Witzes sind Hauptvorzüge dieser Briefe. Lessing hat hiermit einen fruchtbaren Boden schaffen wollen für eine nationale

Literatur, in welcher sich das geistige Wesen und der Lebensgehalt der Gegenwart rein und unbefangen abspiegeln sollten, sagt Danzel. Lessing wollte seine Nation literarisch selbständig machen. Darum rief Herder einige Jahre später begeistert aus: „Die Quelle des guten Geschmackes ist geöffnet; man komme und trinke!“ Das ist die befreiende Tat der Literaturbriefe, denen man eine „ewige Jugend“ geweissagt hat.

Gleich im ersten Briefe stellt Lessing dem deutschen Schrifttum der letzten Jahre ein Armutszeugnis aus: diese Zeit sei wohl reich an Kriegshelden, aber arm an „gelehrten Wundern“ gewesen; er könne auch nicht ein einziges neues Genie nennen. In den nächsten Briefen geißelt er die deutschen Übersetzer, die „frisch von der Faust wegarbeiten“, so den Dusch, welcher Pope, so den Franz v. Palthen, so den Zittauer Ratsherrn Bergmann, der Bolingbroke mißhandelt hat. „Was haben sie nicht schon alles übersetzt, und was werden sie noch übersetzen!“ Dusch habe den Pope sogar in Prosa verdeutscht. Das heiße ihn ärger entstellen, als man den Euklid entstellen würde, wenn man ihn in Verse übersetzte. Die „Unverschämtheit“ dieser „gelehrten Tagelöhner“ gehe weit: sie verstehen selten die Sprache; sie wollen sie erst verstehen lernen; sie übersetzen, sich erst zu üben, und seien klug genug, sich ihre Übungen bezahlen zu lassen. Am wenigsten aber seien sie vermögend, ihrem Originale nachzudenken. Dergleichen schlechte Übersetzer seien zwar unter der Kritik. Es sei aber doch gut, wenn sich die Kritik dann und wann zu ihnen herablasse; denn der Schaden, den sie stiften, sei unbeschreiblich.

Vom siebenten Briefe an spricht Lessing über Wieland. Er sei ohne Widerrede einer der schönsten Geister unter uns. Es ist Lessings Verdienst, Wieland aus der Gefolgschaft des Klopstockianers Bodmer befreit und ihn auf den Weg seiner Eigenart gewiesen zu haben; insofern ist Lessing hier schriftstellerischer Erzieher. Bodmer hatte den jungen Wieland ge-

warnt, Lessing öffentlich ins Gehege zu kommen: „Was Sie die Sekte der Nicolaiten nennen, ist in der Tat keine andre Partei, als Lessing, Kleist u. a. m.; denn Nicolai ist nur zufällig dabei. Kleist läßt sich regieren; denn er ist der redlichste Mann von der Welt, der für sich niemand beleidigen wird. Aber, wer Lessing u. s. f. beleidigt, der hat sich unversöhnliche Feinde gemacht." Wieland befand sich ganz im Banne der „süßen Schwermut Youngs", der „christlichen Seraphik Klopstocks" und schwärmte für die Tugendbilder Richardsons. Gleim, Uz und ihre anakreontischen Anhänger waren ihm in seiner krankhaft in die Höhe geschraubten religiösen Empfindungsweise sinnliche Grazienbichter; er zog das schlechteste Kirchenlied den gefälligsten Versen eines Uz vor. Wie weit seine frömmelnde Versenkung in die Tiefen der christlichen Mystik ging, beweist sein Schreiben vom 2. September 1756 an Zimmermann, worin es heißt: „Nur der Einsiedler kann die Menschen recht uneigennützig lieben; er kann für sie denken, für sie schreiben, für sie beten und durch sein Exempel ihnen zeigen, daß es nur ihre allzu große Gefälligkeit gegen sich selbst ist, wenn sie in Zähmung ihrer Leidenschaften nicht so weit kommen, als ein tugendhafter Mensch soll."

„Wenige Gelehrte werden eine mehr doppelte Rolle gespielt haben als Herr Wieland," schreibt Lessing im siebenten Literaturbrief. Unter den Schriften dieses Dichters seien die „Empfindungen des Christen" ihm das Anstößigste gewesen. Denn „Empfindungen des Christen" heißen Empfindungen, die ein jeder Christ haben kann und haben soll. Und von dieser Art seien die Wielandschen nicht. „Die christliche Religion ist bei dem Herrn Wieland immer das dritte Wort. — Man prahlt oft mit dem, was man gar nicht hat, damit man es wenigstens zu haben scheine." — „Er ist ein erklärter Feind von allem, was einige Anstrengung des Verstandes erfordert, und da er alle Wissenschaften in ein artiges Geschwätze ver-

wandelt wissen will, warum nicht auch die Theologie?" Unmutig runzelt Lessing die Stirn über Wielands Fremdwörtersucht. Der Dichter weilte längere Zeit in Bodmers Haus. Wieland — fährt Lessing fort — „verlernt seine Sprache in der Schweiz. Nicht bloß das Genie derselben und den ihr eigentümlichen Schwung, er muß sogar eine beträchtliche Anzahl von Worten vergessen haben. Denn alle Augenblicke läßt er seinen Leser über ein französisches Wort stolpern, der sich kaum besinnen kann, ob er einen jetzigen Schriftsteller oder einen aus dem galanten Zeitalter Christian Weises liest." Ja, meint der deutsch denkende Lessing, wenn Wieland statt jener französischen Wörter so viel gute Wörter aus dem schweizerischen Dialekt gerettet hätte, er würde Dank verdient haben. Lessing stellt „mit Vergnügen" fest, daß er bei Wieland das Wort „entsprechen" gebraucht gefunden habe. — Unser Kritiker hatte die Genugtuung zu sehen, daß der Schwarmgeist Wieland seine hohepriesterliche Toga ablegte und wieder ein Mensch unter Menschen ward. „Freuen Sie sich mit mir!" ruft er im dreiundsechzigsten Brief dem „Offizier" zu, als er ihm Wielands Trauerspiel „Lady Johanna Gray" anzeigt: „Herr Wieland hat die ätherischen Sphären verlassen und wandelt wieder unter den Menschenkindern." Zwar rügt Lessing an der Dichtung mancherlei; aber den Umschwung in der Entwicklung des Poeten begrüßt er freudig. Wieland behauptet in der Vorrede zu seinem Trauerspiele, der edle Endzweck der Tragödie bestehe darin, „das Große, Schöne und Heroische der Tugend auf die rührendste Art vorzustellen, sie in Handlungen nach dem Leben zu malen und den Menschen Bewunderung und Liebe für sie abzunötigen." Hier setzt der Kritiker Lessing ein: die meisten Charaktere des Stückes seien zwar moralisch gut; „was bekümmert sich ein Dichter wie Herr Wieland darum, ob sie poetisch böse sind?" Sie seien alle „in der idealischen Form der Vollkommenheit gegossen, die der Dichter mit aus den

ätherischen Gegenden gebracht hat. Oder weniger figürlich zu reden: der Mann, der sich so lange unter lauter Cherubim und Seraphim aufgehalten, hat den gutherzigen Fehler, auch unter uns schwachen Sterblichen eine Menge Cherubim und Seraphim, besonders weiblichen Geschlechts, zu finden. Teufel zwar erblickt er auch nicht wenige; sie verhüllen sich aber alle vor seinen Augen in finstern Wolken, aus welchen er sie nicht im geringsten zu exorzisieren (vertreiben) sucht, aus Furcht, sie möchten uns, wenn wir sie näher und in ihrer Wirksamkeit kennen lernten, ein wenig liebenswürdig vorkommen." Aber, fügt Lessing voll Zuversicht hinzu, „lassen Sie es gut sein; wenn Herr Wieland wieder lange genug wird unter Menschen gewesen sein, so wird sich dieser Fehler seines Gesichts schon verlieren." Habe Wieland die „innere Mischung des Guten und Bösen in dem Menschen" erst erkannt und studiert, „alsdann geben Sie acht, was für vortreffliche Trauerspiele er uns liefern wird." Einen ernsteren Ton, aber doch wieder untermischt von jener erquickenden Ironie, die tief in Lessings Wesen lag, schlägt der überlegene Kunstrichter da an, wo er nachweist, daß Wieland sein Stück von dem des Engländers Nicholas Rowe abgeschrieben habe in einem solchen Umfange, daß „fast keine einzige Situation" in Wielands Drama „sein eigen ist"; gleichwohl beobachte der Abschreiber „totes Stillschweigen" über das Urbild seiner Tragödie.

Die Verfasser der Briefe schrieben nicht nach einem festen Programm, sondern äußerten sich zwanglos in anregender Weise über wichtige zeitgemäße Fragen aus Literatur und Kritik. So greift Lessing im sechzehnten Brief die von der „Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freien Künste" bejahte Frage auf, ob ein Kunstrichter nur die Schönheiten eines Werkes aufsuchen und die Fehler desselben eher bemänteln als bloßstellen müsse. In zwei Fällen stimmt Lessing dem bei: erstens, wenn es sich um ein anerkannt gutes Kunstwerk handle, und

zweitens, wenn der Kunstrichter nicht sowohl gute Schriftsteller als nur gute Leser bilden wolle. Daran knüpft Lessing die bedeutsame Auslassung: „Die Güte eines Werkes beruht nicht auf einzelnen Schönheiten; diese einzelnen Schönheiten müssen ein schönes Ganzes ausmachen, oder der Kenner kann sie nicht anders als mit einem zürnenden Mißvergnügen lesen. Nur wenn das Ganze untadelhaft befunden wird, muß der Kunstrichter von einer nachteiligen Zergliederung abstehen und das Werk so wie der Philosoph die Welt betrachten. Allein wenn das Ganze keine angenehme Wirkung macht, wenn ich offenbar sehe, der Künstler hat angefangen zu arbeiten, ohne selbst zu wissen, was er machen will, alsdann muß man so gutherzig nicht sein und einer schönen Hand wegen ein häßliches Gesicht oder eines reizenden Fußes wegen einen Buckel übersehen." Das ist ein Beispiel für Lessings „schöpferische Kritik"; an solchen allgemeingültigen Wahrheiten, die noch heute nichts von ihrer Schlagfertigkeit eingebüßt haben, und wodurch Lessing, indem er sie aufstellt, der Bahnbrecher der modernen Kritik ward, sind die Literaturbriefe nicht arm.

Auf seinen kritischen Streifzügen stößt er auch auf die Geschichtsschreibung (zweiundfünfzigster Brief). Das Feld der Geschichte in dem ganzen Umfange der deutschen Literatur sei am schlechtesten bestellt. Als Ursache stellt er fest, daß unsre schönen Geister selten Gelehrte und unsre Gelehrten selten schöne Geister seien. (Er mochte bei diesem Satze an Voltaires geschichtliche Werke denken, die — wie man gesehen hat — in Lessing einen warmen Verehrer gefunden hatten). Die schönen Geister wollen gar nicht lesen — fährt Lessing in seiner Begründung fort — gar nicht nachschlagen, gar nicht sammeln, kurz gar nicht arbeiten, und die Gelehrten wollen nichts als das. Jenen mangle es am Stoffe und diesen an der Geschicklichkeit, ihrem Stoffe eine Gestalt zu erteilen. „Unterdessen ist es im ganzen recht gut . . . Denn so haben jene am Ende

doch nichts verdorben, und diese haben wenigstens nützliche Magazine angelegt und für unsre künftigen Livios und Tacitos Kalk gelöscht und Steine gebrochen.“ Überhaupt ist Lessing der Meinung, daß der Name eines wahren Geschichtsschreibers nur demjenigen zukomme, der die Geschichte seiner Zeiten und seines Landes beschreibt. Diese Auffassung krankt an Einseitigkeit; dem Geschichtsschreiber wird damit ein zu eng umspanntes Gebiet zugewiesen, wenngleich es Lessings Verdienst bleibt, hiermit auf eine nationale Geschichtsschreibung gedrungen zu haben.

Über das Verhältnis des Dichters zu einem historischen Stoffe, den er poetisch behandelt, stellt Lessing anläßlich der Besprechung von Wielands „Lady Johanna Gray“ die grundsätzliche Behauptung auf: „Der Dichter ist Herr über die Geschichte, und er kann die Begebenheiten so nahe zusammenrücken, als er will.“ Darin liegt also ausgesprochen, daß der Dichter den historischen Stoff den künstlerischen Forderungen gemäß umformen kann, eine Freiheit, von der Goethe, Schiller und Lessing selbst (in seinem „Nathan“), sowie unzählige Dramatiker nach ihnen Gebrauch gemacht haben. Übrigens kommt Lessing auch in seiner „Dramaturgie“ wiederholt auf diese Sache zu sprechen.

Fast überall, wohin Lessing in den Briefen seine Schritte lenkt, streut er eine Saat fruchtbringender Anregung aus: er mag sprechen über Klopstocks „Messias“ und über den ersten deutschen Hexameter; er mag auf Logau und Kleist, auf Gleim und Gerstenberg hinweisen oder auf die Volkspoesie, beispielsweise der Litauer; er mag über Cronegks und Brawes Trauerspieldichtung urteilen und daran die allgemeine Bemerkung knüpfen: „Die Jahre der Jugend sind die Jahre nicht, von welchen wir tragische Meisterstücke erwarten dürfen. Alles, was auch der beste Kopf in dieser Gattung unter dem dreißigsten Jahre leisten kann, sind Versuche. Je mehr man versucht,

je mehr verdirbt man sich oft. Man fange nicht eher an zu arbeiten, als bis man seiner Sache zum größten Teil gewiß ist! Und wenn kann man dieses sein? Wenn man die Natur, wenn man die Alten genugsam studiert hat. Das aber sind lange Lehrjahre! Genug, daß die Jahre der Meisterschaft dafür auch desto länger dauern. Sophokles schrieb Trauerspiele bis in die achtzigsten Jahre."

Damit ist Lessing wieder bei seinem Lieblingsthema: beim Theater. Schon im sechzehnten Brief holt Lessing zu einem Schlage gegen Gottsched aus, der alsdann in dem berühmten siebzehnten Literaturbriefe von der vollen Wucht der Lessingschen Kritik getroffen wird. „Niemand", so hatte die Leipziger „Bibliothek" behauptet, „wird leugnen, daß die deutsche Schaubühne einen großen Teil ihrer ersten Verbesserung dem Herrn Professor Gottsched zu danken habe." Mit echt Lessingscher Keckheit und Kühnheit tritt unser Kritiker auf den Plan und behauptet kampfbegierig: „Ich bin dieser Niemand; ich leugne es geradezu." Und nun legt er los: „Es wäre zu wünschen, daß sich Herr Gottsched niemals mit dem Theater vermengt hätte. Seine vermeinten Verbesserungen betreffen entweder entbehrliche Kleinigkeiten oder sind wahre Verschlimmerungen." Das wird begründet. Lessing erwähnt den elenden Zustand der Bühne zu der Zeit, „als die Neuberin blühte." Es gehörte allerdings nicht der feinste und größte Geist dazu, um den traurigen Verfall unsrer dramatischen Poesie einzusehen. Gottsched wäre auch nicht der erste, der es eingesehen; er wäre nur der erste, der sich Kräfte genug zutraut, ihm abzuhelfen. Aber wie: „er wollte nicht sowohl unser altes Theater verbessern, als der Schöpfer eines ganz neuen sein. Und was für eines neuen? Eines französierenden; ohne zu untersuchen, ob dieses französierende Theater der deutschen Denkungsart angemessen sei oder nicht." Mit Nachdruck weist Lessing darauf hin, daß das deutsche Wesen dem englischen verwandt sei,

daß wir mithin „mehr in den Geschmack der Engländer als der Franzosen einschlagen.“ Das Große, das Schreckliche, das Melancholische des germanischen Dramas wirke besser auf uns als das Artige, das Zärtliche, das Verliebte der Franzosen. Daß Gottsched den Addisonschen „Cato“ für das beste englische Trauerspiel halte, zeige deutlich, daß er hier nur mit den Augen der Franzosen gesehen und damals keinen Shakespeare u. a. gekannt habe, die er hernach aus Stolz nicht habe wollen kennen lernen. Eindringlich und im tiefsten Innern überzeugt von der Folgerichtigkeit seiner Empfehlung, bekennt Lessing sich für den großen britischen Dramatiker: „Wenn man die Meisterstücke des Shakespeare, mit einigen bescheidenen Veränderungen, unsern Deutschen übersetzt hätte, ich weiß gewiß, es würde von bessern Folgen gewesen sein, als daß man sie mit dem Corneille und Racine so bekannt gemacht hat. Erstlich würde das Volk an jenem weit mehr Geschmack gefunden haben, als es an diesen nicht finden kann, und zweitens würde jener ganz andre Köpfe unter uns erweckt haben, als man von diesen zu rühmen weiß. Denn ein Genie kann nur von einem Genie entzündet werden, und am leichtesten von so einem, das alles bloß der Natur zu danken zu haben scheint und durch die mühsamen Vollkommenheiten der Kunst nicht abschreckt. — Auch nach den Mustern der Alten die Sache zu entscheiden, ist Shakespeare ein weit größerer tragischer Dichter als Corneille, obgleich dieser die Alten sehr wohl und jener fast gar nicht gekannt hat. Corneille kommt ihnen in der mechanischen Einrichtung und Shakespeare in dem Wesentlichen näher. Der Engländer erreicht den Zweck der Tragödie fast immer, so sonderbare und eigentümliche Wege er auch wählt, und der Franzose erreicht ihn fast niemals, ob er gleich die gebahnten Wege der Alten betritt. Nach dem ‚Ödipus‘ des Sophokles muß in der Welt kein Stück mehr Gewalt über unsre Leidenschaften haben als ‚Othello‘, als ‚König Lear‘,

als ‚Hamlet‘ ꝛc. Hat Corneille ein einziges Trauerspiel, das Sie nur halb so gerührt hätte als die ‚Zayre‘ des Voltaire? Und die ‚Zayre‘ des Voltaire, wie weit ist sie unter dem ‚Mohren von Venedig‘, dessen schwache Kopie sie ist, und von welchem der ganze Charakter des Orosmans entlehnt worden?“

Um den Beweis zu liefern, daß „unsre alten Stücke wirklich sehr viel Englisches gehabt haben,“ erinnert Lessing an den „Doktor Faust“, das eine Menge Szenen besitze, die nur „ein Shakespearsches Genie“ denken konnte. Im Anschluß hieran folgt die dritte Szene des zweiten Aufzugs aus Lessings „Doktor Faust“, einer Dichtung, von welcher schon die Rede war.

Der wuchtige Angriff, den Lessing in seinem siebzehnten Literaturbrief gegen Gottsched richtet, ist nicht frei von persönlicher Befangenheit. Lessing ist hier ein begeisterungsvoller Parteigänger, der das Banner seiner „neuen und höhern Anschauung“ rücksichtslos aufpflanzt und, ganz beseelt von seinem Feuereifer, der Verdienste Gottscheds vergißt, welcher dem beredten Apostel des neuen Kunstevangeliums die Wege hat bahnen helfen. In diesem Sinne sagt Hettner: „. . . schwerlich hätte Lessing seine tiefe Einsicht in Bau, Gliederung und die innere Einheit des dramatischen Kunstwerks gewonnen, wäre ihm Gottsched nicht vorangegangen, dessen Standpunkt seine eignen Jugenddramen noch harmlos teilen.“ Lessing äußert an einer andern Stelle (im 105. Brief): „Ich habe immer geglaubt, es sei die Pflicht des Kritikus, so oft er ein Werk zu beurteilen vornimmt, sich nur auf dieses Werk allein einzuschränken; an keinen Verfasser dabei zu denken; sich unbekümmert zu lassen, ob der Verfasser noch andre Bücher, ob er noch schlechtere oder noch bessere geschrieben habe; uns nur aufrichtig zu sagen, was für einen Begriff man sich aus diesem gegenwärtigen allein mit Grund von ihm machen könne.“ Dem hier ausgesprochenen Grundgedanken ist Lessing in seiner

Auseinandersetzung mit Gottsched iu den „Literaturbriefen“ nicht gerecht geworden. Die kühle, besonnene Ruhe, welche die Sache erforderte, tritt hier zurück hinter seine tief erregte Kampfnatur. (Im fünfundsechzigsten Brief bekommt Gottsched übrigens auch die Schärfe der Lessingschen Ironie zu fühlen). Nur darf nicht vergessen werden, daß es sich hier um ein vornehmes Lebenswerk Lessings handelt: um die Verbesserung der deutschen Schaubühne. Diese Frage ließ sein Blut gar leicht in Wallung geraten.

Noch eine andre wichtige Frage taucht in den Literaturbriefen auf, eine Frage, welche Lessing in den letzten Jahren seines Erdenwallens fast ausschließlich beschäftigt hat: sein Kampf gegen religiöse Unduldsamkeit und pfäffischen Gewissenszwang. Nach dem Muster der englischen moralischen Wochenschriften erschien seit 1758 der „Nordische Aufseher“, herausgegeben von Johann Andreas Cramer. Klopstock und Basedow waren Mitarbeiter daran. Obwohl Lessing es sich „sonst fast zum Gesetze gemacht“ hatte, „unsre wöchentlichen Moralisten ungelesen zu lassen“, machte er hier eine Ausnahme. Der geistliche Hochmut, der ihm aus diesen Blättern vielfach entgegenwehte, die gespreizte salbadernde Moralsucht, welche sich dem Leser hier aufdrängte, der Geist engherziger Rechtgläubigkeit, der sich mit unlogischem Denken paarte, all das findet in Lessing einen unerbittlichen Richter. „Die Orthodoxie ist ein Gespötte worden,“ schreibt er, „man begnügt sich mit einer lieblichen Quintessenz, die man aus dem Christentume gezogen hat, und weicht allem Verdachte der Freidenkerei aus, wenn man von der Religion überhaupt nur fein enthusiastisch zu schwatzen weiß. Behaupten Sie z. E., daß man ohne Religion kein rechtschaffener Mann sein könne, und man wird Sie von allen Glaubensartikeln denken und reden lassen, wie Sie immer wollen. Haben Sie vollends die Klugheit, sich gar nicht darüber auszulassen, alle sie betreffenden Streitigkeiten mit

einer frommen Bescheidenheit abzulehnen, o, so sind Sie vollends ein Christ, ein Gottesgelehrter, so völlig ohne Tadel, als ihn die feinere religiöse Welt nur immer verlangen wird." Besonders geriet Lessing in Harnisch, als er in dieser Zeitschrift die Behauptung las, daß Rechtschaffenheit ohne Religion nicht wohl denkbar sei. Der „Nordische Aufseher" behauptete es „mit einem entscheidenden Tone" und bewies es „durch weiter nichts als seinen entscheidenden Ton", ein Kunstkniff, der auf seiten unduldsamer Finsterlinge oft angewandt wird. Lessing weist glänzend das Verfehlte dieses „Fechterstreiches" nach. Weiterhin kennzeichnet er das schriftstellerische Gebahren des Herausgebers Cramer folgendermaßen: „Viel Worte machen, einen kleinen Gedanken durch weitschweifende Redensarten aufschwellen, labyrinthische Perioden flechten, bei welchen man dreimal Atem holen muß, ehe man einen ganzen Sinn fassen kann, das ist überhaupt die vorzügliche Geschicklichkeit" Cramers. „Sein Stil ist der schlechte Kanzelstil eines seichten Homileten, der nur deswegen solche Pneumata herpredigt, damit die Zuhörer, ehe sie ans Ende derselben kommen, den Anfang schon mögen vergessen haben und ihn deutlich hören können, ohne ihn im geringsten zu verstehen." Cramer und seine Gesinnungsgenossen schwiegen nicht dazu. Besonders erregte sich der hitzige Basedow, später der Schöpfer des Dessauer Philanthropins, damals Professor in Sorö. Aber Lessing wußte ihn in überlegener Weise abzuführen.

Lessings Hauptanteil an den Literaturbriefen reicht bis 1760. Dann trat Thomas Abbt an seine Stelle, war aber nicht imstande, ihnen die Bedeutung, die Lessing ihnen zu geben verstand, zu wahren. Unter der Leitung der Resewitz, Grillo, Sulzer glich dies einst berühmte Unternehmen einem toten Körper, der, galvanisiert, nur noch einige Zuckungen verriet. Herder skizzierte die Tätigkeit der drei wichtigsten Mitarbeiter an den Literaturbriefen dahin: „Feurig stieß Fll.

(Lessing) an; der philosophische D. (Mendelssohn) griff ins Rad, um es im Schwunge zu mäßigen; der planvolle B. (Abbt) brachte es nach einigem Stocken hin und wieder aufs neue in den Lauf, bis es, wie mir vorkommt, in den letzten Teilen schon ablaufen will."

Elftes Kapitel.

Breslau und „Minna von Barnhelm".

Seit ungefähr zweieinhalb Jahren weilte Lessing wieder in der preußischen Hauptstadt, als ihn abermals jener unbezähmbare Wandertrieb überfiel, der ihn kreuz und quer durchs Leben führte. Doch lagen die Ursachen für seinen Aufbruch von Berlin diesmal tiefer als vorher.

Zwar hatte er hier einen nach mancher Seite hin angenehmen Verkehr gefunden. Er war überhaupt eine äußerst gesellige Natur, deren bestechende Unterhaltungsgaben seine Freunde Mendelssohn und Ramler — und nicht nur diese zwei — entzückte. Die Wände der „Baumannshöhle", eines Weinkellers, würden, wenn sie reden könnten, manch lustiges Stück aus Lessings Leben zu erzählen wissen. „Ich kann mich hier," schreibt Lessings Zechkumpan Ramler an Gleim (11. April 1759), „mit Herrn Lessing abrufen oder wenigstens absehen, wenn ich mit ihm Ihre Gesundheit trinken will. Wir hängen alsdann ein rotes Band aus; das ist das Signal zur Ausflucht in die Baumannshöhle; denn Sie müssen wissen, der Küfer heißt Baumann." Auch der Montagsklub, sowie der neugegründete Freitagsklub wurden von Lessing gern aufgesucht. Als er in Breslau war, dachte er gern an diese Zusammenkünfte zurück. „Und nun? Was machen unsre Freunde?"

fragt er Ramler (6. Dez. 1760). „Was macht mein lieber Gasc und sein Haus? Empfehlen Sie mich ihm, ihr, seinen Kindern und allen, mit welchen wir in Ihrer Gesellschaft so manches Mal lustig gewesen sind, vornehmlich der Madame Theebusch [einer tüchtigen Malerin]. Und alsdann unsern Klub nicht zu vergessen! Alle Freitag Abends klopft mir das Herz, und ich weiß nicht, was ich darum gäbe, wenn ich mich noch jetzt alle Wochen einmal in Gesellschaft so vieler rechtschaffener Leute satt essen, satt lachen und satt zanken könnte, besonders über Dinge satt zanken könnte, die ich nicht verstehe. Mein großes Kompliment an die Herren Quanz und Agricola [beide Musiker].“

Andrerseits fehlte es in Berlin aber auch nicht an Stoff zur Unzufriedenheit. Die Literaturbriefe hatten sein Selbstgefühl gestärkt und seinen Namen als den eines geachteten und gefürchteten Kritikers in weite Kreise getragen. Nichts aber war Lessing mehr zuwider, als sich zum Haupte einer Berliner Clique herzugeben; hatte er doch eben erst manchen Waffengang gegen schriftstellerische Verbrüderungssucht, die ein Krebsschaden des literarischen Lebens war, unternommen. Ferner verübelte Gleim es ihm, daß Lessing mit seinen Untersuchungen über das Wesen der Fabel gegen Lafontaine aufgetreten war, und Ramler schlug so ziemlich in dieselbe Kerbe: Lessings Abhandlungen über die Fabel wären besser ungedruckt geblieben, besonders weil Batteux darin scharf angegriffen wurde. Aber Lessing greife eben alle Welt an. „Ich weiß, daß Herr Lessing seine Meinung sagen und durch Unterdrückung sich Luft schaffen und Platz machen will. Diese Natur ist nicht auszutreiben. Er kann unmöglich in Schriften derjenige gelinde, nachgebende, lustige Gesellschafter sein, der er im Leben ist.“ (Ramler an Gleim.) Ramler hatte nämlich Batteux übersetzt.

Dazu kamen die unruhigen Zeitläufte. Berlin hatte schwer

unter dem Siebenjährigen Kriege zu leiden. Wiederholt sah die Stadt in ihren Mauern fremde Krieger, besonders Russen, welche sie brandschatzten und mit der ihnen eignen barbarischen Gewalttätigkeit die Bürger in Angst und Schrecken versetzten. Im Oktober 1760 drangen Österreicher und Russen (unter General Tottleben) abermals in die preußische Hauptstadt, und Lessing ward Zeuge von dem greuelvollen Racheakt, dem Mitarbeiter an der Vossischen und Spenerschen Zeitung zum Opfer fielen: General Tottleben hatte sie, weil sie sich über die Russen abfällig geäußert, zum Spießrutenlaufen verurteilt und erließ ihnen diese schmachvolle Strafe erst, nachdem sie im Wachlokal und auf dem Transport zum Richtplatz infolge der gemeinen Behandlung geradezu Folterqualen ausgestanden.

Das alles trug dazu bei, Lessing den Aufenthalt in der Spreestadt zu verleiden.

Im November 1760 verschwand er plötzlich aus Berlin, seiner Gewohnheit gemäß ohne Wissen seiner Freunde; nicht einmal seine Wohnung hatte er gekündigt. Nur Voß war vielleicht ins Vertrauen gezogen. Kurz vor dem Weggange Lessings war ihm eine Ehre zu teil geworden, die ihn kalt ließ: er war als Mitglied in die Akademie aufgenommen. Auffallenderweise sprachen Berliner Zeitungen, welche die königliche Bestätigung dieser Neuwahlen bekannt gaben, davon, daß „in Betrachtung des wiederholten Ansuchens verschiedener Gelehrten, welche schon seit geraumer Zeit ein Verlangen bezeigt haben, zu auswärtigen Mitgliedern aufgenommen zu werden", acht gewählt seien: als letzter ward Lessing genannt. Dieser, der jene Ehre weder gesucht, noch ein Verlangen danach „bezeigt", war überrascht, als ein Brief Mendelssohns ihm diese Wahl mitteilte, in welcher Lessing unter den gegebenen Verhältnissen eine Auszeichnung nicht sehen konnte. Sie erfreute ihn deshalb wenig, wie er auch Sulzer nicht grollte, der sich bei dieser Angelegenheit nicht gentlemanlike benommen.

Lessing ging nach Breslau zum Generalleutnant Boguslaw Friedrich von Tauenzien (1710—1791), Vater des preußischen Generals von Tauenzien, der bei Großbeeren und Dennewitz ruhmreich stritt und wegen seiner heldenhaften Erstürmung und Einnahme Wittenbergs (13.—14. Jan. 1814) den Ehrennamen „von Wittenberg" erhielt. Tauenzien, der Held von Breslau, war mit Leib und Seele seinem Könige so ergeben, daß Lessing das schöne Wort von ihm sagen konnte: wäre Friedrich der Große so unglücklich geworden, sein ganzes Heer unter einem Baum versammeln zu können, General Tauenzien hätte gewiß unter diesem Baume gestanden.

Lessing hatte, als Kleists Freund, diesen robusten Kriegsmann, einen Preußen von Mark und Gesinnung, in Leipzig kennen gelernt. Tauenzien gebrauchte einen Gouvernementssekretär, und Lessing erhielt diese Stelle. Auf der Hinreise machte er in Frankfurt Halt, um das Grab seines lieben, unvergeßbaren Kleist zu besuchen. „Die Geschichte dieser Wallfahrt," schrieb Lessing an Ramler (6. Dez. 1760), „verdient einen eignen Brief; Sie sollen ihn ehestens haben." Lessing ist nicht dazu gekommen, sein Versprechen zu halten.

Sein Sinnen und sein Denken ward in Breslau von dem, was er sah und hörte, und von seinen Amtsgeschäften anfangs ganz in Beschlag genommen. Der Übergang in seinen neuen Wirkungskreis war zu unvermittelt, zu schroff, als daß er selbst auf eine so elastische Natur, wie unser Dichter sie besaß, ohne Folgen bleiben konnte. Die Zeit, da Lessing sich in die neuen Verhältnisse einleben mußte, brachte manche Stunde des Unmuts. Breslau war der Mittelpunkt der im Siebenjährigen Kriege heiß umstrittenen preußischen Provinz. Zwar hatte, wie man weiß, Lessing als Afraner in Meißen, dann in Leipzig und letzthin in Berlin das zügellose Schalten und Walten der Kriegsgeißel aus persönlicher Anschauung, ja zum Teil am eignen Leibe kennen gelernt. Aber hier in Breslau brandete und

gärte die Unruhe der in Waffen starrenden Zeit doch unmittelbarer, geräuschvoller, sinnfälliger. Die Vorstädte der alten Wratislawia lagen in Schutt und Asche; Verwüstung und Zerstörung hier und da. Lessing befand sich in einer zerrissenen Stimmung. Der Ausfluß einer solchen trüben Stunde ist sein Brief vom 6. Dezember 1760 an Ramler, worin es heißt: „Sie werden sich vielleicht über meinen Entschluß wundern. Die Wahrheit zu gestehen, ich habe jeden Tag wenigstens eine Viertelstunde, wo ich mich selbst darüber wundre. Aber wollen Sie wissen, liebster Freund, was ich alsdann zu mir selbst sage? Narr, sage ich und schlage mich an die Stirn, wann wirst du anfangen und mit dir selbst zufrieden zu sein? Freilich ist es wahr, daß dich eigentlich nichts aus Berlin trieb; daß du die Freunde hier nicht findest, die du da verlassen; daß du weniger Zeit haben wirst, zu studieren. Aber war das nicht alles dein freier Wille? Warst du nicht Berlins satt? Glaubtest du nicht, daß deine Freunde deiner satt sein müßten? Daß es bald mal wieder einmal Zeit sei, mehr unter Menschen als unter Büchern zu leben? Daß man nicht bloß nur den Kopf, sondern nach dem dreißigsten Jahr auch den Beutel zu füllen bedacht sein müsse? Geduld! Dieser ist geschwinder gefüllt als jener. Und alsdann, alsdann bist du wieder in Berlin, bist du wieder unter deinen Freunden und studierst wieder. O, wenn dieses alsdann schon morgen wäre!" An Moses Mendelssohn schrieb Lessing (7. Dez. 1760): „Ich reiste mit allem Bedacht aus Berlin, ohne von Ihnen Abschied zu nehmen, weil ich mich nicht der Gefahr aussetzen wollte, die Torheit meines Entschlusses auf einmal in ihrem völligen Licht zu sehen. Die Reue wird ohnedem nicht außen bleiben, eine so gänzliche Veränderung meiner Lebensart in der bloßen Absicht, mein sogenanntes Glück zu machen, vorgenommen zu haben."

Lessing hat den Aufenthalt in Breslau nicht zu bereuen

brauchen: diese Zeit ist für seine geistige Entwicklung von weittragender Bedeutung geworden. Zwar klagte er gelegentlich wohl einmal an Mendelssohn (30. März 1761), daß er in einen Zirkel leerer gesellschaftlicher Vergnügungen hineingezaubert sei, daß Zerstreuungen über Zerstreuungen die stumpf gewordene Seele zerrütten würden, daß geistlose Beschäftigung ihn mehr ermüde, als das anstrengendste Studium, und mürrisch bleibt das Blatt auch gegen den Schluß hin: „Ach, liebster Freund, Ihr Lessing ist verloren! In Jahr und Tag werden Sie ihn nicht mehr kennen, er selbst sich nicht mehr. O meine Zeit, meine Zeit, mein Alles, was ich habe — sie so, ich weiß nicht, was für Absichten aufzuopfern! Hundertmal habe ich schon den Einfall gehabt, mich mit Gewalt aus dieser Verbindung zu reißen. Doch, kann man einen unbesonnenen Streich mit dem andern wieder gut machen? — Aber vielleicht habe ich heute nur einen so finstern Tag, an welchem sich mir nichts in seinem wahren Lichte zeigt."

Lessing kam in der Folge zu einer gerechtern Auffassung und Beurteilung seiner neuen Lebenslage, die ihm manche Vorteile gegenüber früher gewährte. Schon in wirtschaftlicher Hinsicht war er nicht ungünstig gestellt, und diese Tatsache, sowie die mannigfachen geistigen Anregungen, wozu auch das Theater gehörte (der vielgefeierte Hanswurst Schuch mit seiner Truppe gab in Breslau Gastrollen), und gesellschaftliche Zerstreuungen, für die Lessing durchaus empfänglich war, trugen dazu bei, daß der Aufenthalt in der alten Slawenstadt ihm auf die Dauer weit besser gefiel, als er vorausgesehen.

Tauenzien war Generalmünzdirektor und bedurfte für die Verwaltung dieses Amtes eines zuverlässigen Gehilfen. Lessing erwies sich als solcher. Friedrich der Große war nämlich nachgerade in schwere Geldnot geraten. Die ihm von England in Aussicht gestellten Hülfsgelder liefen spärlich oder gar nicht ein; 1761 versiegte diese Quelle gänzlich. Er mußte seine

Zuflucht zu dem mehr als verfänglichen Mittel der Münzverschlechterung nehmen, so daß schließlich ein Dukaten wohl mit neun Talern bezahlt ward. Für Lessing, durch dessen Hände nicht selten die Fäden der verschiedenen Finanzoperationen liefen, wäre es ein Leichtes gewesen, dabei an seine eigne Tasche zu denken. Wie mancher Beamte in ähnlicher Lage hat sich damals kein Gewissen daraus gemacht, seine Börse zu füllen, und ist doch im Besitze seiner bürgerlichen Ehre geblieben. Lessings Gewissen und Gesinnung waren zu peinlich streng, um sich auf diese Weise zu bereichern. Er blieb arm. Was er von seinem einwandfreien Verdienst nicht für des Lebens Nahrung und Notdurft gebrauchte, floß teils nach Kamenz und diente teils dazu, ältere Verpflichtungen einzulösen, sowie seine Genußfreudigkeit am Dasein zu erhöhen. Dahin gehörte in erster Linie seine Liebhaberei für Bücher, von denen er sich eine vorzügliche Sammlung anlegte. Dahin gehört ferner seine Bereitwilligkeit, Dürftigen helfend unter die Arme zu greifen, wobei es ihn wenig bekümmerte, wenn auch einmal ein Unwürdiger etwas einheimste. Seine Bedienten kannten diese Schwäche ihres Herrn und wußten sie weidlich auszubeuten. Dahin gehörte drittens sein gesellschaftlicher Umgang. Viel verkehrte er mit Offizieren, von denen es in Breslau wimmelte, und manche Nacht wurde im Kreise wackrer Brüder durchzecht und durchjubelt. Nicht selten mag Lessing auch am Hazardspiel teilgenommen haben, zu welchem man griff, hatte sich die Unterhaltung erschöpft. Tauenzien hatte ihn dringend vor den Karten gewarnt, Mendelssohn riet ihm ebenfalls, die Hand davon zu lassen. Lessing selbst hat zugegeben, in Breslau oft und hoch gespielt zu haben. Tauenzien habe er auf dessen Warnung geantwortet, es sei einerlei, ob man hoch oder niedrig spiele; ja, das hohe Spiel habe den Vorteil, daß es die Aufmerksamkeit erhalte, das kleine zerstreue sehr leicht. In seinen „Selbstbetrachtungen“ ließt

man: „Ich werde nicht eher spielen, als bis ich niemand finden kann, der mir umsonst Gesellschaft leistet. Das Spiel soll den Mangel der Unterhaltung ersetzen. Es kann daher nur denen erlaubt sein, die Karten beständig in Händen zu haben, die nichts als das Wetter in ihrem Munde haben.“ Einer seiner Freunde beobachtete ihn einmal am Pharaotisch und sah, wie ihm die Schweißtropfen von der Stirn herunterliefen. Auf dem gemeinsamen Heimwege machte er ihm gutgemeinte Vorstellungen: er werde nicht nur seine Börse, sondern auch seine Gesundheit ruinieren. „Gerade das Gegenteil,“ antwortete Lessing. „Wenn ich kaltblütig spielte, würde ich gar nicht spielen; ich spiele aber aus Grunde so leidenschaftlich. Die heftige Bewegung setzt meine stockende Maschine in Tätigkeit und bringt die Säfte in Umlauf; sie befreit mich von einer körperlichen Angst, die ich zuweilen leide.“ Lessing ist der Neigung zum Spiel bis an sein Lebensende treu geblieben; in der Wolfenbüttler Einsamkeit hat er es schwer entbehrt. Da versuchte er sein Glück in der Lotterie, was in den Briefen von und an Eva König oft Gegenstand der Unterhaltung ist. In Breslau hielt das Spiel ihn oft bis zu später Stunde in Atem, so daß, wie Guhrauer der Sage abgelauscht hat, sein über den Nachtwandler empörter Hauswirt, ein philiströser Pfefferkuchenbäcker in der Schweidnitzerstraße, allerlei wunderlich verrenkte Gestalten aus Teig buk und verkaufte, auf denen „Gotthold Ephraim Lessing“ zu lesen war — ein süßer Steckbrief!

Wie einst in Leipzig, zur Zeit seines ersten Aufenthaltes, so ließ sich Lessing jetzt in Breslau von dem mächtigen Strom des wirklichen Lebens treiben und machte sein Wort an Ramler wahr, daß er mehr unter Menschen als unter Büchern leben wolle. Goethe, der große Lebenskünstler, welcher für diese Seite in dem Wesen Lessings ein auf eigner Erfahrung beruhendes Verständnis besaß, sagt darüber: „Lessing, der im

Gegensatz zu Klopstock und Gleim die persönliche Würde gern wegwarf, weil er sich zutraute, sie jeden Augenblick wieder ergreifen und aufnehmen zu können, gefiel sich in einem zerstreuten Wirtshaus- und Weltleben, da er gegen sein mächtig arbeitendes Innere stets ein gewaltiges Gegengewicht brauchte, und so hatte er sich auch in das Gefolge des Generals Tauenzien begeben." Lessing konnte um so eher auf eine Erweiterung und Vertiefung seiner Welt- und Menschenkenntnis bedacht sein, als sein Amt ihm kein Übermaß von Pflichten auferlegte. Diese erfüllte er in richtigem Geiste; Beweis ist der Brief des angesehenen Breslauer Kaufmanns Thomas Thomsen an Lessing (vom 8. Dezember 1773), worin eine Stelle lautet: „Ew. Wohlgebornen haben mir viele Beweise von dero ausnehmenden Freundschaft erwiesen, da unser Breslau noch die Ehre hatte, Sie bei uns zu sehen. Ihnen hat unsre Stadt viel zu danken; Sie waren ein mächtiger Vorsprecher bei Sr. Excellenz, unserm liebenswürdigen Generalleutnant von Tauenzien." Über seine tägliche Lebensweise verdankt man dem Breslauer Rektor Klose treffliche Mitteilungen. Danach füllten amtliche Geschäfte den größten Teil des Vormittags aus. Die freien Stunden bis zum Essen dienten der Beschäftigung mit Wissenschaft und Dichtkunst. Um vier Uhr Nachmittags kam er meistens von Tauenzien, mit dem er zu speisen pflegte, besuchte dann eine Buchhandlung oder eine Auktion, ging aber häufiger nach Hause, wo er eine Art Sprechstunde für Unterstützungsbedürftige abhielt. Der Abend fand ihn im Theater und hernach am Spieltisch. Nicht selten kam er spät nach Hause.

Der Thronwechsel in Petersburg 1762 — die Kaiserin Elisabeth, Friedrichs unversöhnliche Feindin, starb, und Peter III. ward noch im Jahre seines Regierungsantrittes von seiner Gemahlin Katharina gefangen gesetzt und von ihren Günstlingen Gregor und Alexei Orlow erdrosselt — gab in seinen

Folgen Veranlassung, daß Lessing Breslau verließ und im Felde tätig sein mußte. Tauenzien begann im Juli 1762 die Belagerung der Festung Schweidnitz und führte sie mit Erfolg durch. Das Hauptquartier lag während der Einschließung der Stadt teils in Teichenau, teils in Peile. Aus diesem Orte erließ Lessing am 22. Oktober 1762 ein überaus lustiges Schreiben an Nicolai: „Peile, in Eile. Wissen Sie, wo das liegt? Ich wollte, daß ich es auch nicht wüßte." Lessing will in diesem übermütigen Brief seinen Freund Nicolai jeden Nachmittag, solange die Baumgartensche Auktion dauert, auf ein paar Stunden von der „grünen Seite" seiner Frau Elisabeth Makarie loseisen, damit Nicolai Bücher für ihn kaufe. „Die verdammten Bücher! — Werden Sie nicht ungehalten, Madame; für sich soll er kein Blatt erstehen. Wer Frau und Kinder zu versorgen hat, muß freilich sein Geld klüger anwenden. Aber unsereins; ich bin so ein Ding, was man Hagestolz nennt. Das hat keine Frau; und wenn es schon dann und wann Kinder hat, so hat es doch keine zu versorgen. — Was machte ich mit dem Gelde, wenn ich nicht Bücher kaufte? Schlecht Geld ist es ohnedies, herzlich schlecht Geld, so schlecht, daß man sich ein Gewissen daraus machen muß, seine alten Schulden damit zu bezahlen. Denn sonst könnte ich es auch dazu anwenden. Aber behüte Gott! — Lieber mögen meine alten Schulden bis auf das alte Geld meiner lieben künftigen Frau warten. — Denn ich bin ein Hagestolz, der es nicht ewig bleiben soll. Das Exempel unsrer Freunde ist ansteckend."

Im Juli und August 1763 — der langersehnte Friede war endlich zu Hubertusburg unterzeichnet worden — weilte Lessing als Tauenziens Begleiter in Potsdam. Der alte Haudegen, der seinem Könige schätzbare Dienste geleistet, empfing ehrlich erworbene Lorbeeren: er ward von Friedrich dem Großen zum Gouverneur der siegreich behaupteten Provinz ernannt und noch in andrer Weise ausgezeichnet. Auf Lessing fiel kein

Strahl königlicher Gunsterweisung. Im Oktober ging er nach Breslau zurück, nachdem er die Berliner Bekanntschaften aufgefrischt hatte.

Im Sommer des folgenden Jahres ward er von einem hitzigen Fieber befallen, wobei sein Arzt Dr. Morgenbesser, ein eingefleischter Verehrer Gottscheds, ihn mehr mit seinem Geschwätz über diesen Herrn quälte als mit Arzeneien. Lessing schrieb dieser Krankheit eine tiefere Heilskraft zu. So sagte er zu Ramler (5. August 1764): „Krank will ich wohl einmal sein; aber sterben will ich deswegen noch nicht. Ich bin so ziemlich wieder hergestellt, außer daß ich noch mit häufigem Schwindel beschwert bin. Ich hoffe, daß sich auch dieser bald verlieren soll, und alsdann werde ich wie neugeboren sein. Alle Veränderungen unseres Temperamentes, glaube ich, sind mit Handlungen unsrer animalischen Ökonomie verbunden. Die ernstliche Epoche meines Lebens naht heran; ich beginne ein Mann zu werden und schmeichle mir, daß ich in diesem hitzigen Fieber den letzten Rest meiner jugendlichen Torheiten verrast habe. Glückliche Krankheit! Ihre Liebe wünscht mich gesund; aber sollten sich wohl Dichter eine athletische Gesundheit wünschen? Sollte der Phantasie, der Empfindung nicht ein gewisser Grad von Unpäßlichkeit weit zuträglicher sein? Die Horaze und Ramler wohnen in schwächlichen Körpern; die gesunden Theophile [der breitschultrige Schauspieler Theophilus Döbbelin] und Lessinge werden Spieler und Säufer. Wünschen Sie mich also gesund, lieber Freund, aber womöglich mit einem kleinen Denkzeichen gesund, mit einem kleinen Pfahl im Fleische, der den Dichter von Zeit zu Zeit den hinfälligen Menschen empfinden läßt und ihm zu Gemüte führe, daß nicht alle Tragici wie Sophokles neunzig Jahr alt werden, aber wenn sie es auch würden, daß Sophokles auch an die neunzig Trauerspiele gemacht hat und ich erst ein einziges! Neunzig Trauerspiele! auf einmal überfällt mich ein Schwindel!"

Doch scheint die Krankheit üblere Folgen gehabt zu haben, als man aus diesem muntern Briefe zu entnehmen geneigt ist. Denn schon in seinem nächsten Schreiben an Ramler äußert Lessing: Kränkeln sei schlimmer als Krankheit. „Ein ärgerliches Leben, wenn man auf ist und vegetiert und für gesund angesehen wird, ohne es zu sein. Ich war vor meiner Krankheit in einem Train zu arbeiten, in welchem ich selten gewesen bin. Noch kann ich nicht wieder hineinkommen, ich mag es anfangen, wie ich will. Ich brenne vor Begierde, die letzte Hand an meine Minna von Barnhelm zu legen, und doch wollte ich auch nicht gern mit halbem Kopfe daran arbeiten. Ich habe Ihnen von diesem Lustspiel nichts sagen können, weil es wirklich eins von meinen letzten Projekten ist. Wenn es nicht besser als alle meine übrigen Stücke wird, so bin ich entschlossen, mich mit dem Theater gar nicht mehr abzugeben" (20. Aug. 1764). Lessing entfaltete eine rege Tätigkeit. Die Zeit vor und nach seiner Krankheit war eine Periode kräftigender Sammlung, stillen Reifens. Man braucht nur den „Laokoon" und die „Minna von Barnhelm", welche mit Lessings Aufenthalt in Breslau untrennbar verbunden sind, zu nennen, um zu erkennen, daß diese Stadt einen Markstein in seinem Leben bezeichnet. Außerdem beschäftigte er sich hier eingehender mit Spinoza und gab sich kirchengeschichtlichen Studien hin, wobei Klose sein Genosse war. Neben diesem half auch der Rektor Arletius, Vorsteher der bedeutenden Rhedigerischen Büchersammlung, den Wissensdurst und Forschertrieb Lessings befriedigen. Mit Klose gemeinsam durchstöberte Lessing die Klöster und Bibliotheken Breslaus nach Bücherschätzen und Handschriften. Klose berichtet auch, daß Lessing seinen „Faust" nicht aus den Augen verlor und mehrere dramatische Pläne entwarf, u. a. zu seinem Trauerspiel „Alcibiades". Die Skizze zu seiner „Minna von Barnhelm" entstand „in heitern Frühlingsmorgenstunden" im Göldnerschen Garten, der jetzt nicht mehr vorhanden ist.

Zu welcher Zeit und unter welchen Umständen Lessing sein Amt bei Tauenzien aufgab, ist nicht festzustellen. Seine Familie in Kamenz wähnte ihn in äußerst günstigen Vermögensverhältnissen und streckte immer wieder die Hände nach seiner Börse aus. Lessing tat, was er konnte, ohne freilich im stande zu sein, den Riß zu stopfen. Das Sorgenkind der pfarrherrlichen Leute war Gottlob, ein nachlässiger und träger Bursche, der den Seinen schweren Kummer bereitete. Man stellte an Gotthold das Ansinnen, diesen lockren Zeisig zu sich zu nehmen, was Lessing jedoch ablehnen mußte. Aber den Vater unterstützte er nach Kräften. Die elterliche Zumutung, seine Stellung mit Rücksicht auf die Unterstützung der Familie beizubehalten, wies der Sohn von sich. Am 30. November 1763 schrieb er im Vollbewußtsein der Aufgaben, die seiner harrten, dem Vater: „Ich hoffe nicht, daß Sie mir zutrauen werden, als hätte ich mein Studieren an Nagel gehangen und wolle mich bloß elenden Beschäftigungen de pane lucrando [um Brot zu erwerben] widmen. Ich habe mit diesen Nichtswürdigkeiten nun schon mehr als drei Jahre verloren. Es ist Zeit, daß ich wieder in mein Gleis komme. Alles, was ich durch meine jetzige Lebensweise intendiert habe, das habe ich erreicht: ich habe meine Gesundheit so ziemlich wieder hergestellt, ich habe ausgeruht und mir von dem Wenigen, was ich ersparen können, eine treffliche Bibliothek angeschafft, die ich mir nicht umsonst angeschafft haben will." Die Sehnsucht nach andern Lebensverhältnissen verließ ihn nicht mehr. Unterm 13. Juni 1764 — Lessing war noch Sekretär, Tauenzien war krank, und die Entscheidung verzögerte sich — schrieb er nach Kamenz, er sei „mehr wie jemals entschlossen, von aller Bedienung, die nicht vollkommen nach meinem Sinne ist, zu abstrahieren. Ich bin über die Hälfte meines Lebens, und ich wüßte nicht, was mich nötigen könnte, mich auf den kürzern Rest desselben noch zum Sklaven zu machen. Ich schreibe Ihnen dieses, liebster Vater,

und muß Ihnen dieses schreiben, damit es Sie nicht befremde, wenn Sie mich in kurzem wiederum von allen Hoffnungen und Ansprüchen auf ein fixiertes Glück, wie man es nennt, weit entfernt sehen sollten. Ich brauche nur noch einige Zeit, mich aus allen den Rechnungen und Verwirrungen, in die ich verwickelt gewesen, herauszusetzen, und alsdann verlasse ich Breslau ganz gewiß. Wie es weiter werden wird, ist mein geringster Kummer. Wer gesund ist und arbeiten will, hat in der Welt nichts zu fürchten. Sich langwierige Krankheiten und ich weiß nicht was für Umstände befürchten, die einen außer stand zu arbeiten setzen können, zeigt ein schlechtes Vertrauen auf die Vorsicht. Ich habe ein beßres und habe Freunde."

Die „Minna von Barnhelm" ist das ragende Zeugnis für den Lessing der Breslauer Jahre. Das Stück ist untrennbar mit dem Inhalt seines Lebens in der Oderstadt verbunden. 1763 griff Lessing die Idee zu dem Stücke auf, 1764 skizzierte er es energisch, und im nächsten Jahre besprach er, wie Nicolai bekundet, jeden Akt mit Ramler, indem er sein Versprechen hielt: „Sie sollen der Erste sein, von dem ich mein Urteil erwarte!" Nicolai schreibt: Lessing „brachte Ramler jeden Akt, las ihm solchen selbst vor und ließ ihn so lange in seinen Händen, bis er ihm den folgenden Akt vorlesen konnte. Es war dabei ausgemacht worden, daß Ramler in jeden Akt ein Zettelchen mit Kritik oder Vorschlägen zur Verbesserung legen sollte. Lessing nahm diese auch freundschaftlich an, bis auf zwei oder drei, worin er seinen Willen haben wollte." 1767 wanderte die Handschrift in die Druckerei, und im nächsten Jahre ward es aufgeführt.

Ist Lessings „Miß Sara Sampson" das erste deutsche bürgerliche Trauerspiel, so ist seine „Minna von Barnhelm" das erste deutsche Lustspiel, und zwar ein Lustspiel, von dem man, ohne engherzig zu sein, sagen kann, daß es bis heute ein

unerreichtes Muster geblieben ist. Die eigenartige Bedeutung dieses Stückes hat Altmeister Goethe im siebenten Buch seiner Autobiographie ein für allemal dahin festgestellt: „Der erste wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt kam durch Friedrich den Großen und die Taten des Siebenjährigen Krieges in die deutsche Poesie. Jede Nationaldichtung muß schal sein oder schal werden, die nicht auf dem Menschlich-Ersten beruht, auf den Ereignissen der Völker und ihrer Hirten, wenn beide für einen Mann stehn. — Eines Werks aber, der wahrsten Ausgeburt des Siebenjährigen Krieges, von vollkommenem norddeutschem Nationalgehalt muß ich hier vor allen ehrenvoll erwähnen: es ist die erste aus dem bedeutenden Leben gegriffene Theaterproduktion, von spezifisch temporärem Gehalt, die deswegen auch eine nie zu berechnende Wirkung tat: Minna von Barnhelm. — Man erkennt leicht, wie genanntes Stück zwischen Krieg und Frieden, zwischen Haß und Neigung erzeugt ist. Diese Produktion war es, die den Blick in eine höhere, bedeutendere Welt aus der literarischen und bürgerlichen, in welcher sich die Dichtkunst bisher bewegt hatte, glücklich eröffnete. Die gehässige Spannung, in welcher Preußen und Sachsen sich während dieses Krieges gegeneinander befanden, konnte durch die Beendigung desselben nicht aufgehoben werden. Der Sachse fühlte nun erst recht schmerzlich die Wunden, die ihm der überstolz gewordene Preuße geschlagen hatte. Durch den politischen Frieden konnte der Friede zwischen den Gemütern nicht sogleich hergestellt werden. Dieses aber sollte gedachtes Schauspiel im Bilde bewirken. Die Anmut und Liebenswürdigkeit der Sächsinnen überwindet den Wert, die Würde, den Starrsinn der Preußen, und sowohl an den Hauptpersonen als an den Subalternen wird eine glückliche Vereinigung bizarrer und widerstrebender Elemente kunstgemäß dargestellt." In diesen Worten sind zugleich die Grundlinien für die Würdigung des Stückes gezogen.

„Minna von Barnhelm" wurzelt in den Anschauungen, welche durch den Siebenjährigen Krieg bedingt sind; nicht umsonst führt es den Untertitel: „oder das Soldatenglück". Zeitgeschichtliche Tatsachen sind darin verwoben. Der Major von Tellheim, vielfach ein Spiegelbild Lessings, trägt Züge des preußischen Majors Ewald von Kleist, wenngleich der Name dem Dragonermajor Marschall von Bieberstein entlehnt sein könnte, der wegen seiner Trefflichkeit als Pistolenschütze inmitten seiner Kameraden „Tell" hieß. Er war es auch, der sich ähnlich edelmütig gegen die Stadt Lübben 1761 benahm, wie Tellheim gegen die sächsischen Stände, als er die Kriegssteuer eintreiben sollte. In der vom Bürgermeister Neumann veröffentlichten Geschichte Lübbens liest man, daß Friedrich diese Stadt 1761 mit einer Kontribution von zwanzigtausend Taler belegte, zahlbar innerhalb drei Tage, und daß Marschall von Bieberstein diese Summe, weil die Stadt sie nicht so schnell zahlen konnte, vorschoß, um die von Friedrich angedrohten Gewaltmaßregeln nicht anwenden zu müssen. Der Wachtmeister Paul Werner mag nach dem preußischen Generalleutnant Paul von Werner getauft sein, von welchem Nicolai (allerdings als ein „einfältiges Märchen") berichtet, daß Friedrich der Große während der Schlacht von Mollwitz von einem österreichischen Husaren verfolgt ward und, als dieser ihn schon fast erreicht hatte, plötzlich Kehrt machte und den Feind herankommen ließ. Der König soll zu dem Reiter gesagt haben, ihn ziehen zu lassen, er wolle ihn belohnen. Der Husar kannte Friedrich nach seinen Bildnissen, senkte den Säbel und erwiderte: „Topp! nach dem Kriege!" Er ward später preußischer Generalleutnant, Chef eines Husarenregiments und Ritter des großen preußischen Ordens. Sein Name war Paul Werner. Eine geschichtliche Person dieses Namens war wirklich vorhanden. — Das Stück spielt im Wirtshaus „Zum König von Spanien" in Berlin. Garves Mutter, die es von Lessing selbst

gehört haben will, behauptet, daß die Handlung des Stückes in ihren Hauptzügen sich im Gasthof zur goldenen Gans in Breslau wirklich ereignet habe. Solcher verabschiedeter Offiziere, wie Tellheim einer ist, gab es nach dem Friedensschluß viele. Es war tatsächlich so, wie Tellheim, bitter werdend, sagt: „Es ist gekommen, wie es kommen mußte. Die Großen haben sich überzeugt, daß ein Soldat aus Neigung für sie ganz wenig, aus Pflicht nicht viel mehr, aber alles seiner eignen Ehre wegen tut. Was können sie ihm also schuldig zu sein glauben? Der Friede hat ihnen mehrere meinesgleichen entbehrlich gemacht: und am Ende ist ihnen niemand unentbehrlich." Und im neunten Auftritt des fünften Aktes sagt Tellheim: „Die Dienste der Großen sind gefährlich und lohnen der Mühe, des Zwanges, der Erniedrigung nicht, die sie kosten." Wirklich wurden 1763 ungefähr zwei Drittel der seit Beginn des Krieges entstandenen Freibataillone aufgelöst und Mannschaften und Offiziere einfach heimgeschickt, ohne daß sie entschädigt wurden. Dieses Los hat auch Tellheim, der Führer eines solchen Bataillons war, getroffen. Ebenso ist der Prinz Heraklius, der die Phantasie des knorrigen Wachtmeisters Werner angenehm beschäftigt, eine geschichtliche Persönlichkeit. Er war ein Zeitgenosse Friedrichs des Großen, befreite sich von dem persischen Joche und machte sich zum König über Ost-Georgien. Von seinen Taten mag, wenn auch in märchenhafter Übertreibung, manches zu dem kriegslustigen Paul Werner gedrungen sein, der über die einfältige Unwissenheit Justs empört ist, daß dieser den Helden seiner schwärmerischen Verehrung nicht einmal dem Namen nach gekannt. Er macht seiner gerechten Entrüstung mit den Worten Luft: „Mensch, ich glaube, du liesest ebenso wenig die Zeitungen als die Bibel. Du kennst den Prinzen Heraklius nicht? Den braven Mann, der Persien weggenommen und nächster Tage die ottomanische Pforte einsprengen wird." Und er versucht den ungläubigen

Just zu verlocken, mit ihm zu „Sr. Königlichen Hoheit dem Prinzen Heraklius" zu ziehen, um das Kriegsglück herauszufordern, wobei er ihm den Mund wässerig macht: „Die Türken haben dir alle Säbels mit Diamanten besetzt." — Nicht minder ist die Figur des Riccaut der Zeit Lessings entnommen: solche internationalen Schmarotzer und Betrüger schwindelten damals viel in Deutschland umher.

Aus all diesen Andeutungen ersieht man, daß Lessing darauf bedacht war, seinem Stücke ein flottes, frisches Zeitkolorit zu geben und dadurch die Wirkung desselben zu erhöhen. Mit Recht betont Hettner, „Minna von Barnhelm" war „die erste deutsche Dichtung, welche nicht gemacht, sondern erlebt war."

Dieses Stück hob das künstlerische Niveau der deutschen Lustspieldichtung mit einem Schlage auf eine Höhe, die vor Lessing noch keiner erreicht hatte. Man war es gewohnt, das Lustspiel als einen Tummelplatz von Narren und Schelmen, von Maulhelden und Schurken, von liederlichen und fratzenhaften Puppen zu betrachten. Nun aber stellt Lessing in seinem Lustspiel Menschen von Ehrgefühl und vornehmer Gesinnung, von Sitte und Anstand den Zuschauern vor die Augen, ohne in den entgegengesetzten Fehler seiner Vorgänger zu verfallen, in den der Schönfärberei und Ausschmückung. Es wird in dem Stücke der unverschuldete Verlust der äußern Ehre und die Wiederherstellung derselben, sowie ein Konflikt zwischen den Pflichten der Liebe und der Ehre gezeigt; nebenher strebt die Dichtung einen Ausgleich der Spannung zwischen Preußen und Sachsen an und zeichnet meisterhaft das Soldatentum — frei idealisierend, aber nicht übertreibend — von einer edlern Seite, als es bisher dargestellt ward.

Die Exposition des Stückes ist meisterhaft. 1831 äußerte Goethe zu Eckermann: „Sie mögen denken, wie das Stück auf uns junge Leute wirkte, als es in jener dunkeln Zeit hervortrat! Es war wirklich ein glänzendes Meteor. Es machte

uns aufmerksam, daß noch etwas Höheres existiere, als wovon die damalige schwache literarische Epoche einen Begriff hatte. Die beiden ersten Akte sind wirklich ein Meisterstück von Exposition, wovon man viel lernte und wovon man noch immer lernen kann. Heutzutage will freilich niemand mehr etwas von Exposition wissen," setzt Goethe, allgemein sprechend, hinzu; „die Wirkung, die man sonst im dritten Akt erwartete, will man jetzt schon in der ersten Szene haben, und man bedenkt nicht, daß es mit der Poesie wie mit dem Seefahrer ist, wo man erst vom Ufer stoßen und erst auf einer gewissen Höhe sein muß, bevor man mit vollen Segeln gehen kann." Die Exposition zu Molières „Tartuffe" schien Goethe allerdings noch vortrefflicher als die zur „Minna von Barnhelm". Bis auf den windigen Glücksritter Riccaut werden in den beiden ersten Aufzügen des Lessingschen Stückes alle wichtigern Personen des Dramas vorgeführt oder angekündigt (Graf von Bruchsall). Im Mittelpunkt des ersten Aktes steht Tellheim, in dem des zweiten Minna.

Der rauhbeinige Just eröffnet die Handlung: er katzbalgt sich im Halbschlafe mit dem gewinnsüchtigen Wirt herum, dessen Krämerseele, darin sich heuchlerische Doppelzüngigkeit und kriechende Unterwürfigkeit mischen, aus den folgenden Szenen erhellt. Er hat Justs Herrn, der seit einiger Zeit die Rechnung nicht mehr bezahlt hat, umquartiert und Tellheims Zimmer einer reichen Dame eingeräumt. Herzlich gern gönnt man dem pudeltreuen Just die Gläschen Danziger Lachs, die er umsonst bekommt, und dem Wirt die Grobheiten, welche Just ihm als Gegengeschenk macht. Die Darlegung der Notlage Tellheims bietet den Rahmen für die Handlung. Das entscheidende Moment darin ist die Versetzung des Diamantringes, des Verlobungsringes, wie wir im zweiten Akt erfahren. Mit dem Erlös daraus soll die Rechnung des Wirts beglichen werden. So betrübt Just wegen der mißlichen Lage

seines Herrn ist, so sehr verzieht sich sein gutes, dummschlaues Soldatengesicht doch zu lächelnder Schadenfreude, als er, mit dem Ring liebäugelnd, an den Schabernack denkt, den er dem Wirt damit spielen will. „Guter Wirt, wir sind so kahl noch nicht, als wir scheinen. Bei ihm, bei ihm selbst will ich dich versetzen, schönes Ringelchen! Ich weiß, er ärgert sich, daß du in seinem Hause nicht ganz sollst verzehrt werden." Tellheim läßt den Ring versetzen, weil er in bitterster Not ist und eine Verbindung mit Minna von Barnhelm, die ihm den Ring als Zeichen ihrer treuen Liebe gegeben, ihm nicht mehr möglich dünkt. Ein schwerer Verdacht, wie später genauer erörtert wird, ruht auf ihm. Er hatte in der sächsisch-thüringischen Gegend, in Minnas Heimat, eine Kontribution mit äußerster Strenge bar einzutreiben und schoß, um sich diese Strenge zu ersparen, die fehlende Summe von zweitausend Pistolen vor. Die Stände stellten ihm darüber einen Wechsel aus, der auch als gültig anerkannt wird, jedoch nicht als sein Eigentum. Beim Friedensschluß machte er sein Recht auf die Wechselsumme geltend. Aber man erklärte, da er sich mit den Ständen so schnell, und zwar auf die niedrigste Summe geeinigt, mit der er sich nur im äußersten Notfall begnügen durfte, den Wechsel für eine Bestechung, für das Dankgeschenk der Stände. Die Generalkriegskasse hat deshalb eine Untersuchung gegen ihn angestrengt und Tellheim auf Ehrenwort verpflichtet, Berlin nicht eher zu verlassen, bevor die Angelegenheit klargestellt ist. Dadurch fühlt der äußerst fein empfindende Tellheim sich in seiner Ehre gekränkt. Weil er sich außerdem — sein rechter Arm ist infolge einer Schußwunde gelähmt — für einen Krüppel und, da er sein Geld eingebüßt, auch für einen Bettler hält, so meint er nicht mehr würdig zu sein, das Edelfräulein Minna zu heiraten. Diese Erwägungen bringen ihn in seiner augenblicklichen Not dazu, seinen Verlobungsring zu versetzen. Zwar bietet sich ihm noch eine Gelegenheit, nicht

zu diesem letzten Zufluchtsmittel zu greifen. Die Witwe seines vertrauten Freundes, des Stabsrittmeisters Marloff, will ihm vierhundert Taler einhändigen, die Tellheim ihm einst geliehen. Allein da die Frau in kümmerlichen Verhältnissen lebt, stellt Tellheim die Geldschuld Marloffs in Abrede. Diese Szene ist von Lessing feinsinnig in die Handlung eingefügt: sie führt dem Zuschauer noch einmal die Bedrängnis Tellheims vor, beleuchtet in ungezwungener Weise seine Großmut, macht ferner die Mitteilung, daß er noch Forderungen an die Kriegskasse hat, und leitet außerdem schön zum nächsten Auftritt, vielleicht dem bedeutsamsten des Aktes, über, in welchem Just mit verweinten Augen, die berühmte Rechnung in der Hand, aus der Küche kommt und in der Erzählung von dem häßlichen Pudel seine rührende Anhänglichkeit an Tellheim zeigt. Unmöglich konnte Tellheim, nachdem er den Schuldschein Marloffs, den „Bettel", vernichtet und sich so edelmütig gezeigt hat, den treuen Just von sich stoßen. Tellheim behält nicht nur seinen braven Just, er kommt noch einmal zurück und mahnt ihn: „Nimm mir auch deinen Pudel mit! Hörst du, Just!" Wie liebenswürdig ist dieser kleine Zug an Tellheim! Gerade in der Frische und Unmittelbarkeit der Kleinmalerei, welche in ihrer saubern Farbengebung sich auch auf die Nebenpersonen erstreckt, liegt, da diese kleinen individualisierenden Züge für die Träger der Handlung bezeichnend sind, ein Hauptreiz der ganzen Dichtung. Die muntere Heraklius-Szene zwischen Just und dem braven Paul Werner beschließt wirksam den ersten Akt. Tritt von den Nebenpersonen Werner im ersten Akt wenig hervor, so ist ihm dafür im dritten Aufzug die Hauptrolle zugewiesen. Man ersieht aus diesen Angaben, wie organisch die einzelnen Szenen ineinander greifen, wie planvoll der Bau des Stückes ist!

Der zweite Aufzug gehört zunächst der sächsischen Gruppe, den Gegenspielern. Das einleitende Gespräch zwischen Minna

und der frischen, zungengewandten Franziska Willig, deren Stellung sich weit über die eines Kammerkätzchens erhebt, dient zur Charakteristik Tellheims. Minna ist freudig erregt: „Franziska, mein Herz sagt es mir, . . . daß ich ihn [Tellheim] finden werde,“ worauf die kühler abwägende Franziska die kluge Bemerkung macht: „Das Herz, gnädiges Fräulein? Man traue doch ja seinem Herzen nicht zu viel. Das Herz redet uns gewaltig gern nach dem Maule. Wenn das Maul ebenso geneigt wäre, nach dem Herzen zu reden, so wäre die Mode längst aufgekommen, die Mäuler unterm Schlosse zu tragen“ — und weiter, als Minna verwundert sie fragt, ob sie so zurückhaltend sei, verneint sie es, möchte es aber gern mehr sein: „Man spricht selten von der Tugend, die man hat, aber desto öfter von der, die uns fehlt.“ Vergebens sucht die schalkhafte Franziska gegen Schluß der Szene, welche das schöne Verhältnis zwischen dem adligen und dem bürgerlichen Mädchen zeigt, ihre Herrin eifersüchtig zu machen. Der naseweise Wirt unterbricht das Gespräch und gibt, als er die Personalien der beiden Damen aufnehmen will, wobei er neugierig umherschnüffelt und gerieben lügt, der kecken Franziska Gelegenheit, ihm einen gehörigen Bären aufzubinden. Eine ergötzliche Szene, die selbst einen Griesgram zum Lachen bringt! Wir lernen zugleich die Lebensverhältnisse und den Zweck der Reise Minnas kennen. Einen wichtigen Schritt vorwärts macht die Handlung insofern, als Minnas Vermutung, ihren Verlobten hier zu treffen, fast zur Gewißheit wird. Sie gerät darüber in einen Rausch der Freude, der Verzückung und zwingt ihre Vertraute, indem sie sie mit Wohltaten überhäuft, an ihrer Seligkeit teilzunehmen: „Freue dich doch mit, liebe Franziska! — Es ist so traurig, sich allein zu freuen!“ Der Wirt bringt den Just, dem die beiden Mädchen nur mühsam Wort für Wort entreißen. Er ist widerwillig dem verhaßten Wirt gefolgt hin zu den Damen, die seinen Herrn verdrängt haben.

Durch eine Flegelei befreit sich der ehrliche Grobian von dem Verhör. Endlich kommt der langersehnte Tellheim. Aber erst, nachdem die schlaue Franziska in einem lustigen Wortscharmützel sich und den aufdringlichen Wirt an die frische Luft expediert hat, kommen die beiden Liebenden zu einer Aussprache.

Tellheim läßt sich dabei von den peinlichsten Rücksichten auf seine äußere Ehre leiten: Minna suche einen glücklichen, einen ihrer Liebe würdigen Mann und finde einen — Elenden; aber der Unglückliche müsse gar nichts lieben; er verdiene sein Unglück, wenn er diesen Sieg nicht über sich selbst zu erhalten wisse; wenn er es sich gefallen lassen könne, daß die, welche er liebe, an seinem Unglück Anteil nehmen dürften; darum beföhlen ihm Vernunft und Notwendigkeit, Minna zu vergessen. — Minna kann sich nicht in seinen Gedankengang hineinfinden; sie empfindet frei und naturgemäß. Klar erläutert sie die Sachlage dahin: „Nun, mein lieber Unglücklicher, Sie lieben mich noch und haben Ihre Minna noch und sind unglücklich?" Sie versucht, Tellheim zu veranlassen, daß er ihr bekenne, worin sein Unglück bestehe, und hat dabei wohl den Vorsatz, das Unhaltbare in seiner Auffassung der Ehre ihm nachzuweisen und ihn zu widerlegen. Tellheim erwidert, er sei nicht gewohnt zu klagen, worauf sie schlagfertig entgegnet: „Sehr wohl. Ich wüßte auch nicht, was mir an einem Soldaten nach dem Prahlen weniger gefiele als das Klagen. Aber es gibt eine gewisse kalte, nachlässige Art, von seiner Tapferkeit und von seinem Unglück zu sprechen —." Tellheim gibt ihrem Drängen nach und enthüllt ihr seine Lage. Bildet Tellheims oben skizzierter Gedankengang das erregende Moment in der Fabel, so beginnt mit Minnas Antwort darauf die eigentliche Handlung. Das Ende des Zwiegesprächs schürzt den Knoten. Zwei Auffassungen der Ehre stehen einander schroff gegenüber: Tellheim überschätzt den Besitz der relativen Ehre, Minna unter-

schätzt ihn. Sie hat kein volles Verständnis für Tellheims Lage. Der innere Ausgleich dieser beiden Ehrbegriffe ist die Aufgabe der folgenden Handlung.

Der erste und zweite Auftritt des dritten Aufzugs, dessen Verzögerung Goethe tadelt, lösen die ernste Spannung etwas, die sich unsrer Seele am Ausgang des zweiten Aktes bemächtigt hat. Ernst und Humor vermischen sich hier zu einer köstlichen Szene. Just erscheint mit einem Briefe Tellheims an Minna; er ist mürrisch und wäre das Schriftstück gern los: „Das Frauenszeug fragt so viel, und ich antworte so ungern!“ Franziska kommt und nimmt ihm hochmütig den Brief, der ein weiter erregendes Moment in der Handlung bildet, ab. Aber ihr Hochmut empfängt eine empfindliche Lektion von dem „Vieh“, als sie sich nach den ehemaligen Dienern Tellheims, durch die Bank abgefeimten Burschen, erkundigt und Just ihr, sie eine Weile nasführend, ironisch Auskunft gibt. Sie weiß von den Betrügereien der frühern Diener Tellheims noch nichts und meint schnippisch, sie möchte doch wissen, warum sein Herr so viele gute, tüchtige Leute entlassen und gerade den allerschlechtesten — nämlich Just — behalten habe? „Vielleicht,“ meint Just, „findet er, daß ich ein ehrlicher Kerl bin.“ — „O,“ erwidert Franziska spitz, „man ist auch verzweifelt wenig, wenn man weiter nichts ist als ehrlich.“ Ihre schlecht angebrachte Überlegenheit wird aber herb gedemütigt, als sie von dem innerlich triumphierenden Just erfährt: der Kammerdiener Wilhelm ist mit des Herrn Garderobe durchgegangen; der Jäger Philipp machte ein Komplott unter des Herrn Kompanie und empfing dafür drei Jahre Festung; der Kutscher Martin ist mit des Herrn einzigem und letztem Reitpferd weggeritten — nach der „Schwemme“ — und ist nicht zurückgekehrt, und der Läufer Fritz machte auf Tellheims Namen überall Schulden und tausend infame Streiche. Die helle Schadenfreude leuchtet Just aus den Augen, als er ebenso

spitz, wie vorher Franziska, sie fragt: „Es waren wohl alles Ihre guten Freunde, Jungfer? Der Wilhelm und der Philipp, der Martin und der Fritz? — Nun, Just empfiehlt sich!" Betroffen sieht Franziska ihm nach; sie ist ehrlich genug, im Selbstgespräch zu bekennen: „Ich verdiene den Biß! — Ich bedanke mich, Just. Ich setzte die Ehrlichkeit zu tief herab. Ich will die Lehre nicht vergessen." Auch diese Szene wirft auf das Grundthema des Stückes Reflexe. Es ist der letzte große Auftritt, in dem Just zu Worte kommt. Von den „Subalternen", wie Goethe hier die Nebenpersonen nennt, tritt jetzt Paul Werner in den Vordergrund, sein einzig schönes „Frauenzimmerchen, Frauenzimmerchen!" famos herunterschnurrend. Er treibt den gleisnerischen Wirt in die Enge, nachdem Franziska ihm über das schurkische Betragen des Elenden Gewißheit verschafft. Ganz wie von selbst wendet sich die Unterhaltung zwischen den beiden, die vom ersten Augenblick an Wohlgefallen aneinander finden, Tellheim zu. Als Franziska Werners Frage, ob sie „seinen" Major kenne, bejaht und sogar bekennt, daß sie dem „braven" Manne vom Grunde ihres Herzens gut sei, da lacht dem prächtigen Brausekopf, der zwar hier und auch später zuweilen den steifleinenen Wachtmeister preußischen Drills herauskehrt, das Herz und, fröhlicher seine Augen auf die appetitliche Zofe richtend, beginnt er, auf seine Weise ihr Zärtlichkeiten zu sagen: „Sieht Sie, Frauenzimmerchen, nun kommt Sie mir noch einmal so schön vor." Zwar stellt er den guten Eindruck, den er auf Franziskas Herz gemacht, dadurch bedenklich in Frage, daß er ehrlich gesteht, ein Soldat im Winterquartier könne leicht ein Ringelchen an den Finger praktiziert bekommen, wenn er nur wolle. Diese Unvorsichtigkeit mutzt Franziska ihm später schändlich auf, den Guten in peinliche Verlegenheit bringend. Aber das schadet der Eintracht der beiden Herzen nicht; Franziska ist ihm „kein unebenes Frauenzimmerchen" und sie bekennt: „Ich glaube,



der Mann gefällt mir." Diese Annäherung der beiden erweckt im Zuschauer die Hoffnung, daß auch ihre Herrschaften die Hindernisse, welche den Weg zu ihren Herzen versperren, beseitigen werden. Zwar kehrt in der darauffolgenden Szene zwischen Tellheim und Paul Werner der Major abermals seine starren Prinzipien hervor und betrübt den wackern Wachtmeister, dessen Ehrlichkeit zu fein ist, um grob lügen zu können, aufs tiefste. Aber Werners Treue und Liebe zu Tellheim ist zu echt, um diesem Ansturm nicht standzuhalten, und auch der Major lenkt ein: versöhnt reichen sie einander die Hände. — Minna hat unterdessen ihren Schlachtplan entworfen: sie will mit Tellheim ausfahren, damit sie sich vor der Welt als Verlobte bekennen. Neckisch fügt Franziska, die dem Major diese Meldung macht und zugleich ihm seinen Brief an Minna erbrochen, aber angeblich ungelesen zurückbringt, hinzu: „Und was geben Sie mir, so laſſ' ich sie beide ganz allein fahren?" Minna beschließt, Tellheims Zurückhaltung mit ähnlichem Stolze zu beantworten.

Sie ist bei all ihrer Hochsinnigkeit doch eine Tochter Evas, und im Kriege sind eben alle Mittel erlaubt. „Du wirst sehen," sagt sie im vierten Aufzug zu Franziska, „daß ich ihn [Tellheim] von Grund aus kenne. Der Mann, der mich jetzt mit allen Reichtümern verweigert, wird mich der ganzen Welt streitig machen, sobald er hört, daß ich unglücklich und verlassen bin." Bevor sie ihren listigen Anschlag ausführen kann, erscheint Riccaut de la Marliniere, äußerlich ein patenter Geck, innerlich ein Lump. Auch diese Szene greift — wie die Marloff-Szene — organisch in die Handlung ein: Minna erhält durch diesen fadenscheinigen Ritter des corriger la fortune Mitteilung von dem günstigen Umschwung in Tellheims Angelegenheit und empfängt dadurch mittelbar eine Warnung, nicht gar zu toll den weiblichen Tellheim spielen zu wollen. Unwillkürlich kommt man ferner dazu, bei den Reden dieses

Schwindelgenies an Tellheims Handlungsweise zu denken. Die Gegensätze berühren einander. Ja, Tellheims Starrsinn im Festhalten an dem, worin er seine Ehre erblickt, ein Starrsinn, der ein edles Herz von sich stößt und verletzend wirkt, wird durch die Riccaut-Szene etwas gemildert. Tellheim weigert sich, den Lebensbund mit Minna zu schließen, solange seine Ehre ihm nicht wiederhergestellt und sein Vermögen ihm nicht gesichert ist; Riccaut dagegen erbettelt sich unverfroren Geld von Personen, die er zum erstenmal sieht und renommiert obendrein frech mit seiner Kunst, wohlhabende Leute am Spieltisch auszugaunern. Minna ist klug genug, um den Unterschied in der Handlungsweise des äußerlich bedrängten, innerlich aber durch und durch ehrenhaften Tellheim und dem äußerlich ehrenhaft tuerischen, innerlich jedoch verlotterten Industrieritter Riccaut, wenn auch nicht sofort zu erkennen, so doch mit weiblichem Instinkt zu ahnen. Das war Lessings Absicht bei Einfügung dieser Szene; darum läßt er den weltläufigen Abenteurer, dem die deutsche Sprache für seine Betrügereien zu arm und plump ist, sich Zutritt bei Minna verschaffen, bevor es zwischen Tellheim und seiner Braut zur entscheidenden Aussprache kommt. Minna erweist sich jedoch nicht als eine gute Menschenkennerin in dem Augenblick, da sie sich anschickt, ihren Verlobten zu prüfen. Der große (sechste) Auftritt bringt den Konflikt zum vollen Ausbruch. In dem bestrickenden Zauber ihrer wundersamen Anmut und reizenden Liebenswürdigkeit schreitet sie, ein holdes Lächeln auf den frischen Lippen, dem ernst dreinblickenden Geliebten entgegen mit den Worten: „Nun? lieber Tellheim, waren wir nicht vorhin Kinder?" Seiner Liebe ist sie ja gewiß. Tellheim geht auf den leichten Ton nicht ein; er verharrt in seiner schwerblütigen Stimmung, kann den düstern Bann, in den er sich verstrickt hat, nicht lösen, weil ihm der Humor fehlt, der weltbefreiende Humor, welcher unter Tränen zu lächeln vermag. Das Unglück infamiert,

sagt man. Diesem Fluche unterliegt er zwar nicht; aber das Unglück isoliert ihn, er verfällt dem Egoismus; er denkt — im Grunde genommen — nur an sich. Das beweist seine Handlungsweise dem kreuzbraven Paul Werner gegenüber, der ihm so gern helfen möchte; das beweist jetzt seine Auseinandersetzung mit Minna. „Ein wenig zu viel Stolz scheint mir in seiner Aufführung zu sein," hatte Minna früher geäußert. Deshalb will sie ihm eine „Lektion" geben, wobei ihr ihr natürlicher Humor zu statten kommt. Sie zerzupft seine Einwände, er sei ein in seiner Ehre gekränkter Offizier, ein Krüppel, ein Bettler, einen nach dem andern mit überlegenem Humor. Und als Tellheim beklagt, nicht mitlachen zu können, sagt sie treffend: „Warum nicht? Was haben Sie denn gegen das Lachen? Kann man denn auch nicht lachend sehr ernsthaft sein? Lieber Major, das Lachen erhält uns vernünftiger als der Verdruß. Der Beweis liegt vor uns. Ihre lachende Freundin beurteilt Ihre Umstände weit richtiger als Sie selbst." Tellheim sagt, er habe ihr in dem erwähnten Briefe nichts geschrieben, als was ihm die Ehre befehle. Schlagfertig, mit echt weiblicher Eigenart ihr ganzes Sinnen und Denken nur auf den einen Punkt lenkend, der sie am nächsten beschäftigt, erwidert sie: „Das ist, ein ehrliches Mädchen, die Sie liebt, nicht sitzen zu lassen. Freilich befiehlt das die Ehre . . . Sie könnten eines so häßlichen Streiches fähig sein, daß Sie mich nun nicht wollten? Wissen Sie auch, daß ich Zeit meines Lebens beschimpft wäre?" Vergebliche Liebesmüh! Tellheim ist zu tief in die Wirrnis seines einseitigen Ehrbegriffes verrannt, als daß Minnas hingebende Liebe ihm den Ausweg daraus zeigen könnte. An einer glücklichen Lösung schon halb verzweifelnd, teilt Minna ihm den günstigen Umschwung in seinen Verhältnissen mit, den sie von Riccaut erfahren, daß nämlich seine Sache dem glücklichsten Ende nahe sei. Auch dieses Mittel verfängt nicht. Tellheim verbohrt sich immer

tiefer in seine Hartnäckigkeit und Bitterkeit, spricht Minna sogar Verständnis für das, was Mannesehre sei, ab und kommt zu den harten, heftig hervorgestoßenen Worten: „Wenn man mir das Meinige so schimpflich vorenthält, wenn meiner Ehre nicht die vollkommenste Genugtuung geschieht, so kann ich, mein Fräulein, der Ihrige nicht sein. Denn ich bin es in den Augen der Welt nicht wert zu sein. Das Fräulein von Barnhelm verdient einen unbescholtenen Mann. Es ist eine nichtswürdige Liebe, die kein Bedenken trägt, ihren Gegenstand der Verachtung auszusetzen. Es ist ein nichtswürdiger Mann, der sich nicht schämt, sein ganzes Glück einem Frauenzimmer zu verdanken, dessen blinde Zärtlichkeit —" Das ist der Gipfelpunkt der Handlung. Weiter kommt Tellheim nicht. Minna unterbricht ihn und gibt ihm den Verlobungsring zurück. (Da dies derselbe Ring ist, den Tellheim durch Just beim Wirt versetzen ließ, von welchem Minna ihn erworben hat, so ist ein versöhnender Abschluß zu erwarten.) Die Rückgabe des Ringes an Tellheim ist ein Wendepunkt in der Handlung. Unsre Spannung steigert sich. Von jetzt an übernimmt Minna die Führung der Handlung. Sie spielt den weiblichen Tellheim. Die Hauptrollen werden miteinander getauscht: sie ist die sich Weigernde und er der Werbende. Dabei verfällt sie in denselben Fehler, den sie vorher an ihm getadelt. Die Liebe macht blind, sagt man; sie macht auch scharfsichtig, nämlich in dem, was zur Befriedigung ihrer Leidenschaft nötig und zweckdienlich ist. Minna wählt das richtige Mittel. Sie hat die einzige Stelle in Tellheims Charakter erkannt, wo sie ihn treffen muß, will sie ihn sich zurückgewinnen: sie muß sich für enterbt und arm, für verfemt und verlassen ausgeben, weil sie treu zu Tellheim gehalten hat. Ihr kluger Anschlag gelingt ihr, gelingt ihr weit besser, als er es eigentlich verdient.

Kaum hat Tellheim von ihrem angeblichen Unglück durch den schwatzhaften Mund Franziskas erfahren, als er aus seiner

nervenden Stumpfheit, aus seinem dumpfen Grübeln und
üten erwacht: „Wie ist mir? Meine ganze Seele hat neue
iebfedern bekommen. Mein eignes Unglück schlug mich nieder,
hte mich ärgerlich, kurzsichtig, schüchtern, lässig: ihr Unglück
: mich empor; ich sehe wieder frei um mich und fühle mich
ig und stark, alles für sie zu unternehmen." Vorerst muß
il Werner helfen. Aber jetzt zeigt Minna, daß sie von
heim gelernt hat. Er nennt sie „liebste Minna", bringt
ie, die Seine zu werden — sie schlägt ihn, zäh die Rolle
weiblichen Tellheim festhaltend, mit seinen eigenen Worten
vorhin: „Wo denken Sie hin, Herr Major? — Ich meinte,
hätten an Ihrem eignen Unglücke genug. Sie müssen
die allervollständigste Genugtuung — ertrotzen. Ich weiß
der Geschwindigkeit kein ander Wort. — Ertrotzen — und
:e Sie auch das äußerste Elend vor den Augen Ihrer Ver=
nder darüber verzehren!" Aber Tellheim, vorher oft wort=
, erklärt jetzt mit geläufiger Beredsamkeit: „So dacht' ich,
prach ich, als ich nicht wußte, was ich dachte und sprach.
jernis und verbissene Wut hatten meine ganze Seele um=
elt; die Liebe selbst, in dem vollsten Glanze des Glücks,
nte sich darin nicht Tag schaffen. Aber sie sendet ihre
hter, das Mitleid, die, mit dem finstern Schmerze ver=
uter, die Nebel zerstreut und alle Zugänge meiner Seele
Eindrücken der Zärtlichkeit wiederum öffnet. Der Trieb
Selbsterhaltung erwacht, da ich etwas Kostbareres zu er=
ten habe als mich und es durch mich zu erhalten habe . . .
rch mich, Minna, verlieren Sie Freunde und Anverwandte,
:mögen und Vaterland. Durch mich, in mir müssen Sie
s dieses wiederfinden . . . Nichts soll mich hier länger
ten. Von diesem Augenblicke an will ich dem Unrechte, das
: widerfährt, nichts als Verachtung entgegensetzen . . ."
Allein es widerfährt ihm kein Unrecht mehr: ein Feldjäger
mmt und überbringt ihm ein königliches Handschreiben, das

„sein Glück, seine Ehre, alles“ wiederherstellt. Damit sind die Widerwärtigkeiten, die sich der Vereinigung der beiden Liebenden entgegenstemmten, beseitigt, und die Lösung des dramatischen Knotens könnte erfolgen. Aber Lessing schiebt die Lösung noch weiter hinaus. Je mehr Tellheim von seinem Eheglück mit Minna schwärmt, desto abweisender verhält sich diese. Sein einziger Ehrgeiz bestehe nun darin, ein ruhiger und zufriedener Mensch zu sein: „Der werde ich mit Ihnen, liebste Minna, unfehlbar werden; der werde ich in Ihrer Gesellschaft unveränderlich bleiben.“ A la Rousseau schwärmt Tellheim für ein genußreiches Naturleben an der Seite seiner Zukünftigen. Minna aber setzt seinem heißen Liebeswerben erzwungene Kälte entgegen. Sie, die Gekränkte, deren Ring Tellheim sogar versetzt hat, will ihn nicht so leichten Kaufes zu ihrem Besitze gelangen lassen: er soll klar und scharf erkennen, wie einseitig, wie falsch er früher über die Ehre gedacht und gesprochen; das soll ihre Genugtuung sein. Bereitet ihm diese Erkenntnis auch Schmerz und Kummer — sie getraut sich die Fähigkeit zu, ihn dafür mit ihrer Liebe doppelt und dreifach zu entschädigen. Und so vollzieht sie denn die scharfe Operation mit zuckendem Herzen, aber mit ruhiger, sichrer Hand: jetzt rufe ihn die Ehre, ein großer Monarch [Friedrich] bewerbe sich um ihn; er brauche eine unbescholtene Gattin, nicht eine Enterbte, nicht „ein sächsisches verlaufenes Fräulein, das sich ihm an den Kopf geworfen“ habe; Gleichheit sei allein das feste Band der Liebe; aber er sei jetzt glücklich, sie unglücklich. Erst als Tellheim sagt: „Sie wollen nur den unglücklichen Tellheim? Er ist zu haben,“ und im Begriff ist, das Schriftstück, das die Makellosigkeit seiner Ehre anerkennt, zu zerreißen, hindert Minna ihn daran. Daß Tellheim jetzt die Liebe höher steht als sein einseitiger Ehrbegriff von früher, weiß sie nun. Da sie trotzdem an ihrer Taktik festhält, wird sie bestraft. Tellheim erfährt von Just den wahren Sach-

verhalt mit dem Ringe: Minna habe ihn zu sich genommen und wolle ihn dem Wirte nicht wieder herausgeben. Tellheim glaubt, Minna habe es getan, um ihre Verlobung mit Tellheim zu lösen. Er nennt sie eine „Falsche", eine „Ungetreue", wirft ihr Arglist vor, verletzt in seiner leidenschaftlichen Erbitterung nicht nur seine Geliebte, die nun erkennt, daß sie ihr Spiel zu weit getrieben, sondern auch den treusorgenden Paul Werner, der, strahlend vor Glück, daß er seinem Major helfen kann, mit dem erbetenen Geld kommt, aber von Tellheim so in Harnisch gebracht wird, daß dem ehrlichen Burschen endlich die Galle überläuft und er ihm die tausend Pistolen vor die Füße wirft. Der Konflikt hat sich so verwirrt, daß zu seiner Lösung ein gewaltsamer Eingriff von außen nur noch möglich scheint. Die peinliche Szene wird unterbrochen durch die Ankunft des Grafen von Bruchsall. Tellheim, in dem Glauben befangen, der Oheim wolle seine Nichte holen, erinnert sich des angeblich traurigen Geschickes Minnas, sein Mitleid und seine Liebe erwachen, und die beiden Herzen, die einander so lange gequält, finden sich. „Dieses zur Probe, mein lieber Gemahl, daß Sie mir nie einen Streich spielen sollen, ohne daß ich Ihnen nicht gleich darauf wieder einen spiele," scherzt Minna unter Lachen und Weinen. Auch Franziska bekommt ihren Wachtmeister. Verschämt fragt sie ihn, ob er nicht eine Frau Wachtmeisterin brauche. Mit Freuden greift Paul Werner zu: „Geb' Sie mir Ihre Hand, Frauenzimmerchen! Topp! — Über zehn Jahr ist Sie Frau Generalin oder Witwe."

Eine Reihe frisch nach dem Leben gezeichneter Charaktere enthält das Lustspiel, wie aus der Analyse des Stückes erhellt. Zum Tellheim hat, wie schon erwähnt, Ewald von Kleist Modell gestanden. Mit Recht ist ferner gesagt worden, daß Tellheim nach mancher Seite hin das Wesen Lessings wiederspiegele. Schon Mendelssohn äußerte, Lessing sei in den Cha-

rakteren am glücklichsten, die nah an den seinigen grenzten, und Friedrich Schlegel wies nachdrücklich auf das „Lessingisieren" der Charaktere in diesem Stücke hin. Das feine Ehrgefühl Tellheims; seine unbestechliche Wahrheitsliebe; die kalte, nachlässige Art, von seinen eignen Verdiensten zu sprechen oder noch besser: sie womöglich zu verschweigen; seine Gleichgültigkeit dem realsten und doch notwendigsten Gute des Lebens, dem Gelde, gegenüber — all das sind Züge, in denen Lessing sich selbst abkonterfeit hat. — Eine zusammenfassende Charakteristik Tellheims gibt Herder in einem Briefe an seine Braut Karoline Flachsland: „Dieser Mann denkt so edel, so stark, so gut und zugleich so empfindsam, so menschlich gegen alles, wie es sein muß, gegen Minna und Just, gegen Werner und die Oberstin, gegen den Pudel und gegen den Wirt, daß er außer dem kleinen Soldatenlichte, das ich ihm lasse, ganz mein Mann ist! Freilich ist er gegen die Minna kein Petrarka, gegen den Wirt kein Herrnhuter, gegen Just kein Lammskerl und gegen Werner kein weicher Narr; aber er ist überall Major, der edelste, stärkste Charakter, der immer mit einer gewissen Würde und Härte handelt, ohne die keine Mannsperson sein sollte. In allem, was er sagt, würde ich kein Wort ändern, selbst bis auf die Stelle, wo er mit dem bittern ruhigen Lachen den härtesten Fluch gegen die Vorsehung redet — denn ach! auch dazu gehört, wenn man in die Situation kommt, Stärke und Mannheit, die freilich unsre gemeinen, christlichen, feigen, heuchlerischen Seelen nicht haben. Die Pistolen hangen nicht vergebens hinter seinem Bett, und auch selbst den Zug verzeihe ich ihm: er ist überall der brave Tellheim." (20. September 1770).

Jeder kundige Leser des Stückes stimmt Goethe darin bei, daß „Minna von Barnhelm" die „wahrste Ausgeburt des Siebenjährigen Krieges" sei. Soldaten von solcher Gesinnung und solchem Handeln, wie sie hier auftreten, waren den Komö-

dien bis dahin fremd. Lessing hat das Soldatentum — man möchte fast sagen — bühnenfähig gemacht. Der Angelpunkt der Handlung ist der ideale Ehrbegriff Tellheims, ein Ehrbegriff, den Friedrich der Große in seinen Offizieren zu erwecken wußte; er vermochte sie für das „sublime des Kriegsmetiers“ mit Begeisterung zu erfüllen. Tellheim entstammt dieser Schule. Darum sagt er zu Paul Werner, auf dessen abenteuerlichen Plan, zum Prinzen Heraklius zu gehen, hindeutend: „Mache nicht, daß ich etwas Unrechtes von dir denken muß, Werner! . . Du hast dein Gut verkauft und willst wieder herumschwärmen. Laß mich nicht von dir glauben, daß du nicht sowohl das Metier als die wilde, liederliche Lebensart liebest, die unglücklicherweise damit verbunden ist. Man muß Soldat sein für sein Land oder aus Liebe zu der Sache, für die gefochten wird. Ohne Absicht heute hier, morgen da dienen, heißt wie ein Fleischerknecht reisen, weiter nichts.“ Wie ganz anders dagegen denkt und spricht Riccaut, ein Aufschneider und ein militärischer Hans Dampf in allen Gassen! Sich frech in die Brust werfend, stellt er sich breitspurig dem Fräulein mit den Worten vor: „Vous voyez en moi — Ihro Gnad seh in mik le Chevalier Riccaut de la Marliniere, Seigneur de Pret-au-val, de la Branche de Prensd'or. — Ihro Gnad steh verwundert, mik aus ein so groß, groß Familie zu hören, qui est véritablement du sang royal. . . Ik dien von meiner elfte Jahr. Ein affaire d'honneur makte mik fliehen. Darauf haben ik gedient Sr. Päpstliken Eilikheit, der Republik St. Marino, der Kron Polen und den Staaten-General, bis ik endlik bin worden gezogen hierher.“ —

Wie in Tellheim, so stellt sich der soldatische Geist des Stückes auch in den Untergebenen des Majors dar, hier allerdings so, wie er ihrem Wesen entspricht. „Soldat war ich, Soldat muß ich wieder sein!“ ruft Werner dem Just zu, und auf die Frage Franziskas, ob sie den schmucken Werner „Herr

Freischulze oder Herr Wachtmeister" anreden soll, bittet Werner mit schlecht zu verhehlendem Stolz: „Frauenzimmerchen, wenn's Ihr nichts verschlägt: — Herr Wachtmeister höre ich am liebsten." Auch Werner denkt hoch von der Soldatenehre; der Einfluß Tellheims auf ihn läßt sich eben nicht verleugnen. Zu Franziska sagt er, seine Ruhmredigkeit von den zwanzig Fingern voller Ringe als eine „Schnurre" hinstellend: „Es ist nichts dran. Man hat ja wohl an einem Ringe genug. Und hundert und aber hundertmal habe ich den Major sagen hören: Das muß ein Schurke von einem Soldaten sein, der ein Mädchen anführen kann! — So denk' ich auch, Frauenzimmerchen." Dem Just macht er seinen Standpunkt als ehrenhafter Soldat da klar, wo dieser ihn zu einem Anschlag gegen den katzenbuckelnden, hinterlistigen Wirt gewinnen will: „Wie wär's, wenn wir ihm des Abends, wenn er aus der Tabagie kommt, aufpaßten und ihn brav durchprügelten?" Klipp und klar antwortet Werner ihm: „Des Abends? — aufpaßten? — ihrer zwei einem? — Das ist nichts." Just, der dem Wirte gar zu gern einen fühlbaren Denkzettel auf sein Lügenmaul gegeben hätte, hat sofort einen andren Vorschlag zur Hand: „Oder, wenn wir ihm das Haus über dem Kopf ansteckten?" Mit Recht aber kanzelt Werner ihn nieder: „Sengen und brennen? — Kerl, man hört's, daß du Packknecht gewesen bist und nicht Soldat; — pfui!" Auch dem dritten Plan, dem Wirt einen Schabernack zu spielen, kann Werner seinen Beifall nicht schenken und beweist dadurch seine ehrenhafte Gesinnung. Und wie schlicht und gerade empfindet dieser Mann, wenn er auch aus einem knorrigen Holz geschnitzt scheint! Wie erquickend wirkt sein Verhältnis zu Tellheim! Er hört, sein Major ist in Not; da ist es ihm selbstverständlich, daß er ihm helfe, ohne sich zu besinnen. Die Erinnerung an gemeinsam verlebte Kriegsereignisse — diese liegen ihm ja am nächsten — sollen Tellheim bewegen, die Hilfe seines Wachtmeisters nicht abzuweisen.

gerät der kreuzbrave Hitzkopf in Feuer, als Tellheim ihm
es zieme sich nicht, sein Schuldner zu sein: „Ziemt sich
' — Wenn an einem heißen Tage, den uns die Sonne
ıer Feind heiß machte, sich Ihr Reitknecht mit den Kan=
verloren hatte und Sie zu mir kamen und sagten:
er, hast du nichts zu trinken? und ich Ihnen meine Feld=
: reichte, nicht wahr, Sie nahmen und tranken? — ziemte
as? — Bei meiner armen Seele, wenn ein Trunk faules
:r damals nicht oft mehr wert war als alle der Quark!
:m er ihm den Beutel mit dem Geld reicht) Nehmen
lieber Major! Bilden Sie sich ein, es ist Wasser. Auch
ıat Gott für alle geschaffen." Auch jetzt noch weigert
:ellheim: er wolle sein Schuldner nicht sein. Das will
Werner nun gar nicht in den Kopf: „Erst ziemte es sich
nun wollen Sie nicht? Ja, das ist was anders. Sie
ı mein Schuldner nicht sein? Wenn Sie es denn aber
wären, Herr Major? Oder sind Sie dem Manne nichts
ig, der einmal den Hieb auffing, der Ihnen den Kopf
n sollte, und ein andermal den Arm vom Rumpfe hieb,
ben losdrücken und Ihnen die Kugel durch die Brust
wollte? — Was können Sie diesem Manne mehr schuldig
n? Oder hat es mit meinem Halse weniger zu sagen
ıit meinem Beutel? — Wenn das vornehm gedacht ist,
:einer armen Seele, so ist es auch sehr abgeschmackt ge=
!" Sogar rührselige Töne findet dieser rauhe Kriegs=
, um seinen Major zur Annahme des Geldes zu bewegen.
ıbar für sich, in Wirklichkeit aber für den anwesenden
:im bestimmt, sagt er: „Wenn ich manchmal dachte: wie
es mit dir aufs Alter werden? wenn du zu Schanden
en bist? wenn du nichts haben wirst? wenn du wirst
ı gehen müssen? so dachte ich wieder: Nein, du wirst
betteln gehn; du wirst zum Major Tellheim gehn; der
seinen letzten Pfennig mit dir teilen; der wird dich zu

Tode füttern; bei dem wirst du als ein ehrlicher Kerl sterben können." Gerührt fragt Tellheim, die Hand des treuen Mannes ergreifend: „Und, Kamerad, das denkst du nicht noch?" — „Nein," ist die Antwort, „das denk' ich nicht mehr. — Wer von mir nichts annehmen will, wenn er's bedarf und ich's habe, der will mir auch nichts geben, wenn er's hat und ich's bedarf." Als Tellheim ihm aber versichert, seine Hilfe in Anspruch zu nehmen, falls er ihrer wirklich bedürfe, ist der gutmütige Polterer beruhigt.

Just ist eine ähnliche Erscheinung wie Werner, nur mehr ins Grobe stilisiert. Ehrlich ist sein Durst, ehrlich ist seine unwandelbare Treue zu seinem Herrn. Das erfährt der Wirt, der den aufgebrachten Diener vermittelst des „veritablen Danzigers" besänftigen will: „Sieht er, Herr Wirt, wenn ich heucheln könnte, so würde ich für so was heucheln; aber ich kann nicht; es muß raus — Er ist doch ein Grobian. . . Bis auf den letzten Tropfen in der Flasche würde ich bei meiner Rede bleiben. Pfui, Herr Wirt, so guten Danziger zu haben und so schlechte Mores!" Und als Just die falsche Freundlichkeit des Wirtes gegen Tellheim sieht, wünscht er, ihm eins auf den Katzenbuckel geben zu dürfen, und, sich immer mehr in seine verhaltene Wut verbeißend, ihm die Zähne auszutreten. Er erstickt fast vor Bosheit, als er sieht, daß sein Herr „der Schutzengel dieses hämischen, unbarmherzigen Rackers" ist. Und das alles wegen seiner pudeltreuen Liebe zu Tellheim. Hartnäckig widersetzt er sich, als sein Herr ihn, um ihm nichts schuldig zu werden, entlassen will; er bittet und bettelt, bei ihm bleiben zu dürfen und sagt endlich: „Machen Sie, was Sie wollen, Herr Major; ich bleibe bei Ihnen; ich muß bei Ihnen bleiben." Und als Tellheim, obgleich er, halb im Scherz, halb im Ernst, seinem Diener Trotz und wildes, ungestümes Wesen vorwirft, nach Anhören der Pudelgeschichte sagt: „Just, wir bleiben zusammen," da ent-

gegnet dieser triumphierend: „Ganz gewiß! — Sie wollen sich ohne Bedienten behelfen? Sie vergessen Ihrer Blessuren und daß Sie nur eines Armes mächtig sind. Sie können sich ja nicht allein ankleiden. Ich bin Ihnen unentbehrlich und bin — ohne mich selbst zu rühmen, Herr Major — und bin ein Bedienter, der — wenn das Schlimmste zum Schlimmen kommt — für seinen Herrn betteln und stehlen kann." —

Schon das Lustspiel „Minna von Barnhelm" genügt, um die Breslauer Zeit als eine inhaltsvolle für Lessings Entwicklungsgang zu erkennen. Ohne Breslau keine „Minna", liest man nahezu in allen Lessing-Biographien. Denkt man ferner an die bereits erwähnte wissenschaftliche Ausbeute, welche Lessing in der schlesischen Hauptstadt machte, sowie an die innere Erfrischung, die ihm hier zu teil ward, an die reichen Erfahrungen über Welt und Menschen, die er hier sammelte, an diese Fülle geheimer Triebkräfte, die seiner weitern Entwicklung vielfach die Bahn bestimmten, so ist man geneigt, dem Worte Fichtes beizupflichten: „Die eigentliche Epoche der Bestimmung und Befestigung seines Geistes scheint in seinen Aufenthalt in Breslau zu fallen, während dessen dieser Geist ohne literarische Richtung nach außen, unter durchaus heterogenen Amtsgeschäften, die ihm nur auf der Oberfläche hingleiteten, sich auf sich selbst besann und in sich selbst Wurzel schlug." Lessing hat die Bedeutung der Breslauer Zeit für seinen innern Menschen erkannt und in dem schon mitgeteilten Wort ausgedrückt: „Die ernstliche Epoche meines Lebens naht heran; ich beginne ein Mann zu werden." Er hat erfüllt, was er in seinen „Selbstbetrachtungen" niederschrieb: „Ich will mich eine Zeit lang als ein häßlicher Wurm einspinnen, um wieder als ein glänzender Vogel an das Licht zu kommen."

Ein andrer Lessing kehrte aus Breslau zurück, als dahin gegangen war, ein Mann in der vollen Kraft des Lebens und

Strebens, ein Mann, der abermals ein großes, bedeutsame[s] Stück der wirklichen Welt gesehen hatte, ein Mann, desse[n] dichterische Begabung in der Arbeit an einem Meisterdram[a] gereift war, ein Mann, dessen wissenschaftliche Größe bald genu[g] offenbar werden sollte in einem gelehrten Werke, das ebenfall[s] eine Frucht der Breslauer Zeit ist: im „Laokoon.“

Zwölftes Kapitel.

Vierter Aufenthalt in Berlin. Laokoon.

Gegen Ende 1764 waren Lessings Verpflichtungen i[n] Breslau gelöst. Von neuem ergriff er den Wanderstab, un[d] wieder war es Berlin, wohin seine Hoffnung ihn führte.

Zum vierten Male (1765—1767) weilte er in der preußi-schen Residenz, nachdem er, seine Sehnsucht nach Italien be-meisternd, einen Abstecher nach Kamenz und Leipzig gemacht[.] Alte Freundschaften erwarteten ihn in Berlin. Die Unredlich-keit seines Dieners, der mit Lessings Sachen vorausgereist wa[r] und sich als ein ungetreuer Haushalter erwiesen hatte, ver-schmerzte er bald. Für den Schriftsteller ohne Amt und Wür-den, welcher seinen jüngsten Bruder Karl zu sich genomme[n] hatte, begann nun wieder die alte Fron um das tägliche Brot. Karl Lessing berichtet als Augenzeuge, daß sein Bruder sic[h] „an das ungesunde Stubenhüten und ununterbrochene Arbeite[n] nicht recht gewöhnen konnte, so süß und leicht er es sich auc[h] in Breslau vorgestellt hatte. Man merkte, und er leugnet[e] es seinen Freunden nicht, daß seinem etwas stärker gewordene[n] Körper die sitzende Lebensart nicht mehr behage. Die Bres-lauer, die er für Sklaverei ansah, war viel gesunder. . . Nu[n] fühlte er erst recht die Notwendigkeit und die Last, ununter-brochen und in gleich großer Anstrengung zu arbeiten. Zer-

streuungen und Abhaltungen hatte er nun nicht mehr außer, sondern in seiner Studierstube. Wenn er in der besten Arbeit auf und nieder ging, fiel ihm der Titel eines Buches in die Augen. Er sah hinein, fand einen Gedanken, der auf seine jetzige Meditation zwar ganz und gar keine Beziehung hatte, aber doch so herrlich, so vortrefflich war, daß er sich ihn wenigstens aufschreiben mußte; und im Aufschreiben konnte er seine Gedanken dabei nicht mit Stillschweigen übergehen. Diese bezogen sich wieder auf etwas andres, dem er sogleich nachzuforschen nicht unterlassen konnte, wenn er nicht Gefahr laufen wollte, es gar nicht zu finden, wenn er es brauchte. — Welche neue Entdeckung! welch ein schöner Aufschluß! Nun hatte die Sache ein ganz andres Ansehn!" Plötzlich aber kam der Buchdruckerjunge, um das Manuskript zu holen, und Lessing mußte seine Gedanken gewaltsam in diese Bahn lenken. Das gelang nicht immer. Mehr als einmal ertappte er sich auf seinem alten Gedankengange und konnte dem Jungen, der — wie ihm gesagt — nach einiger Zeit wieder vorsprach, das Manuskript doch nicht einhändigen. Sein Vorsatz, nicht eher die Stube zu verlassen, bis er es durchgesehen hatte, scheiterte an der physischen Unmöglichkeit; denn „gegen Abend war seine ganze Seele von dem Stubendunst beklemmt; er mußte frische Luft schöpfen. Er ging nur auf eine Stunde zu einem Freunde. Der Freund unterhielt ihn von einer schönen Materie; sie kamen ins Plaudern. Zwar ging er zeitig genug nach Hause; aber für heute war das Manuskript vergessen. Er saß aber doch bis zwölf Uhr. Des Freundes Meinung hatte viel Anziehendes, mußte aber durch einen gewissen Umstand berichtigt werden. . . Er legte sich zu Bett, stand auf, war nicht heiter und mochte lieber alles tun als sitzen und seine eigene Arbeit durchlesen, die ihm gar nicht gefiel. — Bruder, sagte er wohl endlich, die Schriftstellerei ist die ekelhafteste, die abgeschmackteste Beschäftigung. Nimm dir ein Beispiel an mir! — Endlich

war er wieder im Geleise; aber wie lange! Er durfte nur wegsehen, und die Bücher spielten ihm einen neuen Streich. Wenn er nur keine Bücher hätte!"

Gleich in den ersten Monaten seines diesmaligen Berliner Aufenthaltes war Lessing noch einmal für die Literaturbriefe tätig. Im 332. Brief besprach er Meinhards „Versuche über den Charakter und die Werke der besten italienischen Dichter". Im Brennpunkt seiner Interessen stand aber der „Laokoon", dem zu Liebe er auch eine geplante Reise nach Dresden verschob; der Druck dieses Buches hielt ihn an der Spree fest. Lessing war mit einer ganz bestimmten Hoffnung nach Berlin zurückgekehrt, und seine Freunde teilten diese Hoffnung. Der „Laokoon" sollte ihm eine seinen Neigungen und Bestrebungen genehme Stellung vermitteln; das Werk sollte ein Beweis seines Könnens sein. Lessings Blicke wandten sich nach Dresden, das den Ruf der ersten Kunststadt Deutschlands genoß. Da schien sich ihm in Berlin die Aussicht auf ein Amt zu eröffnen, welches ihm zusagte: auf die Bibliothekarstelle. Am 21. Februar 1765 war Geheimrat de la Croze, der dieses Amt bekleidet und zugleich die Antikensammlung und das Medaillenkabinett verwaltet hatte, gestorben. Den beiden letztgenannten Sammlungen ward der Hofrat Stosch vorgesetzt. Auf die Bibliothekarstelle, welche eines tatkräftigen Organisators bedurfte — sie war unter der Verwaltung des verstorbenen Franzosen mehr und mehr in Unordnung geraten — machte sich Lessing Hoffnung. Friedrich der Große verlangte für diesen Posten „einen gelehrten und in den Wissenschaften geübten Mann." Der Oberst Quintus Icilius, welcher das Vertrauen des Königs genoß, brachte Lessing in Vorschlag, wenn die Mitteilungen, die über diese Angelegenheit vorliegen, und die nicht ohne Widerspruch sind, zutreffen. Friedrich der Große kannte von Lessings schriftstellerischer Bedeutung so gut wie nichts, erinnerte sich aber bei seinem Namen des unseligen Handels mit

oltaire, in welchen Lessing verwickelt gewesen war, und ver-
arf den Vorschlag kurzerhand. Sulzer, Nicolai und beson-
rs Icilius, welcher von Halle her ein Freund Winckelmanns
ar, schoben jetzt diesen Kunstforscher in den Vordergrund,
d der König war dem Plane geneigt. Nicolai machte den
rmittler. Winckelmann erklärte sich zur Annahme des Amtes
reit; doch scheiterte auch dieser Plan an der Gehaltsfrage.
m den zweitausend Talern, welche dem in Italien bei Albani
ilenden Archäologen anfänglich in Aussicht gestellt waren,
ich Friedrich, als die Sache der Entscheidung näher rückte,
: Hälfte: für einen Deutschen wären tausend Taler genug.
inckelmann, in seinem Innern verletzt, verzichtete. Er könne
· äußerte er — dem Könige eine Antwort geben, wie jener
änger, der demselben in einem ähnlichen Falle erwiderte:
Nun, so mag er seinen General singen lassen". Abermals
ften Lessings Freunde für diesen. Der Druck des „Laokoons"
rd beschleunigt. Das Werk, obgleich noch Bruchstück, erschien
tern 1766. Lessing, der unerquicklichen Wartezeit über-
üssig, machte mit Leopold von Brenkenhof, dem Sohn des
eheimen Oberfinanzrats Franz Balthasar von Brenkenhof,
lcher in der Kolonisationspolitik Preußens einen guten Namen
t, einen Abstecher nach Pyrmont, wo er flüchtig mit Abbt
d Möser zusammentraf. Auf dem Rückwege trat er in Göt-
igen zu dem mehrfach genannten Orientalisten Michaelis, so-
e zu dem Bibliothekar Dieze in Beziehung, der die spanische
teraturgeschichte des Velasquez übersetzt hat. Herzliche Freude
reitete ihm sein Besuch bei Kästner, seinem ehemaligen Leip-
ger Lehrer, und in Halberstadt genoß er die liebevolle Gast-
eundschaft Gleims.

Um diese Zeit herum fiel die Entscheidung in Berlin:
icht Lessing, den Icilius dem Könige abermals als geeigneten
Mann für die Bibliothekarstelle genannt, bekam das Amt, son-
dern ein Franzose. Deutschland war ja auch zu arm an „ge-

lehrten" und „in den Wissenschaften geübten" Männern, um jenen Posten besetzen zu können! Das Ausland sollte uns beschämen. Friedrich der Große ließ sich einen Franzosen kommen, wobei der König infolge einer Namensverwechslung auf den Pariser Benediktiner Antoine Joseph Pernetty geriet (Juli 1767), dem — im Widerspruch mit dem bekannten Sprichwort — zu dem Amte nicht der Verstand gegeben war. Er war den Anforderungen der Stelle nach keiner Seite hin gewachsen. Obendrein befangen in einem mittelalterlichen Köhlerglauben, schenkte er den Prophezeiungen eines unzurechnungsfähigen Geistlichen, namens Ziehen, Glauben, daß ein Weltuntergang nahe bevorstünde, und da dieser Weltkrach in der protestantischen Mark seinen Anfang nehmen sollte, mied er nach Jahren vorsichtig diesen gefährlichen Boden; er endete als Geisterseher in Valencia.

Die Enttäuschung traf Lessing tief. Sollte er immer „der alte Vogel auf dem Dache" bleiben? „Ich bin von Berlin weggegangen," schreibt er später (21. Dezember 1767) von Hamburg aus, „nachdem mir das einzige, worauf ich so lange gehofft, und worauf man mich so lange vertröstet, fehlgeschlagen." Bitterer Unmut fraß in seinem Herzen. Berlin war ihm verleidet. Was wollte ich auf dieser verzweifelten Galeere? äußerte er, ein Wort Molières aufgreifend. Der Boden brannte ihm unter den Füßen. Was sollte er noch hier, wo er nichts mehr zu hoffen hatte? „Ein böser Geist bringt Berlin um den Ruhm des deutschen Athens," schrieb Gleim, niedergedrückt von dem Unglück Lessings, an Gerstenberg. Und dem davongezogenen Freunde rief er in einem Briefe (28. März 1767) nach: „Himmel und Hölle hätte ich bewegt, Sie bei uns [d. h.: in Preußen] zu behalten, wäre ich, wie z. E. Sulzer, zu Berlin gewesen. Denn nicht dem, der wegen seiner französischen Erziehung gleichgültig gegen alles, was deutsch ist, geworden, sondern allen denen, die sich

für deutsche Patrioten ausgeben und nicht alle möglichen Wege eingeschlagen sind, einen Lessing bei uns zu behalten: diesen nur leg ich es zur Last, daß wir ihn verlieren."

Wenn Gleim hier Friedrich den Großen bis zu einem gewissen Grade in Schutz nimmt, so ist das nicht nur auf Rechnung seiner großen Verehrung für den König zu setzen. Friedrich habe kein Herz gehabt für unser Volk, keinen Sinn für unsre deutsche Literatur, war lange Zeit eine blindlings nachgesprochene Behauptung. Man urteilt neuerdings gerechter, und die Frage, inwiefern Friedrich der Große das einheimische Schrifttum gefördert hat, wird jetzt oft in den Oberklassen unsrer höheren Lehranstalten von den Schülern beantwortet. Gewiß: der Hohenzollernfürst hatte Zeiten, wo er in demselben Maße, wie er französisches Wesen und französische Literatur verehrte und liebte, das deutsche Geistesleben verachtete. Dem gegenüber vergesse man nicht, was schon früher auf diesen Blättern erwähnt ist, daß Friedrich dem deutschen Schrifttum die Bahn zu seiner Entwicklung frei gemacht hat, indem er der Gründer und Schutzherr staatlich anerkannter Religionsfreiheit in seinem Lande ward, ferner daß er erst — nach Goethes Wort — durch seine Taten unserm Volksleben jenen großen heroischen und nationalen Inhalt gegeben, den Lessing in schöne Formen bildete. Kant nennt in einer kleinen Schrift bei Beantwortung der Frage: „Was ist Aufklärung?" das Zeitalter der deutschen Aufklärung das Jahrhundert Friedrichs des Großen. Wer aber von dem Vorurteil, Friedrich habe stets der deutschen Literatur abweisend gegenübergestanden, habe seine Muttersprache stets mißachtet, nicht lassen will, der lese des Königs Schrift „Über die deutsche Literatur" (De la littérature allemande). Diese merkwürdigen Auslassungen des Philosophen von Sanssouci beweisen zwar auch, daß ihr Urheber ein „Fremdling im Heimischen" war, ein Mann, der nur durch Zufall mit einigen Erzeugnissen des deutschen Schrift-

tums bekannt geworden. Er nennt im Anfang die deutsche Sprache eine halb-barbarische, die in ebensoviel verschiedene Dialekte zerfalle, wie Deutschland Provinzen habe; er höre einen aller Anmut baren Jargon reden, den jeder nach seiner Laune behandle. Unsre Literatur sei dürftig. Von den deutschen Dichtungen bestehen nur Gellerts Fabeln, die Poesien von Canitz und die Idyllen Geßners vor dem königlichen Kritiker. Shakespeares Dramen nennt er abscheuliche Stücke, der Wilden von Kanada würdige Farcen, da sie gegen alle Regeln des Dramas sündigen. Goethes „Götz von Berlichingen" sei eine abscheuliche Nachahmung jener schlechten englischen Stücke und abgeschmackten Plattheiten. — Das alles sind Urteile, die auf Unkenntnis beruhen. Friedrich kannte eben nicht die Lebensaufgaben eines Klopstock, Lessing, Goethe, Wieland und Herder. Und doch glaubte er an den deutschen Genius, und doch ahnte ihm, daß die deutsche Dichtung eine hohe, herrliche Zukunft habe, und er sprach zum Schluß seiner Schrift die prophetischen Worte: „Wir werden unsre klassischen Schriftsteller haben; jeder wird sie zu seinem Nutzen lesen wollen; unsre Nachbarn werden deutsch lernen, die Höfe werden es mit Vergnügen sprechen; und es kann geschehen, daß unsre verfeinerte und ausgebildete Sprache um unsrer guten Schriftsteller willen von einem Ende Europas bis zum andern dringt. Diese schönen Tage unsrer Literatur sind noch nicht gekommen, aber sie nahen. Ich kündige Sie Ihnen an, sie sind im Anzuge; ich werde sie nicht schauen; das zu hoffen, verbietet mir mein Alter. Mir geht's wie Moses: ich sehe das gelobte Land, aber ich werde es nicht betreten. . ."

Lessing besaß Gerechtigkeitsgefühl genug, seinen Unmut über den Fehlschlag nicht an dem König, der deutsche Gelehrte und Schriftsteller für Pedanten hielt, auszulassen; der enttäuschte Dichter kannte die Einflüsse und Strömungen, denen die Erziehung Friedrichs ausgesetzt gewesen war, und war zu

vornehm, sich öffentlich gegen die Person des Fürsten zu wenden, wie es beispielsweise Klopstock und Herder getan haben. Er wandte der Stadt, die ihn immer wieder mächtig angezogen hatte, den Rücken. Zuvor aber ließ er den „Laokoon" (1766) erscheinen.

Der vollständige Titel (unter Weglassung des griechischen Mottos) lautet: „Laokoon: oder über die Grenzen der Malerei und Poesie. Mit beiläufigen Erläuterungen verschiedener Punkte der alten Kunstgeschichte".*) Damit ist der Inhalt schon näher angedeutet. Das Thema mußte Lessings scharf unterscheidenden kritischen Geist, der klare Begriffe liebte, anlocken; denn in den schönwissenschaftlichen Schriften der Zeitgenossen liefen die Grenzen zwischen der bildenden Kunst und der Poesie oft bunt durcheinander. Allerdings war Lessing nicht der Erste, welcher die in seinem „Laokoon" zur Untersuchung gestellten Aufgabe lösen wollte. Schon vorher hatten Ästhetiker dieses Thema behandelt, und auch die Grundsätze, auf welche Lessing bei Beantwortung der Kunstfragen zurückgeht, waren bereits vorhanden, wenn auch nicht allgemein bekannt. Er hat dieses Verdienst für sich auch nicht beansprucht; das seinige bleibt deshalb groß genug, nämlich Klarheit da geschaffen zu haben, wo Verwirrung geherrscht. Stimmten die Ästhetiker auch darin überein, daß sie die alte Lehre des Aristoteles, wonach das eigentliche Wesen der Künste Nachahmung sei, in ihr System aufnahmen, so führten sie die trennenden Unterschiede der beiden Gebiete künstlerischer Betätigung, der Malerei und der Dichtkunst, doch meistens auf Äußerlichkeiten zurück, etwa auf das verschiedene Material, das bei der Nachahmung verwendet ward. Singt doch Opitz in einem Gedicht an den Maler Strobel behaglich:

---

*) Vergl. für die nachfolgenden Ausführungen als dankbar benutzt: „Laokoon. Herausgeg. von Prof. Dr. H. Blümner. Berlin und Stuttgart".

„Es weiß fast auch ein Kind,
Daß dein' und meine Kunst Geschwisterkinder sind:
Wir schreiben auf Papier, ihr auf Papier und Leder,
Auf Holz, Metall und Grund; der Pinsel macht der Feder,
Die Feder wiederum dem Pinsel alles nach."

Er nennt weiterhin das „edle Malen" eine „Poeterei, die schweig', und die Poeterei ein redendes Gemäld und Bild, das lebe." Und wie Opitz es machte, verwirrten Männer vor und nach ihm die Verhältnisse zwischen Malerei und Poesie. Der Florentiner Baumeister Alberti (um 1450) rät dem Maler, sich mit Dichtern und Rednern bekannt zu machen, damit diese ihn mit ihren Erfindungen unterstützen und für eine schöne Komposition seiner Bilder förderlich sein können. Ein andrer Italiener, Lodovico Dolce, nennt einen guten Dichter auch einen guten Maler. Der Graf Caylus (1692—1765), dessen Name in den Schriften unsres Dichters wiederholt vorkommt, mußte sich von Lessing sagen lassen, daß er die Brauchbarkeit für den Maler zum Probierstein der Dichter machte und die Rangordnung der letztern nach der Zahl der Gemälde, welche sie dem Künstler bieten, bestimmen wollte. Der Engländer Daniel Webb (um 1750) schrieb, daß die Poesie nie lieblicher erscheine, als wenn sie sich mit der Malerei schmücke; nie reiße die Malerei mehr hin, als wenn sie sich bestrebe, den kühnen Flug der Dichtkunst zu erreichen und sich ihre Bilder anzueignen. Auch Bodmer und Breitinger huldigten, allerdings nicht in dem eben angegebenen Umfange, der Verquickung dieser beiden Kunstgebiete miteinander. Breitinger nannte die Poesie eine beständige weitläufige Malerei, was im Grunde Ähnliches ausspricht wie das verblüffende Wortspiel des griechischen Dichters Simonides, die Poesie sei eine redende Malerei, die Malerei eine stumme Poesie. Johann Joachim Winckelmann, ein so unsterbliches Verdienst er sich um das Verständnis altklassischer Kunst auch erworben hat, steht bei Beantwortung der Frage,

die Lessing in seinem „Laokoon" aufrollt, auf dem Standpunkt der oben genannten Männer. In seiner Erstlingsschrift „Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerkunst" (1755) spricht er den Satz aus, daß die Malerei eben so weite Grenzen haben könne als die Dichtkunst, und daß der Maler ebensowohl im stande sei, dem Dichter zu folgen, als dies der Musiker vermöge. — Das alles sind nur einige Beispiele für viele. Selten waren die Stimmen derer, die einen gegensätzlichen Standpunkt einnahmen. Diderot, der Gegner seines Landsmannes Charles Batteux, gehört in dieser Hinsicht zu den Männern von der Geistesrichtung Lessings.

Die Folgen der herrschenden Ansichten über das ineinandergreifende Verhältnis zwischen Malerei und Poesie zeigten sich auf dem Gebiet der bildenden Kunst in der Allegoristerei und auf dem der Dichtkunst in der Schilderungssucht. Selbst ein Winckelmann, welcher in seiner erwähnten Schrift den abenteuerlichen Phantasiegebilden des Rokokostils scharf zu Leibe geht, war einer der ärgsten Allegoristen. Hatte die hellenische Kunst zur Zeit ihrer Blüte maßvoll die Allegorie gebraucht, um in gemütvoller, phantasiereicher Weise abstrakte Begriffe und Naturkräfte zu personifizieren, so hatten sich die römischen Künstler, entsprechend dem nüchternen Charakter ihres Volkes, mehr in praktischem Sinne der Allegorie bedient, um allgemein menschliche Tätigkeiten und Eigenschaften, Tugenden und Laster zur Darstellung zu bringen. Römischen Allegorien begegnet man, teils unverändert, teils umgebildet und um neue bereichert, noch in der christlichen Kunst des Mittelalters, welche sich dieser Darstellungsart anfänglich gelegentlich bedient. Um 1300 jedoch trieb die Allegorie zunächst in der Poesie bereits ihr Unwesen und sprang auf andre Kunstgebiete über. Zur Zeit der Renaissance ist die Allegorie in der Malerei und Skulptur heimisch. Selbst Männer wie Rafael und Tizian, Dürer und

Holbein, Rubens und Charles Lebrun stehen hier und da in ihrem Banne, und noch heutigestags lebt sie in der Kunst weiter. Übrigens wandte Lessing sich nicht gegen sie überhaupt, sondern gegen die Überwucherung dieser Ausdruckform in der Kunst.

Das gilt auch von der beschreibenden Malerei in der Poesie, von der Schilderungssucht, gegen welche Lessing sich mit der ganzen Wucht seiner geistigen Waffen wendet. Diesen Krebsschaden der Poesie behandelt er von der Wurzel aus, während er die Allegoristerei mehr nebenbei berührt. Nach dem Muster eines Pope und Thomson fand die Schilderungssucht in Brockes und Kleist, in Haller und Geßner treue Anhänger und ausübende Dichter. Schon mehrere Male hatte Lessing sich gegen diese jedes frische Leben in der Poesie ertötende Manier gewendet; man sehe sich nur die Literaturbriefe daraufhin an, beispielsweise den sechsten, wo er Palthen, und den einundvierzigsten, wo er Dusch kennzeichnet. Im „Laokoon" befreit er die Poesie endgültig von der Unnatur der Schilderungssucht.

Der „Laokoon" ist das langsam herangereifte Werk Lessings, der mehrere Entwürfe davon hinterlassen hat. Das ganze Werk sollte in drei Teile zerfallen, von welchen der erste als Torso erschien. Ein äußerst kundiger und feinsinniger Berater Lessings am „Laokoon" war sein Freund Moses Mendelssohn. Dieser hatte 1757 in seiner Schrift „Betrachtungen über die Quellen der schönen Wissenschaften und Künste" dem durch die Überlieferung geheiligten Satz, daß die Kunst eine möglichst getreue Nachahmung der Natur sein müsse, widersprochen; der Künstler müsse sich vielmehr über die gemeine Natur erheben. Mendelssohn versuchte auch eine Unterscheidung und eine Einteilung der schönen Künste untereinander. Er betonte ferner — und ging darin Lessing voran — daß die bildenden Künste ihrer innersten Natur nach nur auf sinn-

lich ausdrückbare Gegenstände beschränkt seien, da sie nicht, wie die Poesie, sich der willkürlichen Zeichen der Buchstaben bedienen. Die Dichtung sei deshalb auf das Nacheinander der Gegenstände, Malerei und Bildhauerei seien dagegen auf das Nebeneinander angewiesen; die Künstler dieser Gattungen müßten darum den Augenblick wählen, der ihren Absichten am meisten entspräche. Freilich zog Mendelssohn keine scharfen Grenzlinien zwischen den einzelnen Künsten, und die Allegorie wie die Beschreibung in der Dichtung fanden in ihm keinen Gegner.

Lessing besprach mit dem Freunde die Fragen, denen er im „Laokoon" näher trat, und verdankte ihm erfrischende Anregung und Förderung seines Werkes.

Gleich in der Vorrede ist das Thema des „Laokoon" scharf formuliert: die Gebiete der Malerei und Dichtkunst würden von vielen der neuesten Kunstrichter ineinandergemengt; diese Afterkritik habe in der Poesie die Schilderungssucht und in der Malerei, unter welchem Namen Lessing die bildenden Künste überhaupt begreift, die Allegoristerei erzeugt. Diesem falschen Geschmack und den darauf begründeten Urteilen entgegenzuarbeiten, sei die vornehmste Aufgabe des Buches, dessen Hauptgedankengang in den folgenden Reihen (möglichst mit Lessings eignen Worten) skizziert ist.

Nach Winckelmann ist das allgemeine vorzügliche Kennzeichen der griechischen Kunst edle Einfalt und stille Größe sowohl in der Stellung als im Ausdruck. Zum Beweise für seine Behauptung beruft sich der große Archäologe auf den leidenden Laokoon. Der Laokoon des Bildwerkes erhebt kein schreckliches Geschrei, wie Virgil (in seiner Äneide) von seinem Laokoon singt, sondern nur ein ängstliches und beklemmtes Seufzen. Er leidet wie des Sophokles Philoktet. Lessing stimmt mit Winckelmann darin überein, daß der Schmerz sich in dem Gesichte des Laokoon mit derjenigen Wut nicht zeige,

welche man bei der Heftigkeit desselben vermuten sollte; daß aber darin die Seelengröße des Helden zum Ausdruck gebracht werden solle, wie Winckelmann behauptet, gibt Lessing nicht zu. Denn auch der Philoktet des Sophokles stößt laute Wehschreie aus; der dritte Akt enthält ganze Zeilen hindurch jammervolle Ausrufe. Auch bei Homer schreien die Helden laut vor Weh, die weichliche Venus und der eherne Mars, wie denn der Grieche sich überhaupt keiner der menschlichen Schwachheiten schämte. Sophokles läßt sogar den sterbenden Herkules klagen und winseln, weinen und schreien. Sicher würde dieser griechische Dichter auch den Laokoon, der sich unter den verlornen Stücken des Sophokles befindet, nicht stoischer als den Philoktet und Herkules geschildert haben. Denn alles Stoische ist untheatralisch; es kann zwar unsre Bewunderung erwecken; aber die Bewunderung ist ein kalter Affekt. Kann demnach das Schreien bei Empfindung körperlichen Schmerzes, besonders nach der alten griechischen Denkungsart, gar wohl mit einer großen Seele bestehen, so kann der Ausdruck einer großen Seele nicht die Ursache sein, warum der Künstler in seinem Marmor dieses Schreien nicht hat nachahmen wollen. Warum unterdrückte er dieses Geschrei mit Vorsatz? Woher kommt diese verschiedene Darstellungsweise? Antwort: Aus der Verschiedenheit der betreffenden Künste selbst. Bei den Alten war die Schönheit das höchste Gesetz der bildenden Künste. Darum mußte der Meister der Bildgruppe das Schreien des Laokoon in Seufzen mildern, da sonst das Gesicht auf eine ekelhafte Weise entstellt würde. Die bloße weite Öffnung des Mundes ist in der Malerei ein Fleck und in der Bildhauerei eine Vertiefung, welche die widrigste Wirkung hat. — Im Anschluß an diese Vergleichung der Virgilschen Dichtung mit der Laokoongruppe formuliert Lessing für den bildenden Künstler sogleich ein zweites Gesetz. Dieser kann von der immer veränderlichen Natur nie mehr als einzigen Augenblick brauchen;

er kann ihn deshalb nicht fruchtbar genug wählen. Dasjenige aber nur allein ist fruchtbar, was der Einbildungskraft freies Spiel läßt; dazu eignet sich jedoch die höchste Staffel des Affekts am allerwenigsten. Wenn Laokoon also seufzt, so kann ihn die Einbildungskraft schreien hören; wenn er aber schreit, so kann sie von dieser Vorstellung weder eine Stufe höher, noch eine Stufe tiefer steigen, ohne ihn in einem leidlichern, folglich uninteressantern Zustande zu erblicken. Ferner darf dieser Augenblick, da er durch die Kunst eine unveränderliche Dauer erhält, nichts ausdrücken, was nur transitorisch, d. h. nur schnell vorübergehend ist; sonst wird das Lachen zum Grinsen, und das Schreien erweckt den Eindruck weibischen Unvermögens oder kindischer Unleidlichkeit.

Der Dichter dagegen ist in seinem Schaffen freier; für ihn ist körperliche Schönheit ohne Bedeutung, da er sie nicht unserm Gesichtssinn darstellt. Er nimmt jede seiner Handlungen bei ihrem Ursprung auf und führt sie durch alle möglichen Abänderungen bis zu ihrer Endschaft. Sollte ein Zug, für sich betrachtet, die Einbildung des Zuhörers beleidigen, so wird dieser Zug durch das Vorhergehende entweder so vorbereitet oder durch das Folgende so gemildert, daß er seinen Einzeleindruck verliert und in der Verbindung die trefflichste Wirkung tut. Virgils Laokoon schreit; aber wir kennen und lieben diesen Laokoon bereits als den vorsichtigsten Patrioten, als den wärmsten Vater. Wir beziehen sein Schreien nicht auf seinen Charakter, sondern lediglich auf sein unerträgliches Leiden. Und das gilt auch vom dramatischen Dichter. Sophokles beispielsweise hat in seinem Philoktet eins von den Musterstücken der Bühne geschaffen.

Nachdem Lessing so die Frage beantwortet hat, daß Malerei und Dichtkunst überhaupt nicht jene Gleichheit und Übereinstimmung miteinander haben, wie behauptet ward, greift er aus dieser Materie nunmehr die besondre Frage heraus, in

welchem Verhältnis das poetische Gemälde zu dem Gemälde der bildenden Kunst stehe. Nimmt man an, daß der Gruppe Laokoon die Virgilsche Dichtung als Vorbild gedient habe, welche Annahme jedoch nicht unbestritten ist, so lassen sich die Abweichungen der Künstler von dem Poeten (die Windungen der Schlangen, das Priestergewand, die Stirnbinde) erklären. Nimmt man jedoch an, der Dichter habe nach der Gruppe gebildet, so fehlt uns für seine Abweichungen das Verständnis; sie erscheinen uns dann als willkürlich. An dem „Polymetis“ von Spence weist Lessing nach, wie falsch es ist, die alten Dichter durch fortwährende Bezugnahme auf Kunstwerke verdeutlichen zu wollen. Spence war in dem Irrtum befangen, daß Poesie und Malerei bei den Alten eng miteinander verbunden waren. Ähnlich erging es dem Grafen Caylus. Er verwies die Maler an die Dichter, insbesondre an Homer, und zeigte dem Künstler, welche reichen Schildereien sich ihm hier darbieten, und wie vollkommen ihm die Ausführung gelingen müsse, wenn er sich genau an die kleinsten von Homer bemerkten Umstände halten könne. Wie verkehrt dieser Vorschlag ist, geht allein schon aus der Tatsache hervor, daß der Maler, da seine Kunst beschränkter als die des Dichters ist, manches nicht schildern kann, was der Dichter vermag. Homer bearbeitet eine doppelte Gattung von Wesen und Handlungen: sichtbare und unsichtbare. Diesen Unterschied kann die Malerei nicht angeben, da bei ihr alles sichtbar ist, und zwar auf einerlei Art. Gerade an Homer erkennt man den Unterschied zwischen dem poetischen Gemälde und dem des Malers. Wenn Homers Werke gänzlich verloren wären, wenn wir von seiner Ilias und Odyssee nichts übrig hätten als eine ähnliche Folge von Gemälden, dergleichen Caylus daraus vorgeschlagen, würden wir wohl aus diesen Gemälden — sie sollen von der Hand des vollkommensten Meisters sein — wenn auch nicht von dem ganzen Dichter, doch von seinem malerischen Talent uns

den Begriff bilden können, den wir jetzt von ihm haben? Der Gedanke des Grafen Caylus, welcher die Brauchbarkeit für den Maler zum Probiersteine der Dichter und ihre Rangordnung nach der Anzahl der Gemälde, die sie dem bildenden Künstler darbieten, machen will, ist hinfällig. Denn Homer hat Gemälde geschaffen, die dem Maler kein Gemälde geben; umgekehrt kann der Artist Gemälde aus Homer ziehen, wo dieser selbst keine hat. Ein Gedicht kann also sehr ergiebig für den Maler, dennoch aber selbst nicht malerisch, hinwiederum ein andres sehr malerisch und dennoch nicht ergiebig für den Maler sein. Miltons „verlornes Paradies" ist darum nicht weniger das erste Epos nach Homer, weil es wenig Gemälde liefert, als die Leidensgeschichte Christi deswegen ein Gedicht ist, weil man kaum den Kopf einer Nadel in sie setzen kann, ohne auf eine Stelle zu treffen, die nicht eine Menge der größten Artisten beschäftigt hätte. Nimmt man die Sache anders, so läßt man sich bloß von der Zweideutigkeit des Wortes Gemälde verführen. Ein poetisches Gemälde ist nicht notwendig das, was sich in ein wirkliches verwandeln läßt; sondern jeder Zug, jede Verbindung mehrerer Züge, durch die uns der Dichter seinen Gegenstand so sinnlich macht, daß wir uns dieses Gegenstandes deutlicher bewußt werden als seiner Worte, heißt malerisch, heißt ein Gemälde, weil es uns dem Grade der Illusion näher bringt, dessen das materielle (wirkliche) Gemälde besonders fähig ist.

Und nun folgen die wichtigen und vielleicht bekanntesten Sätze aus dem „Laokoon": Wenn es wahr ist, daß die Malerei zu ihren Nachahmungen ganz andre Mittel oder Zeichen gebraucht als die Poesie — jene nämlich Figuren und Farben in dem Raume, diese aber artikulierte Töne in der Zeit — und wenn unstreitig die Zeichen ein bequemes Verhältnis zu dem Bezeichneten haben müssen, so können nebeneinander geordnete Zeichen auch nur Gegenstände, die nebeneinander oder

deren Teile nebeneinander existieren, aufeinander folgende Zeichen aber auch nur Gegenstände ausdrücken, die aufeinander oder deren Teile aufeinander folgen. Gegenstände, die nebeneinander oder deren Teile nebeneinander existieren, heißen Körper. Folglich sind Körper mit ihren sichtbaren Eigenschaften die eigentlichen Gegenstände der Malerei. Gegenstände, die aufeinander oder deren Teile aufeinander folgen, heißen überhaupt Handlungen. Folglich sind Handlungen der eigentliche Gegenstand der Poesie. Doch alle Gegenstände existieren nicht allein im Raume, sondern auch in der Zeit. Sie dauern fort und können in jedem Augenblick ihrer Dauer anders erscheinen und in andrer Verbindung stehen. Jede dieser augenblicklichen Erscheinungen und Verbindungen ist die Wirkung einer vorhergehenden und kann die Ursache einer folgenden und sonach gleichsam das Zentrum einer Handlung sein. Folglich kann die Malerei auch Handlungen nachahmen, aber nur andeutungsweise durch Körper. Auf der andern Seite können Handlungen nicht für sich selbst bestehen, sondern müssen gewissen Wesen anhängen. Insofern nun diese Wesen Körper sind oder als Körper betrachtet werden, schildert die Poesie auch Körper, aber nur andeutungsweise durch Handlungen. Die Malerei kann in ihren koexistierenden (zugleich vorhandenen) Kompositionen nur einen einzigen Augenblick der Handlung nutzen und muß daher den prägnantesten wählen, aus welchem das Vorhergehende und Folgende am begreiflichsten wird. Ebenso kann auch die Poesie in ihren fortschreitenden Nachahmungen nur eine einzige Eigenschaft der Körper nutzen und muß daher diejenige wählen, welche das sinnlichste Bild des Körpers von der Seite erweckt, von welcher sie ihn braucht. Hieraus fließt die Regel von der Einheit der malerischen Beiwörter und der Sparsamkeit in den Schilderungen körperlicher Gegenstände. — Die vorstehenden Schlußfolgerungen, in denen Lessing scharfsinnig und überzeugend das Verhältnis der bildenden und

redenden Künste zu einander bestimmt, bezeichnen den Gipfelpunkt des „Laokoons".

Lessings Theorie fußt hier auf Homers Praxis. Homer malt nichts als fortschreitende Handlungen, und alle Körper malt er gemeiniglich nur mit einem Zug. Will er dem Leser einen Gegenstand körperlich näher rücken, so weiß er diesen Gegenstand in eine Folge von Augenblicken zu setzen, d. h. die Beschreibung wird zur Handlung. Will Homer uns den Wagen der Juno zeigen, so muß ihn Hebe vor unsern Augen Stück für Stück zusammensetzen. Will uns Homer zeigen, wie Agamemnon bekleidet gewesen, so muß sich der König vor unsern Augen seine Kleidung Stück für Stück anlegen: wir sehen die Kleider, indem der Dichter die Handlung des Bekleidens malt. An dem Beispiele von Hallers „Alpen" erläutert Lessing das Wesen der poetischen Schilderung, sofern sie sinnlich sichtbare Gegenstände zum Ziele hat. Dem bildenden Künstler steht für seine Absicht das räumliche Nebeneinander, dem Dichter ein zeitliches Nacheinander zu Gebote; daraus folgt, daß der Poet bei seiner dichterischen Schilderung anders verfahren muß als der Artist bei seiner bildnerischen. Unser Auge übersieht ein wirkliches Gemälde auf einmal, und wir empfangen so einen Gesamteindruck davon; ein poetisches Gemälde aber kann uns der Dichter nur nach und nach zum Bewußtsein bringen, indem er es uns Zug um Zug darstellt, und auch dann fehlt uns oft noch ein klarer Gesamteindruck. Lessing führt zur Erhärtung seiner Behauptung eine Stelle aus Hallers „Alpen" an, die als ein Meisterstück gelten kann. Aber es sind Kräuter und Blumen, welche der gelehrte Dichter hier mit großer Kunst nach der Natur malt; malt, aber ohne alle Täuschung malt. Wer da sagt, die poetische Schilderung einer Blume könne mit der Nachahmung eines Huysum (des berühmten holländischen Blumenmalers) wetteifern, muß seine Empfindung entweder nie befragt haben oder will sie vorsätz-

lich verleugnen. Hat man die Blume selbst in der Hand, so mag sich diese poetische Schilderung sehr schön rezitieren lassen; aber für sich allein sagen jene Worte wenig oder nichts. Man hört zwar in jedem Worte den arbeitenden Dichter, aber das Ding selbst ist man weit entfernt zu sehen. Dergleichen wörtlichen Schilderungen der Körper fehlt das Täuschende, worauf die Poesie vornehmlich geht; die Zergliederung des Ganzen in seine Teile wird zwar erleichtert, aber die endliche Wiederzusammensetzung dieser Teile in das Ganze fällt unsrer Phantasie ungemein schwer, ist ihr nicht selten geradezu unmöglich. Wenn der poetische Stümper, sagt Horaz, nicht weiter kann, so fängt er an, einen Hain, einen Altar, einen durch anmutige Fluren sich schlängelnden Bach, einen rauschenden Strom, einen Regenbogen zu malen.

Der Dichter soll also nicht körperliche Gegenstände schildern, am wenigsten aber körperliche schöne Gegenstände. Und auch hier ist Homer das Muster aller Muster. Er sagt: Nireus war schön; Achilles war noch schöner; Helena besaß eine göttliche Schönheit. Aber nirgends läßt er sich in die umständlichere Schilderung dieser Schönheiten ein. Gleichwohl ist das ganze Gedicht auf die Schönheit der Helena gebaut. Ariost dagegen hat diesen Fehler nicht vermieden. Derartige Versuche des Dichters, mit dem bildenden Künstler wetteifernd in die Schranken zu treten, macht den Eindruck, als sähe man Steine auf einen Berg wälzen, aus welchen auf der Spitze desselben ein prächtiges Gebäude aufgeführt werden soll, die jedoch alle auf der andern Seite von selbst wieder herabrollen.

Aber verliert die Poesie nicht zu viel, wenn man ihr alle Bilder körperlicher Schönheit nehmen will? Eben der Homer, welcher sich aller stückweisen Schilderung körperlicher Schönheit so geflissentlich enthält, weiß uns trotzdem von der Schönheit Helenas einen Begriff zu machen, der alles weit

übersteigt, was die Kunst in dieser Absicht zu leisten imstande ist: er malt die Schönheit in ihrer Wirkung. Als Helena in die Versammlung der Ältesten des trojanischen Volkes tritt, sprechen die ehrwürdigen Greise zu einander: es sei den Troern und den Achäern nicht zu verdenken, daß sie um ein solch schönes Weib sich lange schon Leiden bereiten; wer ihr Gesicht schaut, muß sie fast für eine Göttin halten. Darum ruft Lessing aus: malet uns, Dichter, das Wohlgefallen, die Zuneigung, die Liebe, das Entzücken, welches die Schönheit verursacht, und ihr habt die Schönheit selbst gemalt.

Ein andrer Weg, auf welchem die Poesie die Kunst in Schilderung körperlicher Schönheit wiederum einholt, ist dieser, daß sie Schönheit in Reiz verwandelt. Reiz ist Schönheit in Bewegung und eben darum dem Maler weniger bequem als dem Dichter. Alles, was noch in Ariosts Gemälde der Alcina gefällt und rührt, ist Reiz. Der Eindruck, den ihre Augen machen, kommt nicht daher, daß sie schwarz und feurig sind, sondern daher, daß sie mit Holdseligkeit um sich blicken und sich langsam drehen, daß Amor sie umflattert und seinen ganzen Köcher aus ihnen abschießt. Ihr Mund entzückt, nicht weil von eigentümlichem Zinnober bedeckte Lippen zwei Reihen auserlesener Perlen verschließen, sondern weil hier das liebliche Lächeln gebildet wird, welches für sich schon ein Paradies auf Erden eröffnet; weil er es ist, aus dem die freundlichen Worte tönen, die jedes rauhe Herz erweichen.

Der Poet soll also die Schönheit nicht malen. Soll er auch die Häßlichkeit nicht schildern? Homer hat es im Thersites getan. Warum war ihm bei der Häßlichkeit vergönnt, was er bei der Schönheit so einsichtsvoll sich selbst untersagte? Wird die Wirkung der Häßlichkeit durch die aufeinanderfolgende Herzählung ihrer Bestandteile nicht ebensowohl gehindert, als die Wirkung der Schönheit durch ähnliche Herzählung ihrer Bestandteile vereitelt wird? Allerdings wird sie das; aber

hierin liegt auch die Rechtfertigung Homers. Eben weil die Häßlichkeit in der Schilderung des Dichters zu einer minder widerwärtigen Erscheinung körperlicher Unvollkommenheiten wird und gleichsam von der Seite ihrer Wirkung Häßlichkeit zu sein aufhört, wird sie dem Dichter brauchbar. Er kann sie benutzen, um die vermischten Empfindungen des Lächerlichen und des Schrecklichen wachzurufen und zu verstärken. Homer macht den Thersites häßlich, um ihn lächerlich zu machen. Er wird aber nicht durch seine bloße Häßlichkeit lächerlich, sondern dadurch, daß diese im Widerspruch mit der Idee steht, die er von seiner eignen Wichtigkeit hat. Weiter. Wenn unschädliche Häßlichkeit lächerlich werden kann, so ist schädliche Häßlichkeit allezeit schrecklich. Lessing erläutert diesen Satz an Beispielen aus Shakespeares König Lear und Richard dem Dritten.

Welchen Gebrauch darf nun der bildende Künstler von der Häßlichkeit der Formen machen? Er darf sie weder an sich darstellen, noch darf er sie zur Erreichung des Lächerlichen oder Schrecklichen benutzen. Denn unschädliche Häßlichkeit bleibt nicht lange lächerlich; die unangenehme Empfindung gewinnt die Oberhand, und was in den ersten Augenblicken possierlich war, wird in der Folge bloß abscheulich. Nicht anders geht es mit der schädlichen Häßlichkeit; das Schreckliche verliert sich nach und nach, und das Unförmliche bleibt allein und unveränderlich zurück.

Endlich äußert sich Lessing noch über die Empfindung des Ekels. Das Ekelhafte an und für sich kann weder ein Gegenstand der Malerei noch der Dichtkunst werden. Aber die Poesie kann das Ekelhafte in Anwendung bringen, um eine Steigerung des Lächerlichen oder Schrecklichen zu veranlassen. Vorstellungen der Würde, des Anstandes mit dem Ekelhaften in Gegensatz gestellt, werden lächerlich. Beispiele dafür bietet Aristophanes in Menge. Mit dem Schrecklichen

scheint sich das Ekelhafte noch inniger vermischen zu können. Was wir das Gräßliche nennen, ist nichts als ein ekelhaftes Schreckliches. Ist dem Dichter die Darstellung ekelhafter Züge erlaubt, wenn unser Mitleid dabei interessiert wird, so soll der Maler ekelhafte Gegenstände überhaupt vermeiden, auch zur Vermehrung des Häßlichen oder Schrecklichen, weil das Ekelhafte in einer sichtbaren Nachahmung von seiner Wirkung ungleich weniger verliert als in einer hörbaren.

Damit ist der Hauptinhalt des ersten Teils vom „Laokoon" angedeutet. In den noch folgenden Kapiteln äußert sich Lessing über Einzelheiten aus Winckelmanns 1764 erschienener Geschichte der Kunst.

Der „Laokoon" ist ein Bruchstück. Lessing ist nicht dazu gekommen, die Schrift, wie er beabsichtigte, fortzusetzen. Verhältnisse, die seinem Vorhaben nicht günstig waren, hielten ihn von der Arbeit ab. Das ist tief zu bedauern. Denn aus den hinterlassenen Aufzeichnungen zum „Laokoon" geht hervor, wie umfassend Lessing den Plan zu diesem Werke angelegt. Es sollte das ganze Gebiet der schönen Künste, sogar die Musik und die Tanzkunst, behandelt werden. Und welche Bedeutung der veröffentlichte Teil des „Laokoon" hat, geht allein schon daraus hervor, daß das hier ausgesprochene Grundgesetz noch in unsern Tagen Geltung hat, wenngleich manche Partien des Buches von nachfolgenden kunstwissenschaftlichen Untersuchungen überholt, ja als Mängel nachgewiesen sind. Die Betrachtung der Dichtkunst geschieht durchgehends zu sehr auf Kosten der bildenden Kunst, für die Lessing seiner Begabung und seinem Entwicklungsgange nach nicht das Verständnis besaß, wie für die Poesie. Schon Nicolai beklagt in einem Briefe an Chr. Ludwig v. Hagedorn, daß Lessing in der Beurteilung der Malerei nicht von der Erfahrung ausgehe und keine Kunstwerke betrachte. Italien hatte Lessing noch nicht gesehen; zwar kannte er die Kunstsammlungen Dresdens, Leip-

zigs sowie Berlins, und auf seiner Reise mit Winkler hatte er eine Anschauung von der niederländischen Kunst gewonnen. Die Laokoongruppe aber kannte er nur aus einer Umrißzeichnung, die doch nur ein armseliger Behelf war. Die Porträt-, Landschafts- und Geschichtsmalerei ist, wie Karl Justi betont, im „Laokoon" mangelhaft, zum Teil sogar ungerecht gewürdigt. Derselbe Biograph Winckelmanns führt ferner aus, daß Lessing den Begriff der Nachahmung einseitig auffaßt und den der Schönheit nicht unverrückbar bestimmt, sondern zwischen den verschiedenen Erklärungen dieses Begriffes der damaligen Zeit schwankt. Und macht der Untertitel des Buches „Über die Grenzen der Malerei und der Poesie" nicht schon etwas stutzig, noch mehr, wenn man — wie erwähnt — am Schluß der Vorrede liest, daß Lessing „unter dem Namen der Malerei die bildenden Künste überhaupt begreift"? Was für die Malerei gilt, hat das auch für alle Gebiete der bildenden Kunst Gesetzeskraft? Bereits Garve und Nicolai tadelten die Vermengung des Malerischen und Bildnerischen miteinander.

Aber was wollen diese Einwürfe gegen die ragende Bedeutung und nachhaltige Wirkung des „Laokoon" sagen! Zwar blieb Winckelmann, von dessen Urteil über das Werk Lessing einen gewinnbringenden Gedankenaustausch erhoffte, anfangs in einer vornehm kühlen Zurückhaltung, die an Verachtung grenzte. Nachdem er es kennen gelernt, fand er allerdings, er habe es hier nicht, wie er zuerst geglaubt, mit einem „jungen Bärenführer" zu tun. Da fand er es sogar rühmlich, von so rühmlichen Leuten beurteilt zu werden. Schon wollte er sich zu einer Antwort auf Lessings Ausführungen herbeilassen, da zog er sich wieder auf den Gipfel seiner Unnahbarkeit zurück, warf Lessing Mangel an Kenntnissen vor und fand in dem „Laokoon" einen „Universitätswitz, welcher sich in Paradoxen hervortun will". Lessing hat es ihm nicht nachgetragen. Als Winckelmann gestorben war (8. Juni 1768), schrieb Les-

sing an Nicolai (5. Juli 1768): „Das ist seit kurzem der zweite Schriftsteller, dem ich mit Vergnügen ein paar Jahre von meinem Leben geschenkt hätte.“ — Kleinere Anzeigen des „Laokoon“ von Klotz, Riedel und v. Murr ließen Lessing ziemlich kalt. Inhaltsreiche Besprechungen boten Garve und Herder. Garve ging in seiner kritischen Würdigung Schritt für Schritt das Werk durch, beleuchtete klar Lessings Gedankengang und hob die Licht- und Schattenseiten des Buches scharf hervor. Herder wurde vom „Laokoon“ zum ersten Heft seiner „Kritischen Wäldchen“ angeregt. Er widersprach zwar den Theorien Lessings lebhaft, wenn auch nicht immer glücklich, ging aber dabei mit einem der Sache würdigen Ernst und dem ehrlichen Streben vor, sich in die Materie zu vertiefen und ihr neue fruchtbare Seiten abzugewinnen, so daß Lessing sich mit seiner Kritik wohl zufrieden erklärte. Unumwunden erkannte Herder die Bedeutung des „Laokoon“ an und nannte das Buch „ein Werk, an welchem die drei Huldgöttinnen unter den menschlichen Wissenschaften, die Muse der Philosophie, der Poesie, der Kunst des Schönen geschäftig gewesen.“ Welch tiefen Eindruck der „Laokoon“ auf die empfängliche Jugend der damaligen Zeit machte, sagt Goethe in „Dichtung und Wahrheit“: „Man muß Jüngling sein, um sich zu vergegenwärtigen, welche Wirkung Lessings Laokoon auf uns ausübte, indem dieses Werk uns aus der Region eines kümmerlichen Anschauens in die freien Gefilde des Gedankens hinriß. Das so lange mißverstandene ut pictura poesis (Gleichheit von Malerei und Poesie) war auf einmal beseitigt, der Unterschied der bildenden und Redekünste klar, die Gipfel beider erschienen nun getrennt, wie nah ihre Basen auch zusammenstoßen mochten. Der bildende Künstler sollte sich innerhalb der Grenzen des Schönen halten, wenn dem redenden, der die Bedeutung jeder Art nicht entbehren kann, auch darüber hinaus zu schweifen vergönnt war. Jener arbeitet

für den äußern Sinn, der nur durch das Schöne befriedigt wird, dieser für die Einbildungskraft, die sich wohl mit dem Häßlichen noch abfinden mag."

Wie sehr auch der „Laokoon" seit seinem Erscheinen den schärfsten Angriffen der Kritik und den einander widersprechendsten Meinungen von Gelehrten und Laien ausgesetzt war, so ist er doch „das unumstößliche Grundgesetz der künstlerischen Stillehre" geblieben. „Seit wir Lessings ‚Laokoon' besitzen, gehört der Satz, daß der Dichter nicht malen soll, in das ABC der Poesie," sagt Vischer treffend. Hettner hat Recht, wenn er die höchste Anerkennung des Lessingschen „Laokoon" in einer Anklage Herders wider dieses Buch ausgesprochen findet: „Ich zittere," schrieb Herder, „vor dem Blutbade, das die Behauptung, Handlungen sind die eigentlichen Gegenstände der Poesie, unter alten und neuen Poeten anrichten muß; von Tyrtäus bis Gleim und von Gleim wieder nach Anakreon zurück, von Ossian zu Milton und von Klopstock zu Virgil wird aufgeräumt, der lehrhaften, der malenden, der idyllischen Dichter nicht zu gedenken." Es ist als ein glücklicher Zufall zu preisen, daß das Erscheinen des „Laokoon" in die Zeit fällt, da unsre Nationalliteratur zu neuer Blüte erwachte. Sie ist unter der heilvollen Einwirkung der Lessingschen Lehren gediehen; Goethe und Schiller verleugnen in ihren Schriften nicht den Einfluß ihres genialen Vorgängers. Man lese beispielsweise „Hermann und Dorothea" oder Schillers Aufsatz über die „Anmut", und man stößt auf Lessings Spuren. Wieland spricht direkt aus, daß er bei Lessing in die Schule gegangen. Schalkhaft sagt er in seinem 1767 entstandenen „Idris":

„Er läßt den Fluß zurück und tritt in einen Hain,
Den ich, weil Lessing mich am Ohr zupft, nicht beschreibe."

Genial ist der „Laokoon" sowohl seines Inhaltes wie auch seiner Form wegen. Lessing gibt hier nicht nur der Kunst neues Leben, sondern auch der Methode wissenschaftlicher

Untersuchungen. Und diese Methode gebiert hier des Verfassers Stil. Darum ist der „Laokoon" für Lessings geistige Eigenart so charakteristisch. Wie ein Spaziergänger, der kaum ein Ziel zu haben scheint, schlendert Lessing — er selbst wendet diesen Vergleich an — durch die Gefilde der Kunst. Bald hierhin, bald dorthin führt der Weg. Und doch wird kein Schritt umsonst getan. Unverrückbar hat er das Endziel im Auge und ist des Weges kundig, auf welchem sich dem Auge des Wanderers herrliche Aussichten eröffnen. Die scheinbare Zufälligkeit wird zur planmäßigen Sicherheit, und sind wir am Ziel, so tragen wir in uns eine Fülle genußreicher Anregung. Wir werden nicht plötzlich vor die fertigen Resultate der Untersuchungen hingeführt, wir stellen die Untersuchungen mit Lessing gemeinsam an. Lessings Lehren entstehen vor unsern Augen. Von konkreten Beispielen ausgehend, erweckt er in uns eine Idee, an der sich eine zweite und dritte entzündet. Mit unbeugsamer Folgerichtigkeit reiht er eine an die andre, verallgemeinert sie mehr und mehr, bis wir im Stande sind, die in scharf unterscheidenden Begriffsbestimmungen formulierten Lehrsätze zu verstehen. In dieser Methode liegt ein Hauptreiz der Lektüre. Wir gewinnen einen Einblick in die geistige Werkstatt des Schaffens. Darum sagte schon Garve, daß der Laokoon mehr eine Geschichte der Lessingschen Meditationen als das bloße Resultat derselben sei, und Goethe gab Eckermann nicht Unrecht, als dieser (1827) äußerte: „An Lessing ist es merkwürdig, daß er in seinen theoretischen Schriften, z. B. im ‚Laokoon', nie geradezu auf Resultate losgeht, sondern uns immer erst jenen philosophischen Weg durch Meinung, Gegenmeinung und Zweifel herumführt, ehe er uns endlich zu einer Art von Gewißheit gelangen läßt." Von dieser Methode Lessings abhängig ist sein Stil, der, wie Guhrauer hervorhebt, kein naiver, gleichsam angeborner, sondern die Wirkung seiner Verstandestätigkeit ist.

So hat Lessing in seinem „Laokoon" der Nachwelt ein Werk hinterlassen, das unsterblich wie sein Name ist.

Dreizehntes Kapitel.

Hamburg.

Nachdem Lessings Hoffnung, königlicher Bibliothekar in Berlin zu werden, sich als trügerisch erwiesen hatte, zog es ihn fort von dieser Stadt. Da kam ihm ein Anerbieten von Hamburg, und weil er eben müßig am Markt stand und niemand ihn dingen wollte, schreibt er bitter in der Dramaturgie, so nahm er es an.

Die Elbrepublik, deren Bürger auf die politische Selbständigkeit ihrer Stadt nicht wenig stolz waren, hatte sich seit dem Westfälischen Frieden kraftvoll entwickelt. Der kühne Unternehmungsgeist und unermüdliche Erwerbssinn der Elbhanseaten hatte der Stadt einen Welthandel erschlossen. Aber Hamburg war nicht eine Stadt nur kaufmännischer Tätigkeit und materieller Lebensgenüsse, sondern auch ein Mittelpunkt geistigen Lebens in Norddeutschland. Schon die Geschichte seines Theaters beweist das und vollends das Unternehmen, für welches Lessing geworben wurde.

Seit 1677 besaß Hamburg ein stehendes Theater. Es war das von Gerhard Schott im Opernhof errichtete Opernhaus (am östlichen Ende des Gänsemarkts). Lessing kannte jedenfalls das Gebäude von seiner Reise mit Winkler her (siehe S. 140 dieses Buches). Damals hatte er die persönliche Bekanntschaft des genialen Ekhof gemacht, die ihm jetzt sehr zu statten kam. Das alte Opernhaus mußte wegen Baufälligkeit 1765 abgebrochen werden. Es konnte schon seit

längerer Zeit nicht mehr benutzt werden. Dafür hatte 1752 das Komödienhaus am Dammtorwall seine Pforten den reisenden Schauspielertruppen aufgetan. Das Gastspiel der Neuberin daselbst hatte allerdings einen Mißerfolg. Leidlicher erging es der Schönemannschen Gesellschaft (seit 1756) und noch besser Koch (1758—1763). Ihm folgte ein Jahr später der Theaterprinzipal Konrad Ernst Ackermann, Vater der berühmten Schauspielerfamilie. Er ließ an Stelle des Opernhauses ein neues Schauspielhaus errichten, das am 31. Juli 1765 mit Löwens Vorspiel „Die Komödie im Tempel der Tugend" und de Belloys Tragödie „Zelmire" eröffnet ward. Ein Schröderſches Ballett beschloß die erste Vorstellung in diesem Raum, auf welchen der „Schutzgeist Hamburgs in Kaufmannsgestalt" segnend herabblickte.

Ackermann erwies sich aber bald als nicht geeignet für seinen Posten. Trotz seiner derb zugreifenden Entschlossenheit, deren Eindruck durch seine imponierende Gestalt noch verstärkt wurde, erlag er den Ränken einer ihm gegnerisch gesinnten Partei. Diese hatte um so leichteres Spiel, als Ackermann sich in Geldnöten befand; der Neubau und der Aufwand des Balletts hatten große Summen verschlungen. Sein Hauptgegner war Johann Friedrich Löwen, der Schwiegersohn Schönemanns, ein vielgeschäftiger Mann. Löwen, Sekretär in Schwerin, geizte nach einer führenden Stelle an der neuen Bühne und unterminierte Ackermanns Posten. 1766 erschien aus seiner Feder „Geschichte des deutschen Theaters," in welcher er die Schäden der Theaterverhältnisse aufdeckte und Verbesserungsvorschläge machte. Als Gründe für die mißliche Lage, in der sich das deutsche Theater befand, sind aufgeführt: Unwissenheit der Prinzipale, Mangel an Weltkenntnis und Sitten bei den Schauspielern, die üble Einschiebung von Operetten, das Vorurteil der Geistlichen, die Empfindlichkeit der Schauspieler gegen eine gewissenhafte Kritik. Löwen fordert Auf-

hebung der Prinzipalschaft (der Staat müsse die Bühne durch einen Intendanten leiten) Errichtung einer Theaterakademie und allseitige Hebung des Komödiantenstandes.

Unterstützung in seinen Angriffen gegen Ackermann fand Löwen bei der ersten Heldendarstellerin der Truppe, Frau Friederike Sophie Hensel, geb. Sparmann, die eigensüchtige Zwecke dabei verfolgte. Sie benutzte die Gelegenheit, eine ihr lästige Nebenbuhlerin (Karoline Schulze) zu verdrängen. Frau Hensel wußte ihren Liebhaber, den Kaufmann Abel Seyler, für die Ideen Löwens zu begeistern. Der zweite im Bunde war Seylers Kompagnon Martin Tillemann, mit welchem er es glücklich schon zu einem Millionbankerott gebracht hatte, und der dritte war der Tapeteuhändler Adolf Siegmund Bubbers, der den Kontorbock verlassen und sich den Kulissengeistern verschrieben hatte.

Ackermann, der offenen und versteckten Angriffe müde, verpachtete am 24. Oktober 1766 sein Theater auf zehn Jahre an ein Konsortium Hamburger Kaufleute, dessen Seele Abel Seyler und seine beiden erwähnten Genossen waren. Ihre stolze Aufgabe erblickten sie in der Gründung eines stehenden Nationaltheaters in Hamburg. Verdienten Schauspielern ward Hilfe im Alter versprochen, und für die beste deutsche Tragödie oder Komödie sollte alljährlich ein Preis von fünfzig Dukaten ausgesetzt werden. Löwen wurde als technischer Direktor berufen. Es war ein glücklicher Gedanke von ihm, Lessing als Theaterdichter für das Unternehmen zu gewinnen. Auf seine Veranlassung setzte sich das Konsortium mit diesem in Verbindung, wobei Löwen der Vermittler war. Er bat in einem Briefe (4. Nov. 1766) Nicolai, bei Lessing auf den Busch zu klopfen, ob er geneigt sei, die Stelle zu übernehmen. In Lessing erwachte die alte Liebe. Kurz entschlossen holte er seine „Minna von Barnhelm“, die hinter den ästhetischen Studien zum „Laokoon“ lange hatte zurückstehen müssen, wieder hervor

und ging (Anfang Dezember 1766) nach Hamburg, um die Verhältnisse der dortigen Bühne mit eignen Augen zu prüfen. Am 22. Dezember schon schrieb er seinem Bruder Karl in Berlin, daß die Sache einen sehr guten Gang nehme, und daß es nur auf ihn ankomme, sie unter den vorteilhaftesten Bedingungen abzuschließen. Aber der klingende Lohn — man bot ihm jährlich 3200 Mark nach unserm jetzigen Gelde — war für ihn nicht allein ausschlaggebend. Bedenklichkeiten erregte ihm das Ansinnen der Hamburger Theaterherren, der Goldoni der Bühne zu werden. Als Theaterdichter wäre er zur Lieferung einer Reihe neuer Dramen verpflichtet gewesen. Er kannte aber seine Arbeitsweise, die den Zwang haßte und der vorsichtig abwägenden Kritik das letzte, entscheidende Wort gab: „Wenn ich mit ihrer Hilfe etwas zu stande bringe, welches besser ist, als es einer von meinen Talenten ohne Kritik machen würde: so kostet es mir so viel Zeit; ich muß von andern Geschäften so frei, von unwillkürlichen Zerstreuungen so ununterbrochen sein, ich muß meine ganze Belesenheit so gegenwärtig haben; ich muß bei jedem Schritte alle Bemerkungen, die ich jemals über Sitte und Leidenschaften gemacht, so ruhig durchlaufen können: daß zu einem Arbeiter, der ein Theater mit Neuigkeiten unterhalten soll, niemand in der Welt ungeschickter sein kann, als ich." Die Verhandlungen Lessings mit den Unternehmern gediehen dahin, daß er als Konsulent und Dramaturg an dem Nationaltheater angestellt ward. Mit frohem, hoffnungsvollem Herzen kehrte er auf einige Zeit nach der preußischen Hauptstadt zurück, um seinen Wegzug vorzubereiten. An Gleim schrieb er über seine Zukunft (1. Februar 1767), daß er in neun bis zehn Wochen wieder nach Hamburg zu gehen denke, wahrscheinlich, um auf immer da zu bleiben. „Ich hoffe, es soll mir nicht schwer fallen, Berlin zu vergessen. Meine Freunde daselbst werden mir immer teuer, werden immer meine Freunde bleiben;

aber alles übrige vom Größten bis zum Kleinsten — doch ich erinnere mich, Sie hören es ungern, wenn man sein Mißvergnügen über diese Königin der Städte verrät. — Was hatt' ich auf der verzweifelten Galeere zu suchen? — Fragen Sie mich nicht, auf was ich nach Hamburg gehe. Eigentlich auf nichts. Wenn sie mir in Hamburg nur nichts nehmen, so geben sie mir ebensoviel, als sie mir hier gegeben haben. Doch Ihnen brauche ich nichts zu verhehlen. Ich habe allerdings mit dem Theater und den Entrepreneurs desselben eine Art von Abkommen getroffen, welches mir auf einige Jahre ein ruhiges und angenehmes Leben verspricht. — Ich will meine theatralischen Werke, welche längst auf die letzte Hand gewartet haben, daselbst vollenden und aufführen lassen. Solche Umstände waren notwendig, die fast erloschene Liebe zum Theater wieder bei mir zu entzünden. Ich fing eben an, mich in andre Studien zu verlieren, die mich gar bald zu aller Arbeit des Genies würden unfähig gemacht haben."

In den ersten Apriltagen 1767 verließ Lessing endgültig Berlin und siedelte nach Hamburg über. Er hatte weder von seinen Freunden, noch von seinem Bruder Abschied genommen. Bei diesem Aufenthaltswechsel traf ihn ein ähnliches Mißgeschick, wie bei seinem Weggange von Breslau. Wurden ihm damals von seinem Bedienten Kleider gestohlen, so jetzt von einem andern Bücher. Nicolai berichtet, daß Lessings Aufwärter einen Teil der Bücher, darunter seltene Ausgaben, entwendete und als Makulatur in einem Butterkeller verkaufte. Der Erlös aus den Büchern, welche Lessing in Berlin veräußerte, blieb weit hinter den Erwartungen zurück; niemand wollte den gelehrten Schund, wie Karl Lessing sagt, erstehen.

Bald nach seiner Ankunft in der alten Hansestadt trat Lessing als Teilhaber einem buchhändlerischen Unternehmen bei, das ihm eine schwere Enttäuschung und drückende Verpflichtungen bringen sollte. Auf dem Holzdamm hatte Johann

Joachim Christoph Bode, ein Mann von abenteuerlichem Bildungsgang — er war nacheinander Schafhirt, Hoboist bei einer Militärkapelle, Studierender in Helmstedt, Musik- und Sprachmeister in Hamburg, Hauslehrer, Übersetzer (z. B. Sternes „Empfindsame Reise") und anderes gewesen — eine „Buchhandlung der Gelehrten" eröffnet, nachdem er durch den Tod seiner zweiten Frau zu einem ansehnlichen Vermögen gekommen war. Den breitschultrigen Mann mit dem derben Gesicht bewegten hochfliegende Pläne: er wollte die Werke der besten deutschen Schriftsteller so veröffentlichen, daß Verfasser und Verleger dabei größern Gewinn erzielten als auf dem gewöhnlichen buchhändlerischen Wege. Das Ideal, das Bode, Lessing und andren Leuten, wie Wieland, Gleim und Klopstock, vorschwebte, war — wie Erich Schmidt sagt — ein nicht von einem einzelnen, sondern von einem Schriftstellerbund organisierter Selbstverlag. Bode war aber ein schlechter Kaufmann. Ihm fehlten praktische Geschäftskenntnisse, und Lessing besaß deren vielleicht noch weniger. Die Warnungen des erfahrenern Nicolai schlug man in den Wind. Dazu kam, daß damals kein Buch vor der Ausbeutung durch gaunerischen Nachdruck sicher war. Auch Lessings dramaturgische Blätter entgingen diesen Fangarmen nicht. Die berüchtigte Firma „Dodsley und Kompagnie, London" — hinter diesem Decknamen verbarg sich Schwickert in Leipzig — bemächtigte sich der „Hamburgischen Dramaturgie" als des gewinnbringenden Werkes eines der angesehensten Geister Deutschlands. 1769 trennte sich Lessing von der geschäftlichen Verbindung mit Bode, in dessen Druckerei die „Hamburgische Dramaturgie", die „Antiquarischen Briefe" und „Wie die Alten den Tod gebildet" gedruckt wurden. Persönlich blieb er mit Bode in freundschaftlicher Beziehung.

In Hamburg bezog Lessing vorerst eine Wohnung in einem Hause auf dem Brook. Voll froher Hoffnungen gab er sich seiner neuen Aufgabe hin. Am 22. April 1767 ward

das Nationaltheater mit einem Prolog von Dusch eröffnet. Frau Löwen sprach die Worte. Es folgte Cronegks Tragödie „Olint und Sophronia". Ein Epilog, von Frau Hensel gesprochen, beschloß den Abend. Lessing ließ an demselben Tage die „Ankündigung" seiner „Dramaturgie" erscheinen. In ruhiger, eindringlicher Weise, voll vornehmer Sachlichkeit, ohne Gunsthascherei und Schmeichelei, die man bei einem Lessing auch vergeblich sucht, wird dem Leser die Bedeutung der neuen Bühne und die Aufgabe der dramaturgischen Blätter dargelegt. Lessing verbürgt sich für die guten Absichten der Männer, welche das Unternehmen ins Leben gerufen haben. Der feinere Teil des Publikums habe ihnen zugestimmt, und die Neider und Ränkeschmiede, welche den patriotischen Absichten dieser Männer unlautere Nebenabsichten unterschieben, möge man gebührend verachten. Kosten und Fleiß, woran Leiter und Darsteller nichts fehlen lassen werden, möge das Publikum durch Teilnahme vergelten. Auch habe es das Recht, seine Meinung zu äußern. Es komme nur und sehe und höre und prüfe und richte! Seine Stimme solle nie geringschätzig verhört, sein Urteil nie ohne Unterwerfung vernommen werden. Nur solle sich nicht jeder kleine Kritikaster für das Publikum und nicht jeder Liebhaber des Theaters für einen Kenner desselben halten. Wohl habe eine werdende Bühne viele Stufen zu erklimmen, bis sie zum Gipfel der Vollkommenheit gelange. Alles könne mithin nicht zugleich geschehen. — Auf die Bedeutung der dramaturgischen Zeitschrift übergehend, sagt Lessing, sie solle ein kritisches Register von allen aufzuführenden Stücken geben und jeden Schritt begleiten, den die Kunst, sowohl des Dichters als des Schauspielers, hier tun wird. Ehrlicherweise betont Lessing, daß man nicht immer Meisterstücke aufführen könne, weil daran Mangel sei; werde das Mittelmäßige für nichts mehr ausgegeben, als es sei, so könne der unbefriedigte Zuschauer wenigstens daran urteilen lernen. Die größte Fein-

heit eines dramatischen Richters sei, sagt Lessing, auf seine Aufgabe hindeutend, in jedem Falle des Vergnügens und Mißvergnügens unfehlbar zu unterscheiden, was und wieviel davon auf die Rechnung des Dichters oder des Schauspielers komme. Der Schauspieler, dessen Kunst flüchtig sei, dürfe bei seiner Beurteilung durch den Dramaturgen deshalb die größte Strenge und Unparteilichkeit erwarten.

Die neue Bühne verfügte über eine Reihe vortrefflicher Kräfte. Konrad Ekhof (1720—1778), „der Vater der deutschen Schauspielkunst", überragte alle. „Wie leicht, wie angenehm ist es," sagt Lessing in seiner Dramaturgie von ihm, „einem Künstler nachzuforschen, dem das Gute nicht bloß gelingt, sondern der es macht!" Man sah es dem kleinen, unscheinbaren Herrn mit dem runzelvollen Gesicht und dem gebückten Gange nicht an, welche Fülle edler Kunstdarstellung in ihm wohnte. Ekhof, Sohn eines Hamburger Stadtsoldaten — sein naturgetreues Hamburger Platt wies auf seine Abstammung hin — vereinigte in sich einen großen Künstler und einen edlen Menschen. Mit seherischem Blick, wie er dem gottbegnadeten Künstler eigen ist, erkannte er sofort das Wesentliche und Wahre einer Rolle und besaß die Fähigkeit, sie in einer Vollendung zur Darstellung zu bringen, daß man über sein modulationsreiches, kräftiges Sprachorgan und seine vornehme Mimik seine körperlichen Unvollkommenheiten vergaß. Welche Gewalt hatte dieser schief und kurz gewachsene Mann über die Herzen seiner Zuschauer! Sogar den verstandesnüchternen Nicolai vermochte er durch den Zauber seiner Kunst abwechselnd zum Weinen und zum ausgelassenen Lachen zu bringen. Er beherrschte das Tragische und das Heitere, war ein Sprachkundiger und ein Dichter, ein Redner und ein Schriftsteller. „Wenn der Dichter tief in das Meer der menschlichen Gesinnungen und Leidenschaften taucht, so muß der Schauspieler ihm ja wohl nachtauchen, bis er ihn trifft," sagte

Ekhof später von seiner Darstellung des Odoardo. „Das ist freilich mühsam und mißlich, aber nur wenige Autoren machen es den Schauspielern so schwer wie Lessing. Man kann sie leicht haschen; wenn andre es Ihnen nachmachen wollten, würden sie ersaufen wie die Ratten.“ So streng solid seine künstlerischen Grundsätze waren, so unantastbar waren seine sittlichen Prinzipien. Der makellose Mensch unterstützte den großen Künstler; das gibt seinem Lebensbild eine harmonische Abrundung. Darum sagt Lessing in der Dramaturgie: „Ein ihm [Ekhof] ganz eignes Talent ist dieses, daß er Sittensprüche und allgemeine Betrachtungen, diese langweiligen Ausbeugungen eines verlegenen Dichters, mit einem Anstande, mit einer Innigkeit zu sagen weiß, daß das Trivialste von dieser Art in seinem Munde Neuheit und Würde, das Frostigste Feuer und Leben erhält. . . Und wodurch bewirkt dieser Schauspieler, daß wir auch die gemeinste Moral so gern von ihm hören? . . . Alle Moral muß aus der Fülle des Herzens kommen, von der der Mund übergeht; man muß ebensowenig lange darauf zu denken als damit zu prahlen scheinen.“ So war dieser Mann, „ein Proteus von Gestalt, ein Zauberer im Ton.“ Wohl gebührt seinem Andenken das Ehrenplätzchen an dem Sockel von Lessings Denkmal in Hamburg.

Neben Ekhof verdient Frau Hensel lobende Erwähnung. Sie wurde später Seylers zweite Gemahlin. Diese Frau, gleich groß in der dämonischen Leidenschaft ihres Spiels, wie im Intrigieren gegen eine lästige Nebenbuhlerin, war nach Lessings Urteil „ohnstreitig eine von den besten Aktrizen, welche das deutsche Theater jemals gehabt hat.“ Lessing, obwohl er kein persönlicher Freund der rollensüchtigen Dame war, rühmt an ihr als besondern Vorzug „eine sehr richtige Deklamation;“ „sie weiß den verworrensten, holprigsten, dunkelsten Vers mit einer Leichtigkeit, mit einer Präzision zu sagen, daß er durch ihre Stimme die deutlichste Erklärung, den voll-

ständigsten Kommentar erhält." Und an einer andren Stelle der Dramaturgie (20. Stück) heißt es von ihr: „Kein Wort fällt aus ihrem Munde auf die Erde. Was sie sagt, hat sie nicht gelernt, es kommt aus ihrem eignen Kopfe, aus ihrem eignen Herzen. Sie mag sprechen, oder sie mag nicht sprechen, ihr Spiel geht ununterbrochen fort." Außer Ekhof und Madame Hensel sind unter den männlichen Mitgliedern der Hamburger Bühne Ackermann, Boek, Borchers und Hensel zu nennen, unter den weiblichen die pikante Madame Susanne Mecour, geb. Preisler, später die erste Darstellerin der Recha; in der Dramaturgie sucht man ihren Namen nur deshalb vergeblich, weil sie hier nicht öffentlich erwähnt sein wollte. Frau Löwen spielte die sentimentale Liebhaberin, erwies sich aber auch in Mutterrollen nützlich. In „Minna von Barnhelm" hatte sie die Dame in Trauer darzustellen. „Madame Löwen," liest man im 8. Stück der Dramaturgie, „verbindet mit dem silbernen Tone der sonorsten lieblichsten Stimme, mit dem offensten, ruhigsten und gleichwohl ausdrucksfähigsten Gesichte von der Welt das feinste, schnellste Gefühl, die sicherste, wärmste Empfindung, die sich zwar nicht immer so lebhaft, als es viele wünschen, doch allezeit mit Anstand und Würde äußert." — Frau Boek errang mit Ekhof große Erfolge in plattdeutschen Rollen. Dorothea und Charlotte Ackermann zeichneten sich später, die eine in sentimentalen, die andre in naiven Rollen aus. Ackermanns genialer Stiefsohn Schröder befand sich damals noch im Zustande schäumender Gärung.

Am ersten Mai 1767 erschien das „Erste Stück" der „Hamburgischen Dramaturgie," deren Programm Lessing in der „Ankündigung" entrollt hatte. Seine Absicht, die aufgeführten Stücke, sowie ihre Darstellungen kritisch zu beleuchten, mußte er bald dahin einschränken, nur die Dichtungen zu besprechen. Böswillige Klatschsucht und namentlich die äußerst reizbare Eitelkeit der Schauspieler verleideten ihm sein Vor-

haben. Madame Mecour hatte sich von vornherein, wie erwähnt ist, jede Kritik ihrer Tätigkeit auf der Bühne verbeten. Frau Hensel gebührt das traurige Verdienst, den Stein ins Rollen gebracht zu haben. Anläßlich der Aufführung der „Cenie" schrieb Lessing, nachdem er dem schauspielerischen Talent dieser Frau eine Reihe von Verbeugungen gemacht: „Ich wüßte nur einen einzigen Fehler; aber es ist ein sehr seltner Fehler, ein sehr beneidenswürdiger Fehler. Die Aktrize ist für die Rolle zu groß. Mich dünkt einen Riesen zu sehen, der mit dem Gewehr eines Kadetten exerziert. Ich möchte nicht alles machen, was ich vortrefflich machen könnte." Frau Hensel war empört über diese Äußerung und kündigte dem Kritiker den Frieden auf. Sie beruhigte sich erst, als Lessing, um solch ärgerlichen Vorkommnissen auszubeugen, nur noch eine literar-ästhetische Würdigung der Dramen gab. Aber er konnte es sich doch nicht versagen, im 25. Stück der Dramaturgie die bezeichnenden Sätze niederzuschreiben: „Ich weiß einem Künstler, er sei von meinem oder dem andern Geschlechte, nur eine einzige Schmeichelei zu machen, und diese besteht darin, daß ich annehme, er sei von aller eiteln Empfindlichkeit entfernt, die Kunst gehe bei ihm über alles, er höre gern frei und laut über sich urteilen und wolle sich lieber auch dann und wann falsch als seltener beurteilt wissen. Wer diese Schmeichelei nicht versteht, bei dem erkenne ich mich gar bald irre, und er ist es nicht wert, daß wir ihn studieren. Der wahre Virtuose glaubt es nicht einmal, daß wir seine Vollkommenheit einsehen und empfinden, wenn wir auch noch so viel Geschrei davon machen, ehe er nicht merkt, daß wir auch Augen und Gefühl für seine Schwäche haben. Er spottet bei sich über jede uneingeschränkte Bewunderung, und nur das Lob desjenigen kitzelt ihn, von dem er weiß, daß er auch das Herz hat, ihn zu tadeln." Und gegen den Schluß der „Hamburgischen Dramaturgie" hin, da, wo Lessing Abrechnung hält

über das, was er versprochen, und das, was er gehalten, sagt er, er sei der Tätigkeit, in seinen Blättern die Kunst des Schauspielers zu begleiten, sehr bald überdrüssig geworden. „Wir haben Schauspieler, aber keine Schauspielkunst. Wenn es von altersher eine solche Kunst gegeben hat, so haben wir sie nicht mehr; sie muß ganz von neuem wieder erfunden werden. Allgemeines Geschwätze darüber hat man in verschiedenen Sprachen genug; aber spezielle, von jedermann erkannte, mit Deutlichkeit und Präzision abgefaßte Regeln, nach welchen der Tadel oder das Lob des Akteurs in einem besondern Falle zu bestimmen sei, deren wüßte ich kaum zwei oder drei. Daher kommt es, daß alles Räsonnement über diese Materie immer so schwankend und vieldeutig scheint, daß es eben kein Wunder ist, wenn der Schauspieler, der nichts als eine glückliche Routine hat, sich auf alle Weise dadurch beleidigt findet. Gelobt wird er sich nie genug, getadelt aber allezeit viel zu viel glauben; ja, öfters wird er gar nicht einmal wissen, ob man ihn tadeln oder loben wolle. Überhaupt hat man die Anerkennung schon längst gemacht, daß die Empfindlichkeit der Künstler in Ansehung der Kritik in eben dem Verhältnisse steigt, in welchem die Gewißheit und Deutlichkeit und Menge der Grundsätze ihrer Künste abnimmt."

Lessing merkte bald, daß an der neuen Bühne auch sonst noch arge Mißwirtschaft herrschte. Sein Eifer und seine Hingebung an sein neues Amt erlitten durch Verdrießlichkeiten mancherlei Art schwere Stöße; sein Glaube an einen Bestand des Nationaltheaters kam ins Schwanken. „Es gehen eine Menge Dinge vor, die mir nicht anstehen," schrieb er an Karl Lessing (22. Mai 1767). Vor allen Dingen mangelte es der neuen Gründung an einheitlicher Leitung. Die verantwortlichen Herren an der Spitze, selber uneinig untereinander, vermochten keine straffe Zucht über das leichtbewegliche Völkchen der Schauspieler und Schauspielerinnen auszuüben. Niemand

wisse, wer Koch oder Kellner sei. Rollenhascherei, Neid auf künstlerische Erfolge andrer, persönliche Gegensätze und all jene kleinlichen Intrigen, die hinter den Kulissen so üppig ins Kraut schießen, hinderten eine gesunde Entwicklung des Theaters. Noch mehr aber wurde sie gefährdet durch finanzielle Mißwirtschaft, die im Verein mit der Lauheit des Publikums das Schiff bald zum Scheitern brachte.

So überraschend schnell auch der Zusammenbruch des unter stolzen Hoffnungen eröffneten Nationaltheaters erfolgte, so genügte doch die Zeit, daß Lessing der Nachwelt ein unsterbliches Werk hinterließ: die „Hamburgische Dramaturgie."

Die Zeitschrift erschien zweimal wöchentlich in bescheidenem Gewande: ein halber Bogen, der einen Schilling kostete. Wer einen Begriff von Lessings schöpferischer Kritik bekommen will, der lese neben den Literaturbriefen und dem „Laokoon" die „Hamburgische Dramaturgie", die, als Ganzes genommen, noch immer ein Kanon für den ästhetischen Kunstrichter ist. Gervinus hat den unzähligen Freunden Lessings aus der Seele gesprochen, als er über dieses Werk sagte: „Ich kenne kein Buch, bei dem ein deutsches Gemüt über den Widerschein echt deutscher Natur, Tiefe der Erkenntnis, Gesundheit des Kopfes, Energie des Charakters und Reinheit des Geschmacks innigere Freude und gerechtfertigteren Stolz empfinden dürfte."

Aus der fast überreich aufquellenden Fülle dramaturgischer Fragen, die Lessing hier mehr oder minder eingehend bespricht, seien einige der wichtigsten herausgegriffen. Der Kampf Lessings gegen den französischen Klassizismus, ein Kampf, dem er bereits früher seine besten Kräfte geliehen, wird hier auf der ganzen Linie wieder eröffnet und nachhaltiger in der Wirkung fortgesetzt, obschon Lessing auch über das Ziel hinausschießt. Daß er die Dramen der Franzosen nicht in Bausch und Bogen verdammt, etwa darum, weil sie eben französische Stücke sind, tun seine kritischen Aus-

lassungen über Molière, Marivaux, Destouches, Regnard, Diderot u. a. dar. Gegen die Anmaßung der Franzosen, das beste Theater zu besitzen und dieses nach den Regeln des griechischen Poetikers Aristoteles eingerichtet zu haben, wendet sich Lessing. Hier legt er die Hebel seiner Kritik an, wobei es ihm um eine Befreiung der deutschen Bühne von der despotischen Herrschaft der Franzosen zu tun war. Mit dem ganzen Rüstzeug seiner tiefen wissenschaftlichen Bildung und der überzeugenden Eindringlichkeit seines Urteils geht er daher den französischen Bühnengesetzen zu Leibe. Der Wahn, das französische Theater sei das beste von ganz Europa, der Modeglaube an die künstlerische Unfehlbarkeit der französischen Dramatiker zerrinnt unter Lessings tiefdurchdachten, klar ausgedrückten Schlußfolgerungen. Voltaire und Corneille sind ihm nicht Einzelerscheinungen, sondern Vertreter des französischen Modedramas; er trifft in ihnen deshalb den ganzen Schwarm eingebildeter dramatischer Dichter. Shakespeare ist hingegen der Meister und das Muster, auf das er die zeitgenössischen und nachfolgenden Dichter hinweist. Lessings glänzende Darstellungsgabe bewährt sich auch hier in einem Grade, daß Schiller über die Dramaturgie die bezeichnenden Worte an Goethe schrieb, Lessing habe über das, was die Kunst betreffe, am klarsten, am schärfsten und zugleich am liberalsten gedacht und das Wesentliche, worauf es ankomme, am unverrücklichsten ins Auge gefaßt.

Voltaire hatte breitspurig ausgerufen, daß die tragischen Dichter der Griechen von den Franzosen eine geschicktere Exposition und die „große Kunst" einer vortrefflichern Szenenführung hätten lernen können. „Von uns hätten sie lernen können, wie Nebenbuhler und Nebenbuhlerinnen in witzigen Antithesen miteinander sprechen; wie der Dichter mit einer Menge erhabener, glänzender Gedanken blenden und in Erstaunen setzen müsse. Von uns hätten sie lernen können —" — „O frei-

lich!," ruft Lessing verächtlich aus (10. Stück), „was ist von den Franzosen nicht alles zu lernen! Hier und da möchte zwar ein Ausländer, der die Alten auch ein wenig gelesen hat, demütig um Erlaubnis bitten, andrer Meinung sein zu dürfen." Er würde begründete Einwürfe machen. „Doch was hilft es, dem Herrn v. Voltaire etwas einzuwenden. Er spricht, und man glaubt." Dem französischen Tausendkünstler stellt Lessing den britischen Riesen Shakespeare entgegen. Der Franzose hatte, Shakespeare nachahmend, in seinem Trauerspiel „Semiramis" die Erscheinung eines Geistes auf die Bühne gebracht, aber in einer so ungeschickten, plumpen Weise, daß Lessing an dem Beispiele der Geistererscheinung des „Hamlet" dem hochmögenden Herrn v. Voltaire ein Kolleg über diese Materie liest. Voltaire läßt das Gespenst, das „auch nicht einmal zum Popanze gut sei, Kinder damit zu erschrecken", am hellen Tage, mitten in der Versammlung der Reichsstände, von einem Donnerschlage angekündigt, aus seiner Gruft hervortreten. So dreist pflegen Gespenster nicht zu sein. Jede alte Frau hätte dem Dichter sagen können, daß sie das Sonnenlicht scheuen und große Gesellschaften gar nicht gern besuchen. Herr von Voltaire wußte das alles; er wollte uns aber einen „Geist von einer edlern Art" zeigen — „und durch diese edlere Art verdarb er alles." Ganz anders bei Shakespeare! „Vor seinem Gespenste im ‚Hamlet' richten sich die Haare zu Berge, sie mögen ein gläubiges oder ungläubiges Gehirn bedecken. . . Denn es kommt zu der feierlichen Stunde, in der schaudernden Stille der Nacht, in der vollen Begleitung aller der düstern, geheimnisvollen Nebenbegriffe, wenn und mit welchen wir, von der Amme an, Gespenster zu erwarten und zu denken gewohnt sind." Shakespeares Gespenst sei ferner eine wirklich handelnde Person, an deren Schicksal wir Anteil nehmen, es erwecke Schauder, aber auch Mitleid; Voltaires Gespenst sei nichts als eine poetische Maschine. Voltaire

denke zwar philosophischer, da er die Erscheinung eines Verstorbenen als ein Wunder betrachte, Shakespeare aber poetischer; denn ihm sei eine solche Erscheinung eine ganz natürliche Begebenheit.

Im fünfzehnten Stück der Dramaturgie stellt Lessing abermals Voltaire und Shakespeare in Gegensatz, und abermals senkt sich die Wage seiner Kritik dem großen britischen Dramatiker zu. Nicht ohne beifallsüchtige Selbstbespiegelung hatte Voltaire der Welt verkündet, er habe sein Stück „Zayre", das in achtzehn Tagen vollendet ward und großen Beifall gefunden habe, geschrieben, um verschiedene Damen zufrieden zu stellen. Diese hätten ihm vorgeworfen, daß in seinen Tragödien nicht genug Liebe wäre. Zwar wäre die Tragödie nicht der schicklichste Ort für die Liebe; aber da sie „doch mit aller Gewalt verliebte Helden haben müßten, so wolle er ihnen welche machen, so gut wie ein andrer." Darauf entgegnet Lessing, nicht die Liebe habe Voltaire die „Zayre" diktiert, wie ein Kunstrichter artig genug sage, sondern eher die Galanterie. „Ich kenne nur eine Tragödie, an der die Liebe selbst hat arbeiten helfen, und das ist ‚Romeo und Julie' von Shakespeare." Feinsinnig analysiert er die Verschiedenheit dieses Gefühls bei dem Franzosen und bei dem Engländer. „Es ist wahr, Voltaire läßt seine verliebte Zayre ihre Empfindungen sehr fein, sehr anständig ausdrücken; aber was ist dieser Ausdruck gegen jenes lebendige Gemälde aller der kleinsten geheimsten Ränke, durch die sich die Liebe in unsre Seele einschleicht, aller der unmerklichsten Vorteile, die sie darin gewinnt, aller der Kunstgriffe, mit denen sie jede andre Leidenschaft unter sich bringt, bis sie der einzige Tyrann aller unsrer Begierden und Verabscheuungen wird? Voltaire versteht, wenn ich so sagen darf, den Kanzleistil der Liebe vortrefflich... Hat gleichwohl Voltaire in das Wesen der Liebe eben die tiefe Einsicht, die Shakespeare gehabt, so hat er sie wenigstens

hier nicht zeigen wollen, und das Gedicht ist weit unter dem Dichter geblieben."

Es ist eines der großen Verdienste Lessings, Shakespeare in Deutschland eingebürgert zu haben. Mehrfach weist der Hamburger Dramaturg in seiner Schrift auf dieses Genie nachdrücklich hin. Warm empfiehlt er die Shakespeare-Übersetzung Wielands und nimmt das Buch gegen allzu scharfe Kunstrichter in Schutz. „Wir haben an den Schönheiten, die es uns liefert, noch lange zu lernen, ehe uns die Flecken, mit welchen es sie liefert, so beleidigen, daß wir notwendig eine bessere Übersetzung haben müßten." Bei Gelegenheit der Besprechung „Richards III." von Lessings Jugendfreund Weiße schreibt der Kritiker auf die Versicherung Weißes, er habe mit seinem Drama an dem gleichnamigen Stücke Shakespeares keinen literarischen Diebstahl begangen: vorausgesetzt, daß man einen an ihm begehen könne. „Aber was man von dem Homer gesagt hat: es lasse sich dem Herkules eher seine Keule, als ihm ein Vers abringen — das läßt sich vollkommen auch von Shakespeare sagen. Auf die geringste von seinen Schönheiten ist ein Stempel gedrückt, welcher gleich der ganzen Welt zuruft: ich bin Shakespeares! und wehe der fremden Schönheit, die das Herz hat, sich neben sie zu stellen! Shakespeare will studiert, nicht geplündert sein. . . Ich wüßte auch wirklich in dem ganzen Stücke des Shakespeare keine einzige Szene, sogar keine einzige Tirade (langer Wortererguß), die Herr Weiße so hätte brauchen können, wie sie dort ist. Alle, auch die kleinsten Teile bei Shakespeare, sind nach den großen Maßen des historischen Schauspiels zugeschnitten, und dieses verhält sich zu der Tragödie französischen Geschmacks ungefähr wie ein weitläufiges Freskogemälde gegen ein Miniaturbildchen für einen Ring."

Mit Voltaire hat Lessing noch manch andre Rechnung zu begleichen. Dabei kommt er auch wohl auf den persönlichen Charakter des Franzosen zu sprechen, was nach den

voraufgegangenen Erlebnissen mit diesem Herrn und dessen sonstigen moralischen Qualitäten mindestens menschlich begreiflich ist. So sagt Lessing im 15. Stück, nachdem er eine Äußerung Voltaires angeführt: „Es sind nicht mehr als nur drei Unwahrheiten in dieser Stelle, und das ist für den Herrn v. Voltaire eben nicht viel.“ Mit breitem Behagen deckt Lessing das Intrigenspiel auf, das Voltaire mit seiner Tragödie „Merope“ gespielt, und weist nach, daß Voltaire dieses Stück, was Fabel, Plan und Sitten anbetrifft, dem italienischen Dichter Maffei nachgebildet habe, daß „die Merope des Voltaire im Grunde nichts als die Merope des Maffei sei. . . Was Maffei erfand, tat Voltaire nach.“ Bei Erwähnung der „Männerschule“ Molières sagt Lessing (70. Stück), daß Voltaire Anmerkungen über dieses Stück und Molière gemacht habe, und fährt mit beißender Ironie fort: „Ich führe Anmerkungen von dem Herrn v. Voltaire so gern an! Aus seinen geringsten ist noch immer etwas zu lernen, wenn schon nicht allezeit das, was er darin sagt, wenigstens das, was er hätte sagen sollen. Primus sapientiae gradus est, falsa intelligere [die erste Stufe der Weisheit ist, das Falsche herauszufinden], und ich wüßte keinen Schriftsteller der Welt, an dem man es so gut versuchen könnte, ob man auf dieser ersten Stufe der Weisheit stehe, als an dem Herrn v. Voltaire, aber daher auch keinen, der uns die zweite zu ersteigen weniger behilflich sein könnte; secundus, vera cognoscere [die zweite, das Wahre zu erkennen]. Ein kritischer Schriftsteller, dünkt mich, richtet seine Methode auch am besten nach diesem Sprüchelchen ein. Er suche sich nur erst jemand, mit dem er streiten kann, so kommt er nach und nach in die Materie, und das übrige findet sich. Hierzu habe ich mir in diesem Werke, ich bekenne es aufrichtig, nun einmal die französischen Skribenten vornehmlich erwählt, und unter diesen besonders den Herrn von Voltaire.“

Die Tragödien der französischen Klassiker geben Lessing willkommene Veranlassung, das Theater der Franzosen mit dem der Alten zu vergleichen, sowie Aristoteles und sein Grundgesetz der Tragödie zu Ehren zu bringen. Zwar rühmte sich die französische Tragik der größern Regelmäßigkeit; aber ihre Dichter gaben entweder diesen Regeln eine solche Ausdehnung, daß man sie kaum mehr als Regeln ansehen könnte, oder sie engten sie dermaßen ein, daß man sie lieber unbeobachtet sähe. „Besonders ist Voltaire", sagt Lessing in seiner Kritik der „Merope" mit schneidendem Spott, „ein Meister, sich die Fesseln der Kunst so leicht, so weit zu machen, daß er alle Freiheit behält, sich zu bewegen, wie er will; und doch bewegt er sich oft so plump und schwer und macht so ängstliche Verdrehungen, daß man meinen sollte, jedes Glied von ihm sei an einen besondern Klotz geschmiedet."

Die Franzosen gefielen sich in der Behauptung, in ihren Dramen die drei sogenannten Einheiten streng zu beobachten. Scharf und schlagend führt Lessing den Gegenbeweis. Voltaire gibt seiner „Merope" als Ort der Handlung einen Palast. Damit ist aber die strenge Einheit des Ortes im Sinne der Alten gestört. „Die Szene muß kein ganzer Palast, sondern nur ein Teil des Palastes sein, wie ihn das Auge aus einem und ebendemselben Standorte zu übersehen fähig ist." Corneille hielt sogar eine einzige Stadt zur Einheit des Ortes hinreichend, um seine besten Stücke von dieser Seite rechtfertigen zu können; aber er war so vorsichtig, die Abwechslungen der Örtlichkeit nicht in dem nämlichen Akt vorzunehmen, am wenigsten in der nämlichen Szene. — Nicht minder bequem hat es sich Voltaire mit der zweiten Forderung, der Einheit der Zeit, gemacht. Corneille wollte den Tag auf dreißig Stunden auszudehnen erlauben. Aber selbst, wenn man diese Ausdehnung in Betracht zieht, ergeben sich doch bei Voltaire so viel Ungereimtheiten aus dem, was er in seiner

„Merope" alles an einem Tage geschehen lasse, daß man einsieht, er erfülle die Worte der Regel, aber nicht ihren Geist. Was er an einem Tage tun lasse, könne zwar innerhalb dieser Zeit getan werden, aber kein vernünftiger Mensch werde es an einem Tage tun. Zur physischen Einheit der Zeit müsse noch die moralische kommen. Verletze man diese, so begehe man einen schlimmern Fehler, als wenn man gegen jene verstoße. Wer aber die physische Einheit nicht anders als durch Verletzung der moralischen zu erreichen wisse, opfere das Wesentliche dem Zufälligen.

Was drittens die Einheit der Handlung anbetreffe, so habe Corneille von der Verbindung der Szenen behauptet, sie sei nur eine Zierde, keine Regel; denn die Alten hätten sich ihr nicht immer unterworfen. „Wie?" ruft Lessing höhnisch aus. „Ist die Tragödie bei den Franzosen seit ihrem großen Corneille soviel vollkommener geworden, daß das, was dieser bloß für eine mangelnde Zierde hielt, nunmehr ein unverzeihlicher Fehler ist? Oder haben die Franzosen seit ihm das Wesentliche der Tragödie noch mehr verkennen gelernt, daß sie auf Dinge einen so großen Wert legen, die im Grunde keinen haben?" Das Kommen und Gehen der Personen sei oft falsch motiviert. Aber freilich: „ein andres ist, sich mit den Regeln abfinden, ein andres, sie wirklich beobachten. Jenes tun die Franzosen, dieses scheinen nur die Alten verstanden zu haben." Die Einheit der Handlung, führt Lessing aus, war das erste dramatische Gesetz der Alten; die Einheiten der Zeit und des Ortes waren nur insoweit von wesentlichem Werte, als sie durch jene bedingt waren. Sie waren gleichsam nur Folgen, die aus der Verbindung des Chors erwuchsen. Eine Menge Volks mußte Zeuge der Handlungen sein. Diese Menge blieb immer die nämliche, die sich weder weiter von ihren Wohnungen entfernen, noch länger aus denselben wegbleiben konnte, als man gewöhnlich aus Neugierde

tut; daher war sie an Ort und Zeit gebunden. Ganz anders die Franzosen. Ihnen sagte die wahre Einheit der Handlung nicht zu. Sie machten daher die Einheiten der Zeit und des Ortes zu Hauptsachen, obgleich sie dem Gebrauch des Chors gänzlich entsagt hatten. Da dies aber schwer, öfters geradezu unmöglich war, sie gleichwohl nicht den Mut hatten, die tyrannischen Regeln völlig über Bord zu werfen, so trafen sie mit ihnen ein Abkommen: den Ort ließen sie unbestimmt, und für die Einheit des Tages setzten sie Einheit der Dauer (eine gewisse Zeit, in der man von keinem Auf- und Niedergang der Sonne hörte, ließen sie für einen Tag gelten). — „Doch mir ekelt," sagt Lessing, „mich bei diesen Elementen länger aufzuhalten. Möchten meinetwegen Voltaires und Maffeis Merope acht Tage dauern und an sieben Orten in Griechenland spielen! Möchten sie aber auch nur die Schönheiten haben, die mich diese Pedanterien vergessen machen! Die strengste Regelmäßigkeit kann den kleinsten Fehler in den Charakteren nicht aufwiegen."

Tiefgründiger als die vorher mitgeteilten Ausführungen Lessings ist seine Untersuchung über das Wesen der Tragödie auf Grund des Aristoteles. Sonderbar, wie fast unfehlbar — möchte man sagen — der große Stagirit dem großen Kritiker war, der sonst von einem Autoritätsglauben nichts wissen wollte. „Zwar," schrieb er einmal sehr charakteristisch (74. Stück), „mit dem Ansehen des Aristoteles wollte ich bald fertig werden, wenn ich es nur auch mit seinen Gründen zu werden wüßte." Ein andermal (im letzten Stück vom 19. April 1768) aber behauptet er, daß die Tragödie sich von der Richtschnur des Aristoteles keinen Schritt entfernen könne, ohne sich ebenso weit von ihrer Vollkommenheit zu entfernen. Die Poetik dieses „tragischen Höllenrichters" ist Lessing „ein ebenso unfehlbares Werk, als die Elemente des Euklid nur immer sind." Die Franzosen behaupteten, ihr Theater auf die Grund-

gesetze der Aristotelischen Poetik gegründet zu haben. Besonders habe man uns Deutsche bereden wollen, daß sie nur durch diese Regeln die Stufe der Vollkommenheit erreicht haben, auf welcher sie die Bühnen aller neuern Völker so weit unter sich erblicken. Lessing aber weist nach, daß sie Aristoteles überhaupt nicht verstanden und, um ihre eigne Ohnmacht zu verdecken, sein unsterbliches Werk verstümmelt hätten.

Die Aristotelische Definition des Trauerspiels hebt hervor, daß die Tragödie die Darstellung einer würdigen Handlung sei, die eine gewisse Größe besitze. Sie werde uns nicht in Form einer Erzählung, sondern durch handelnde Personen dargestellt und führe durch Erregung von Mitleid und Furcht die ethische Reinigung dieser Affekte herbei. Mitleid werde erweckt, wenn wir einen andern unverdient leiden sehen, Gegenstand der Furcht seien wir selbst. Geht uns das Leiden eines andern so nahe, daß wir uns in seine Lage, in sein Ich versetzt glauben, so wird durch dies Leiden in uns die Furcht erweckt; wir fürchten für uns selbst, was wir an dem andern bemitleiden. Die Franzosen (Corneille und Crébillon) hatten an Stelle des Begriffs Furcht den Begriff Schrecken gesetzt. Schrecken, sagt Lessing, sei eine Gattung der Furcht; es sei eine plötzliche, überraschende Furcht und zeige gerade dadurch, daß jene, welche dieses Wort eingeschoben hätten, nicht gewußt, was für eine Furcht Aristoteles meine. „Das Mitleid", führe Aristoteles an, „verlangt einen, der unverdient leidet, und die Furcht einen unsersgleichen. Der Bösewicht ist weder dieses, noch jenes, folglich kann auch sein Unglück weder das erste, noch das andre erregen." Corneille legte erst den Aristoteles aus, nachdem er bereits seine Dramen geschrieben. Da fand er, daß er gegen die Regeln des Stagiriten verstoßen hatte. Weil er aber diesen Fehler nicht begangen haben wollte, so half er sich dadurch, daß er den Aristoteles in seinem Sinne auslegte, ihn Dinge sagen ließ, an welche dieser Philosoph

offenbar nie gedacht hatte. Auf diesen Tatsachen fußend, versetzt Lessing der französischen Tragik einen empfindlichen Stoß. Er sagt im 80. Stücke: „Wir Deutsche bekennen es treuherzig, daß wir noch kein Theater haben.“ Aber er weiß, „daß nicht allein wir Deutsche, sondern daß auch die, welche sich seit hundert Jahren ein Theater zu haben rühmen, ja, das beste Theater von ganz Europa zu haben prahlen — daß auch die Franzosen noch kein Theater haben.“ Und weiter im 81. Stück: „Ich meine, sie haben es noch nicht, weil sie es schon lange gehabt zu haben glauben. Und in diesem Glauben werden sie nun freilich durch etwas bestärkt, das sie vorzüglich vor allen Völkern haben; aber es ist keine Gabe der Natur: durch ihre Eitelkeit. —“ Mit Corneille glaubten sie ihr Theater schon der Vollkommenheit nahe, und Racine schien ihnen die letzte Hand angelegt zu haben. Diese beiden Poeten blieben die erdrückenden Vorbilder für den dramatischen Nachwuchs. Aber Corneille habe auf die tragischen Dichter der Franzosen den verderblichsten Einfluß ausgeübt; „denn Racine hat nur durch seine Muster verführt, Corneille aber durch seine Muster und Lehren zugleich.“ Diese Lehren wurden von den später lebenden Dichtern als Orakelsprüche befolgt und haben — Lessing getraut sich, es Stück für Stück nachzuweisen — „nichts als das kahlste, wässrigste, untragischte Zeug“ hervorgebracht. Und was hat nun Corneille mit den Regeln des Aristoteles, die alle auf die höchste Wirkung der Tragödie berechnet seien, gemacht? „Er trägt sie falsch und schielend genug vor, ... entkräftet und verstümmelt, deutelt und vereitelt eine jede.“ Den Nachweis liefert der unerbittliche Lessing in folgender epigrammatischer Zusammenfassung: „1. Aristoteles sagt: die Tragödie soll Mitleid und Furcht erregen. Corneille sagt: O ja, aber wie es kommt; beides zugleich ist eben nicht immer nötig; wir sind auch mit einem zufrieden; jetzt einmal Mitleid ohne Furcht, ein andermal Furcht ohne Mitleid. Denn wo

blieb ich, ich, der große Corneille, sonst" mit meinen Dramen, von denen das eine wohl Mitleid, aber schwerlich Furcht, das andre wohl Furcht, aber kein Mitleid erregt. „So glaubte Corneille, und die Franzosen glaubten es ihm nach. 2. Aristoteles sagt: die Tragödie soll Mitleid und Furcht erregen; beides, versteht sich, durch eine und dieselbe Person. — Corneille sagt: wenn es sich so trifft, recht gut. Aber absolut notwendig ist es eben nicht: man kann sich gar wohl auch verschiedener Personen bedienen, diese zwei Empfindungen hervorzubringen, sowie ich in meiner Rodogune getan habe. — Das hat Corneille getan, und die Franzosen tun es ihm nach. 3. Aristoteles sagt: durch das Mitleid und die Furcht, welche die Tragödie erweckt, soll unser Mitleid und unsre Furcht, und was diesem anhängig, gereinigt werden. — Corneille weiß davon gar nichts und bildet sich ein, Aristoteles habe sagen wollen, die Tragödie erwecke unser Mitleid, um unsre Furcht zu erwecken, um durch diese Furcht die Leidenschaften in uns zu reinigen, durch die sich der bemitleidete Gegenstand sein Unglück zugezogen." Daher mußten Corneilles Trauerspiele „Tragödien werden, welches keine wahren Tragödien waren." Das gilt von allen französischen Tragödien, weil ihre Verfasser sich nicht an Aristoteles, sondern an Corneille hielten. „4. Aristoteles sagt: man muß keinen ganz guten Mann ohne all sein Verschulden in der Tragödie unglücklich werden lassen; denn so was sei gräßlich." — „Ganz recht", sagt Corneille anfangs. „‚Aber' — kommt er hintennach; denn mit einem Aber muß er nachkommen — .... wenn es der Dichter so einrichtet, daß der Tugendhafte, welcher leidet, mehr Mitleid für sich als Widerwillen gegen den erweckt, der ihn leiden läßt, alsdann?'" Dann macht Corneille sich kein Bedenken, auch den tugendhaftesten Mann auf dem Theater im Unglück zu zeigen. — „Ich begreife nicht, wie man gegen einen Philosophen so in den Tag hineinschwatzen kann, wie

man sich das Ansehen geben kann, ihn zu verstehen, indem man ihn Dinge sagen läßt, an die er nie gedacht hat . . . Aristoteles sagt: ‚Es ist durchaus gräßlich und eben daher untragisch.‘ Corneille aber sagt: ‚Es ist untragisch, insofern es gräßlich ist.‘“ 5. Auch von der Furcht und von der Reinigung der in der Tragödie zu erweckenden Leidenschaften habe Corneille einen falschen Begriff. Ein ganz lasterhafter Mensch als tragischer Held könne nach Corneille im Gegensatz zu Aristoteles zwar kein Mitleid, wohl aber Furcht erregen. Lessing hat aber schon vorher nachgewiesen, „daß die Erregung des Mitleids von der Erregung der Furcht unzertrennlich ist, und daß der Bösewicht, wenn es möglich wäre, daß er unsre Furcht erregen könne, auch notwendig unser Mitleid erregen müßte.“ Beides aber könne er nicht. 6. Aristoteles verlangt, daß die Sitten der tragischen Personen gut seien. Corneille will diese Güte — im Gegensatz zu dem Stagiriten — nicht für eine moralische Güte gelten lassen, weil sonst über die Gestalt der Kleopatra in seiner Rodogune das Urteil gesprochen wäre. Er konstruiert sich eine andre „Art von Güte, die sich mit dem moralisch Bösen ebensowohl verträgt als mit dem moralisch Guten.“

Im letzten Stück der Dramaturgie, wo der Hamburger Kritiker das Ergebnis seiner Rechnung zieht, gelangt er — anknüpfend an das Theater der Franzosen — zu folgenden Schlußbetrachtungen: „Wir machten endlich die Erfahrungen, daß die Tragödie noch einer ganz andern Wirkung fähig sei, als ihr Corneille und Racine zu erteilen vermocht. Aber geblendet von diesem plötzlichen Strahle der Wahrheit, prallten wir gegen den Rand eines andern Abgrunds zurück. Den englischen Stücken fehlten zu augenscheinlich gewisse Regeln, mit welchen uns die französischen so bekannt gemacht hatten. Was schloß man daraus? Dieses: daß sich auch ohne diese Regeln der Zweck der Tragödie erreichen lasse, ja, daß diese

Regeln wohl gar schuld sein könnten, wenn man ihn weniger erreiche. Und das hätte noch hingehen mögen! Aber mit diesen Regeln fing man an, alle Regeln zu vermengen, und es überhaupt für Pedanterie zu erklären, dem Genie vorzuschreiben, was es tun und was es nicht tun müsse. Kurz, wir waren auf dem Punkte, uns alle Erfahrungen der vergangenen Zeit mutwillig zu verscherzen und von den Dichtern lieber zu verlangen, daß jeder die Kunst aufs neue für sich erfinden solle." Mit diesen Worten deutet Lessing auf die Vertreter jener Richtung hin, die später unter dem Namen Stürmer und Dränger in der deutschen Literaturgeschichte bekannt geworden sind. Diese Poeten, Sturmvögel einer neuen Zeit, haßten Regelzwang und Kunstgesetze. Originalität und Genialität war ihre Losung, und in ihrer überschäumenden Kraftfülle, die sie in sich zu spüren glaubten, proklamierten sie die unbedingte Freiheit des Subjekts. Shakespeare war ihr Abgott. Als die „Hamburgische Dramaturgie" mit ihren Veröffentlichungen abbrach, standen diese kraftgenialischen Shakespearejünger schon pochend vor dem Tor der deutschen Dichtkunst und begehrten lärmend Einlaß. Die unreifen dramatischen Produkte eines Lenz, Klinger und Genossen konnten nun und nimmer nach Lessings Geschmack sein; sein feines Stilgefühl lehnte sie ab. Zwar ist Lessing in der Folgezeit nicht öffentlich gegen dies „theatralische Unwesen", das ihm „zum äußersten Ekel gereichte," aufgetreten; den ganzen Unfug dieser Stürmerei und Drängerei hat er gottlob! auch nicht mehr erlebt. Aber was er davon sah, tat ihm bitter leid. Mußte er, der das deutsche Theater von dem einschnürenden französischen Regelmechanismus befreit hatte, doch sehen, wie eine Schar zügelloser Talente seine Lehren, die sie nicht verstanden, auf die Spitze trieben und mit dem geistlosen Regelkram überhaupt jeden Regelzwang für den Dramatiker leugneten! Er hatte, wie er an Karl Lessing schreibt (11. Nov. 1774), große Lust, „mit Goethe, trotz seinem Genie, auf das

er so pocht, anzubinden", und gegen das Brauseprodukt „Götz von Berlichingen" wendet sich Lessing unverkennbar in seinen Einfällen: „Er füllt Därme mit Sand und verkauft sie für Stricke? Wer? etwa der Dichter, der den Lebenslauf eines Mannes in Dialoge bringt und das Ding für ein Drama ausschreit?" —

Es ist nicht das einzige Verdienst Lessings, den Wahn von der Regelmäßigkeit der französischen Bühne zerstört zu haben. Seine Dramaturgie verzeichnet noch andre Großtaten seines Geistes — man lese nur seine Gedanken über die Charaktere im Drama, über das Verhältnis des Poeten zur Geschichte, über die Erfindung und den Aufbau der Handlung, über die Schauspielkunst, über die Chironomie (Anleitung zur rednerischen Handbewegung), man lese die Abschnitte über den allgemeinen Nutzen der Komödie, über moralische Stellen, über die Zwischenaktmusik, über die deutsche Literatur und — endlich, aber nicht zuletzt — über unsre nationale Theaterkunst — und man wird staunen über die Vielseitigkeit und den Reichtum der erörterten Gedanken. Hier kann nur einiges erwähnt werden, zunächst (als Ergänzung zu früher mitgeteilten Äußerungen Lessings, vergl. oben S. 169) das Verhältnis des Dichters zur Geschichte.

Der dramatische Poet ist — die Darstellung folgt hier Lessings eignen Worten — kein Geschichtsschreiber; er erzählt nicht, was man ehedem geglaubt, daß es geschehen, sondern er läßt es vor unsren Augen nochmals geschehen, nicht der bloßen historischen Wahrheit wegen; diese ist ihm nur das Mittel zu seinem Zweck, uns zu täuschen und durch die Täuschung zu rühren (11. Stück). Die bloßen Tatsachen, die Umstände der Zeit und des Ortes sind für den Poeten zufällig, aber die Charaktere, durch welche die Tatsachen wirklich geworden, sind ihm wesentlich. In allem, was die Charaktere nicht betrifft, darf er von der historischen Wahrheit abgehen, soweit er will.

Nur die Charaktere sind ihm heilig; sie zu verstärken, sie in ihrem besten Lichte zu zeigen, ist alles, was er von dem Seinigen dabei hinzutun darf (23. Stück). Schon Aristoteles entschied, daß sich der tragische Dichter nicht weiter um die historische Wahrheit zu bekümmern habe, als sie einer wohleingerichteten Fabel ähnlich ist, mit der er seine Absichten verbinden kann. Er braucht eine Geschichte nicht darum, weil sie geschehen ist, sondern darum, weil sie so geschehen ist, daß er sie schwerlich zu seinem gegenwärtigen Zwecke besser erdichten könnte. Findet er diese Schicklichkeit von ungefähr an einem wahren Falle, so ist ihm der wahre Fall willkommen; aber die Geschichtsbücher erst lange darum nachzuschlagen, lohnt der Mühe nicht. Und wie viele wissen denn, was geschehen ist? Wenn wir die Möglichkeit, daß etwas geschehen kann, nur daher abnehmen wollen, weil es geschehen ist: was hindert uns, eine gänzlich erdichtete Fabel für eine wirklich geschehene Historie zu halten, von der wir nie etwas gehört haben? Was ist das erste, was uns eine Historie glaubwürdig macht? Ist es nicht ihre innere Wahrscheinlichkeit? Und ist es nicht einerlei, ob diese Wahrscheinlichkeit von gar keinen Zeugnissen und Überlieferungen bestätigt wird oder von solchen, die zu unsrer Wissenschaft noch nie gelangt sind? Es wird ohne Grund angenommen, daß es eine Bestimmung des Theaters mit sei, das Andenken großer Männer zu erhalten; dafür ist die Geschichte, aber nicht das Theater. Auf dem Theater sollen wir nicht lernen, was dieser oder jener einzelne Mensch getan hat, sondern was ein jeder Mensch von einem gewissen Charakter unter gewissen gegebenen Umständen tun werde. Die Absicht der Tragödie ist weit philosophischer als die Absicht der Geschichte; und es heißt, sie von ihrer wahren Würde herabsetzen, wenn man sie zu einem bloßen Panegyrikus berühmter Männer macht oder sie gar den Nationalstolz zu nähren mißbraucht (19. Stück). — Man hat mit Recht im Gegensatz zu Lessing,

mit dessen Ansichten Goethe und Schiller zum Teil übereinstimmten, geltend gemacht, daß es schwer sei, eine allgemein gültige Antwort auf die Frage zu finden, ob und inwiefern der Dichter von der geschichtlichen Wahrheit abweichen darf. Erich Schmidt, anknüpfend an den letzten mitgeteilten Satz Lessings, trifft das Richtige, wenn er sagt: „Das Drama soll einen berühmten Mann nach den Gesetzen der Kunst feiern, ohne ein bloßer Panegyrikus zu sein, und edlen Nationalstolz, ohne den eitlen zu schüren, so entfachen, daß jedermann, einheimisch oder fremd, ihn in dieser Verkörperung mitempfinden muß."

Übrigens hat Lessing auch hierfür Sinn gehabt. Vaterländische Krähwinkelei oder gar Chauvinismus war allerdings nicht sein Feld. Hebt er bei Gellerts Drama „Die kranke Frau" lobend des Verfassers Eigentümlichkeit hervor, daß seine Stücke „das meiste ursprünglich Deutsche haben", daß es „wahre Familiengemälde" seien, „in denen man sogleich zu Hause ist", so schreibt er über ein Stück des Ostpreußen Hippel: „National ist es auch genug, oder vielmehr provinzial. Und dieses könnte leicht des andern Extremum werden, in das unsre komischen Dichter verfielen, wenn sie wahre deutsche Sitten schildern wollten. Ich fürchte, daß jeder die armseligen Gewohnheiten des Winkels, in dem er geboren worden, für die eigentlichen Sitten des gemeinschaftlichen Vaterlandes halten dürfte. Wem aber liegt daran zu erfahren, wievielmal im Jahre man da oder dort grünen Kohl ißt?" Lessing besaß eben eine gesunde nationale Ader, wie aus frühern Abschnitten dieses Buches erinnerlich sein wird, wie ferner auch manches Blatt der „Hamburgischen Dramaturgie" beweist. Nur erwarte man bei einem solchen Wahrheitsfreund keine nationale Schönfärberei. Er nannte das Gute offen gut und das Schlechte schlecht. Darum wundert man sich auch nicht über das Zeugnis, das er in seiner Dramaturgie den deut-

schen Theaterstücken ausstellt. Ohne Rücksicht auf seine Freunde, ohne Rücksicht auf sich selbst wägt er seine Urteile ab und läßt sich nicht bekümmern von dem, „was die Grillen am Wege schwirren". Unsre schöne Literatur hat ihm „ein so jugendliches, ja kindisches Ansehen" und wird es noch lange haben. Vornehmlich junge Leute versuchen sich auf diesem Gebiete; Männer, sagt man, haben ernsthaftere Studien oder wichtigere Geschäfte, zu welchen sie die Kirche oder der Staat auffordert. Es fehle unsrer schönen Literatur am Ende nicht an Blut und Leben, an Farbe und Feuer; wohl aber mangeln ihr Kräfte und Nerven, Mark und Knochen. Sie habe noch so wenig Werke, die ein Mann, der im Denken geübt sei, gern zur Hand nehme, wenn er zu seiner Erholung und Stärkung einmal außer dem einförmigen ekeln Zirkel seiner alltäglichen Beschäftigungen denken wolle. Die Komödien sind „höchst trivial". Ein Mann, der im Theater „mehr als den Bauch erschüttern will, wer zugleich mit seinem Verstande lachen will", der kommt nicht wieder, wenn er einmal da gewesen ist. Aber freilich: wer nichts hat, der kann nichts geben. Ein junger Mensch, der erst selbst in die Welt tritt, könne unmöglich die Welt kennen und sie schildern. Zeige sich doch das größte komische Genie in seinen jugendlichen Werken hohl und leer! — Es ist kein trostvolles Bild, das Lessing von unsrer schönen Literatur entwirft. Einige fünfzig Theaterstücke läßt er in seinem Buche Revue passieren. Von diesen sind ungefähr zwei Drittel Übersetzungen, und nur sechzehn sind dem einheimischen Schrifttum entnommen; darunter ist keins, das zum eisernen Bestande der einheimischen Literatur gehört. Da liest man Namen wie Cronegk, Joh. Elias Schlegel, Felix Weiße, Gellert, Gottlieb Konrad Pfeffel, Löwen, Hippel, Krüger, Romanus u. s. w. Lessing selbst ist mit dem „Freigeist", dem „Schatz" und „Miß Sara Sampson" vertreten; sein reformatorisch wirkendes Lustspiel, das vollendet

in seinem Pulte lag und des erlösenden Wortes harrte, um seinen Siegeszug über die Bühnen anzutreten, wird mit keiner Silbe erwähnt. Gleich in der ersten Kritik Lessings wird die Armut der deutschen Dramenliteratur bescheinigt. Mit Cronegks Trauerspiel „Olint und Sophronia“ sei das Theater eröffnet worden. Der innere Wert dieses Stückes könnte auf eine solche Ehre keinen Anspruch machen, und man müßte die Wahl tadeln, wenn sich nachweisen ließe, daß man eine bessere hätte treffen können. Dieses Urteil aus Lessings Feder erregte vielfach Erstaunen, Befremden, Unwillen. Aber da er sich bewußt war, durchaus ohne Nebenabsichten, frei nach bestem Wissen und Gewissen geurteilt zu haben, so ließ er sich auch nicht beirren. Und eine frische, fröhliche Kriegsstimmung, wert der großen Ziele, um die es sich in seiner Dramaturgie handelt, war ihm hier, wie bei frühern und spätern Anlässen schon recht. Herausfordernd schreibt er im siebenten Stück, daß er Gefahr laufe, seine Leser „noch oft unwillig zu machen“. Joh. Elias Schlegels kleines Stück „Die stumme Schönheit“ ist „unstreitig unser bestes komisches Original, das in Versen geschrieben ist“, und desselben Verfassers Lustspiel „Triumph der guten Frauen“ nennt Lessing die beste deutsche Komödie; sie zeuge von der Reife ihres Urhebers. Allerdings sei der vornehmste Fehler, den schon Mendelssohn daran bemerkt habe, der, daß die Charaktere an sich selbst nicht deutsch sind. „Wir sind aber,“ fügt Lessing hinzu, „in unsern Lustspielen schon zu sehr an fremde und besonders an französische Sitten gewöhnt, als daß er eine besonders üble Wirkung auf uns haben könnte.“ — Auch Gottsched und seiner Frau begegnet der Leser in den Blättern der Dramaturgie. Mit köstlicher Ironie schreibt Lessing in der Besprechung eines Dramas von Destouches: „Dieses Stück hat im Französischen drei Aufzüge und in der Übersetzung fünf. Ohne diese Verbesserung war es nicht wert, in die deutsche Schaubühne des weiland

berühmten Herrn Professor Gottsched aufgenommen zu werden, und seine gelehrte Freundin, die Übersetzerin, war eine viel zu brave Ehefrau, als daß sie sich nicht den kritischen Aussprüchen ihres Gemahls blindlings hätte unterwerfen sollen. Was kostet es denn nun auch für große Mühe, aus drei Aufzügen fünfe zu machen? Man läßt in einem andern Zimmer einmal Kaffee trinken; man schlägt einen Spaziergang im Garten vor; und wenn Not an den Mann geht, so kann ja auch der Lichtputzer herauskommen und sagen: Meine Damen und Herren, treten Sie ein wenig ab; die Zwischenakte sind des Putzens wegen erfunden, und was hilft ihr Spielen, wenn das Parterre nicht sehen kann?" Erkennt Lessing bei dieser Gelegenheit an, daß „die Übersetzung selbst sonst nicht schlecht" sei, so merkt er im 20. Stück bei der „Cenie" unliebenswürdig an: „Dieses vortreffliche Stück der Graffigny mußte der Gottschedin zum Übersetzen in die Hände fallen." Im 18. Stück macht Lessing sich über die Vertreibung des Harlekins vom Theater durch die Neuberin „sub auspiciis Sr. Magnifizenz des Herrn Prof. Gottsched" lustig und spricht sich für Aufhebung dieser Verbannung aus.

Auch über seine eignen Dichtungen äußert sich Lessing in der Dramaturgie. Von „Miß Sara Sampson" meint er, das Stück sei ein wenig lang; darum kürze man es auf den meisten Theatern. „Ob der Verfasser mit all diesen Verkürzungen so recht zufrieden ist, daran zweifle ich fast. Man weiß ja, wie die Autores sind; wenn man ihnen auch nur einen Niednagel nehmen will, so schreien sie gleich: Ihr kommt mir ans Leben!" Gegenüber der stolzen Nachlässigkeit, mit der Lessing durchgehends von den Kindern seiner Muse spricht, mutet dieser halb ernste, halb schalkhafte Ausdruck um so freundlicher an. Äußerst bezeichnend — gleicherweise für den Menschen, wie für den Dichter Lessing — ist noch eine Stelle in der Dramaturgie: die berühmte Erklärung von ge-

radezu verblüffender Offenherzigkeit am Schlusse des Werkes. Jenen, welche Lessing in seiner dramaturgischen Tätigkeit kritische Nörgelei und Spitzfindigkeit vorwarfen, ihm ein Verdienst um Hebung der Schaubühne absprachen und ihn aufforderten, statt des ewigen Tadelns lieber selbst gute Stücke zu dichten, ruft er zu: „Ich bin weder Schauspieler noch Dichter. Man erweist mir zwar manchmal die Ehre, mich für den letztern zu erkennen. Aber nur, weil man mich verkennt. Aus einigen dramatischen Versuchen, die ich gewagt habe, sollte man nicht so freigebig folgern. Nicht jeder, der den Pinsel in die Hand nimmt und Farben verquistet, ist ein Maler. Die ältesten von jenen Versuchen sind in den Jahren hingeschrieben, in welchen man Lust und Leichtigkeit so gern für Genie hält. Was in den neuerern Erträgliches ist, davon bin ich mir sehr bewußt, daß ich es einzig und allein der Kritik zu verdanken habe. Ich fühle die lebendige Quelle nicht in mir, die durch eigne Kraft sich emporarbeitet, durch eigne Kraft in so reichen, so frischen, so reinen Strahlen aufschießt; ich muß alles durch Druckwerk und Röhren aus mir heraufpressen. Ich würde so arm, so kalt, so kurzsichtig sein, wenn ich nicht einigermaßen gelernt hätte, fremde Schätze bescheiden zu borgen, an fremdem Feuer mich zu wärmen und durch die Gläser der Kunst mein Auge zu stärken. Ich bin daher immer verschämt und verdrießlich geworden, wenn ich zum Nachteil der Kritik etwas las und hörte. Sie soll das Genie ersticken, und ich schmeichelte mir, etwas von ihr zu erhalten, was dem Genie sehr nahe kommt. Ich bin ein Lahmer, den eine Schmähschrift auf die Krücke unmöglich erbauen kann." Darauf folgt die schon im Anfang dieses Kapitels mitgeteilte Stelle von seiner zeitraubenden Arbeitsweise. „Was Goldoni für das italienische Theater tat, der es in einem Jahre mit dreizehn neuen Stücken bereicherte, das muß ich für das deutsche zu tun folglich bleiben lassen."

Das letzte Stück der Dramaturgie ist vom 19. April 1768 datiert, ward aber fast ein Jahr später geschrieben, da Lessing schon bald nach dem Erscheinen der ersten Stücke mit dem folgenden im Rückstand war. Zum Abschluß ist die Dramaturgie nicht gekommen. Sie enthält nur eine ästhetische Würdigung derjenigen Dramen, die an den Abenden vom 22. April bis zum 28. Juni 1767 dargestellt wurden. Eine Fortsetzung der Besprechungen, die in Lessings Absicht lag, wurde durch andre Arbeiten — die Händel mit Klotz drängten sich dazwischen — verhindert. Als Ursache der Verzögerung gibt Lessing den Nachdruck an. Nicht nur in Leipzig, sondern auch in Hamburg machten sich die literarischen Freibeuter das Werk zu nutze. „Es ist die lautere Wahrheit," versichert Lessing, „daß der Nachdruck, durch den man diese Blätter gemeinnütziger hat machen wollen, die einzige Ursache ist, warum sich ihre Ausgabe bisher so verzögert hat, und warum sie nun gänzlich liegen bleiben." Die Hoffnung des Theaters, aus dem Verkauf der Blätter, für die es die Unkosten bestritt, einen erheblichen Teil des Geldes wieder zu erlangen, erfüllte sich schon allein aus diesem Grunde nicht. Mit gleichmütiger Seele erklärt Lessing, er verliere nichts dabei, daß diese Hoffnung fehlschlage; er ziehe seine Hand von diesem Pfluge ebensogern wieder ab, als er sie anlegte. Noch in unsern Tagen hört man, wenn auch nur vereinzelt, Stimmen, die Lessing mitverantwortlich machen für den buchhändlerischen Fehlschlag der Dramaturgie. Man wirft Lessing vor, zu wenig dem Geschmack des bücherlesenden Publikums entgegengekommen zu sein, und tadelt das, was die Größe der Dramaturgie ausmacht. Es muß eingeräumt werden, daß die Dramaturgie, deren Erscheinen, namentlich gegen das Ende der Hamburger Unternehmung, Lessing mehr als billig vernachlässigte — zum Karrengaul des Journalismus wollte er sich schon gar nicht brauchen lassen — ungleiche Arbeit

zeigt. Der Vorwurf trifft besonders die letzten Stücke. Aber von Anfang an war Lessing sich klar bewußt, nicht für den lauten Markt zu schreiben, und er hat es in seiner ihm eignen, zuweilen spröden Weise unumwunden in dem Buche auch zum Ausdruck gebracht: „Wahrlich, ich bedaure meine Leser, die sich an diesem Blatte eine theatralische Zeitung versprochen haben, so mancherlei und bunt, so unterhaltend und schnurrig, als eine theatralische Zeitung nur sein kann. Anstatt des Inhalts der hier gangbaren Stücke, in kleine, lustige oder rührende Romane gebracht; anstatt beiläufiger Lebensbeschreibungen drolliger, sonderbarer, närrischer Geschöpfe, wie die doch wohl sein müssen, die sich mit Komödienschreiben abgeben; anstatt kurzweiliger, auch wohl ein wenig skandalöser Anekdoten von Schauspielern und besonders Schauspielerinnen, anstatt aller dieser artigen Sächelchen, die sie erwarteten, bekommen sie lange ernsthafte, trockene Kritiken über alte, bekannte Stücke, schwerfällige Untersuchungen über das, was in einer Tragödie sein sollte und nicht sein sollte, mitunter wohl gar Erklärungen des Aristoteles. Und das sollen sie lesen? Wie gesagt, ich bedaure sie; sie sind gewaltig angeführt. — Doch im Vertrauen; besser, daß sie es sind, als ich. Und ich würde es sehr sein, wenn ich mir ihre Erwartungen zum Gesetz machen müßte. Nicht, daß ihre Erwartungen sehr schwer zu erfüllen wären, wirklich nicht; ich würde sie vielmehr sehr bequem finden, wenn sie sich mit meinen Absichten nur besser vertragen wollten." Das sagt genug.

Unterdessen war auch das Schicksal des Nationaltheaters besiegelt. Von Anfang an auf schwankendem Grund errichtet, konnte es den widrigen Verhältnissen, denen ein derartiges Unternehmen oft ausgesetzt ist, nicht genügend Widerstand leisten. Zu der Mißwirtschaft in der Verwaltung, zu dem Mangel an einem umsichtigen Feldherrn für die Schauspielerschar, kam die Lauheit des Publikums. Lessing nimmt in der

Dramaturgie wiederholt Veranlassung, sich darüber zu äußern. „Es ist bekannt, wie erpicht das griechische und römische Volk auf die Schauspiele waren, besonders jenes auf das tragische. Wie gleichgiltig, wie kalt ist dagegen unser Volk für das Theater! Woher diese Verschiedenheit, wenn sie nicht daher kommt, daß die Griechen vor ihrer Bühne sich mit so starken, so außerordentlichen Empfindungen begeistert fühlten, daß sie den Augenblick nicht erwarten konnten, sie abermals und abermals zu haben; dahingegen wir uns vor unsrer Bühne so schwacher Eindrücke bewußt sind, daß wir es selten der Zeit und des Geldes wert halten, sie uns zu verschaffen? Wir gehen, fast alle, fast immer aus Neugierde, aus Mode, aus langer Weile, aus Gesellschaft, aus Begierde, zu begaffen und begafft zu werden, ins Theater, und nur wenige, und diese wenigen nur sparsam, aus andrer Absicht (80. Stück)." Beschränkt Lessing diesen Tadel ausdrücklich nicht auf unser Volk, so hält er doch dem deutschen Publikum eine von flammendem Nationalgefühl getragene Predigt, die sich besonders an die Adresse der Hamburger richtet. Es ward am 21. Mai 1767 die „Zelmire" von du Belloy aufgeführt. Dieser Franzose hatte zwei Jahre vorher das vaterländische Drama „Die Belagerung von Calais" verfaßt und damit Ehre und Ruhm geerntet. „Wenn es dieses Stück nicht verdiente," schreibt Lessing, „daß die Franzosen ein solches Lärmen damit machten, so gereicht doch dieses Lärmen selbst den Franzosen zur Ehre. Es zeigt sie als ein Volk, das auf seinen Ruhm eifersüchtig ist, auf das die großen Taten seiner Vorfahren den Eindruck nicht verloren haben, das, von dem Werte eines Dichters und von dem Einflusse des Theaters auf Tugend und Sitten überzeugt, jenen nicht zu seinen unnützen Gliedern rechnet, dieses nicht zu den Gegenständen zählt, um die sich nur geschäftige Müßiggänger bekümmern. Wie weit sind wir Deutsche in diesem Stücke noch hinter den Franzosen!" ruft Lessing bitter

aus. „Es gerade herauszusagen: wir sind gegen sie noch die wahren Barbaren! Barbarischer als unsre barbarischen Voreltern, denen ein Liedersänger ein sehr schätzbarer Mann war, und die, bei all ihrer Gleichgültigkeit gegen Künste und Wissenschaften, die Frage: ob ein Barde oder einer, der mit Bärfellen oder Bernstein handelt, der nützlichere Bürger wäre? sicherlich für die Frage eines Narren gehalten hätten! — Ich mag mich in Deutschland umsehen, wo ich will, die Stadt soll noch gebaut werden, von der sich erwarten ließe, daß sie nur den tausendsten Teil der Achtung und Erkenntlichkeit gegen einen deutschen Dichter haben würde, die Calais gegen den du Belloy gehabt hat. Man erkenne es immer für französische Eitelkeit: wie weit haben wir noch hin, ehe wir zu so einer Eitelkeit fähig sein werden! Was Wunder auch? Unsre Gelehrten selbst sind klein genug, die Nation in der Geringschätzung alles dessen zu bestärken, was nicht geradezu den Beutel füllt. Man spreche von einem Werke des Genies, von welchem man will; man rede von der Aufmunterung der Künstler; man äußere den Wunsch, daß eine reiche, blühende Stadt der anständigsten Erholung für Männer, die in ihren Geschäften des Tages Last und Hitze getragen, und der nützlichsten Zeitverkürzung für andre, die gar keine Geschäfte haben wollen (das wird doch wenigstens das Theater sein?), durch ihre bloße Teilnehmung aufhelfen möge: — und sehe und höre um sich. ‚Dem Himmel sei Dank,‘ ruft nicht bloß der Wucherer Albinus, ‚daß unsre Bürger wichtigere Dinge zu tun haben!‘ Wichtigere? Einträglichere; das gebe ich zu! Einträglich ist freilich unter uns nichts, was im geringsten mit den freien Künsten in Verbindung steht.“ Aber selbst diese bittere Lektion, die Lessing schon im achtzehnten Stück (vom 30. Juni 1767) den Hamburgern erteilte, fruchtete nicht. Die Einnahmen wurden schmäler und schmäler; das Grundkapital war bald aufgezehrt. Man machte verzweifelte An-

strengungen, das Schiff, welches leck war, über Wasser zu halten. Erst nach längeren Verhandlungen konnte „Minna von Barnhelm" (am 30. September) aufgeführt werden, weil der preußische Geschäftsträger v. Hecht beim Senat von Hamburg ein Verbot des in Berlin noch nicht für die Bühnen freigegebenen Stückes beantragt hatte. Jedoch auch dieses Drama konnte sich nicht die Gunst des Hamburger Theaterpublikums erringen, welches an Ballett- und leichten Ausstattungsstücken, an Hanswurstiaden und Seiltänzerkünsten mehr Gefallen fand. Die Nationalbühne ward zum Zirkus: auf derselben Stelle, wo Tellheim den schweren sittlichen Kampf zwischen Ehre und Liebe focht, boten Luftspringer zum Gaudium der gaffenden Menge ihre halsbrecherischen Übungen dar. Als die Advent- und Fastenzeit heranrückte — die Hamburger Bühne war dann geschlossen — hatte die Leitung des Theaters willkommene Veranlassung, die Vorstellungen abzubrechen. Die Gesellschaft ging auf Gastspiele nach Hannover.

Im Frühjahr wurden die Vorstellungen in Hamburg wieder aufgenommen; aber die finanzielle Ebbe vergrößerte sich zusehends. Boie, welcher im Jahre vorher mit Lessing verkehrt, klagte am 8. Dez. 1767 Gleim über den ungünstigen Erfolg der „Minna von Barnhelm" im Nationaltheater, sowie über die Geschmacklosigkeit des Publikums: „Um den Pöbel zu gewinnen (denn das erfordern leider! die ökonomischen Umstände der Gesellschaft), muß ein Ekhof sich herablassen, den Klaus Lustig zu machen." Eine gute Gesellschaft französischer Schauspieler in dem alten Musentempel am Dragonerstall gewann mit ihren Darbietungen schnell die Gunst der Hamburger, wodurch der Zuschauerraum des Nationaltheaters noch mehr verödete.

„Ist dies der Arbeit Frucht? Ist dies der Sorgen Lohn,
Auf den die Schauspielkunst gehofft?"

fragte Frau Hensel am 25. November 1768, Abschied nehmend.

Etwa ein Vierteljahr später übernahm Ackermann wieder die Leitung seines Theaters: die Hamburger „Entreprise“ war endgültig gescheitert. Löwen ging nach Rostock. „Transeat cum caeteris erroribus!“ (Vorbei wie die andern Täuschungen) schrieb Lessing an Ramler (6. Nov. 1768). In der „Dramaturgie“ machte er seinem gepreßten Herzen Luft: „Wenn das Publikum fragt: ‚Was ist denn nun geschehen?‘ und mit einem höhnischen ‚Nichts‘ sich selbst antwortet, so frage ich wiederum: ‚Und was hat denn das Publikum getan, damit etwas geschehen könnte?‘ Auch nichts; ja, noch etwas Schlimmeres als nichts. Nicht genug, daß es das Werk nicht allein nicht befördert, es hat ihm nicht einmal seinen natürlichen Lauf gelassen. — Über den gutherzigen Einfall, den Deutschen ein Nationaltheater zu verschaffen, da wir Deutsche noch keine Nation sind! Ich rede nicht von der politischen Verfassung, sondern bloß von dem sittlichen Charakter. Fast sollte man sagen, dieser sei: keinen eignen haben zu wollen. Wir sind noch immer die geschwornen Nachahmer alles Ausländischen, besonders noch immer die untertänigen Bewunderer der nie genug bewunderten Franzosen; alles, was uns von jenseit dem Rheine kommt, ist schön, reizend, allerliebst, göttlich; lieber verleugnen wir Gesicht und Gehör, als daß wir es anders finden sollten; lieber wollen wir Plumpheit für Ungezwungenheit, Frechheit für Grazie, Grimasse für Ausdruck, ein Geklingle von Reimen für Poesie, Geheule für Musik uns einreden lassen, als im geringsten an der Superiorität zweifeln, welche dieses liebenswürdige Volk, dieses erste Volk der Welt, wie es sich selbst sehr bescheiden zu nennen pflegt, in allem, was gut und schön und erhaben und anständig ist, von dem gerechten Schicksale zu seinem Anteile erhalten hat . . . Der süße Traum, ein Nationaltheater hier in Hamburg zu gründen, ist schon wieder verschwunden; und soviel ich diesen Ort nun habe kennen lernen, dürfte er auch wohl gerade der

sein, wo ein solcher Traum am spätesten in Erfüllung gehen wird."

Als das Theater verkracht war, glich Lessing wieder dem Vogel auf dem Dach. Er war ohne Amt, ohne Einkommen. Ja, noch schlimmer als das. Infolge seiner geschäftlichen Verbindung mit Bode war er tief in Sorgen und Schulden geraten, die ihn schmerzlich drückten. Da versteht man schon sein Wort aus Hamburg vom 7. November 1769: „Ich bin hier so tief eingenistet, daß ich mich gemächlich losreißen muß, wenn nicht hier und da ein Stück Haut mit sitzen bleiben soll." Schon vor anderthalb Jahren (26. April 1768) hatte er seinem Bruder Karl geschrieben, Gott sei Dank komme bald die Zeit wieder, daß er keinen Pfennig in der Welt sein nennen könne als den, den er erst verdienen solle.

Doch war sein Leben in Hamburg nicht arm an erfrischendem Verkehr. Die schöne Breslauer Zeit, von deren munteren Wogen die gesellige Natur Lessings sich hatte treiben lassen, fand hier eine Art Seitenstück. Zwar machte er später einmal die Bemerkung, daß weder der hamburgische Adel, noch die hamburgischen Ratsverwandten jemals nach seinem Geschmacke gewesen seien. (Lessing an Eva König, 12. Mai 1771.) An guten Freunden aber fehlte es ihm in Hamburg so wenig, wie an der Gelegenheit zu einer feuchtfröhlichen Stimmung im Ratskeller, dessen Schätze bei ihm in hohen Ehren standen. Unter seinen Bekannten in der Elbstadt verdient zunächst sein Hauswirt, der Kommissionsrat Joh. Friedr. Schmidt, Erwähnung, dem Lessing zur Herbstzeit 1767 in seine neue Wohnung im Michaeliskirchspiel folgte. Schmidt und seiner Frau, einer heiteren Natur, verdankte unser Dichter manch praktischen Fingerzeig in seiner neuen Lebensführung und manch wertvolle Bekanntschaft, allen voran die mit dem Seidenhändler und Tapetenfabrikanten Engelbert König und seiner Frau Eva, die nach dem Tode ihres Mannes Lessings holder, aber leider so

kurzer Liebestraum werden sollte. Zwischen dieser Familie und Lessing bildete sich bald innige Freundschaft. „Eva König", sagt Redlich in seinem anmutend geschriebenen Festblatt zur Enthüllung des Lessingdenkmals von Schaper in Hamburg am 8. September 1881, „führte den Freund am liebsten hinaus auf die alte Rabe, den beliebtesten Versammlungsort der guten Gesellschaft am schattigen Alsterufer, sei es in einer der zahlreichen Gondeln, welche den ‚angenehmen Alsterfluß' damals belebten, sei es zu Fuß durch das alte Dammtor über des Klostervogtes Gartenland. Bei einer solchen Wasserpartie soll Lessing in den Fluß gefallen und nur mit genauer Not an seinem Haarbeutel wieder herausgezogen worden sein. Oder sie begleitete ihn nach dem Knorreschen*) Landhause an der Straße nach Hamm unmittelbar hinter dem Grevenweg, wo sich auch der Professor Büsch mit seiner Gattin und dessen kunstliebender Schwager Schwalb einstellten, und dann mußte noch rasch vor Tische mit der Büsch und der Knorre eine Partie L'hombre gemacht werden, einerlei, ob die übrige Gesellschaft, die aufs Essen wartete, darauf stichelte. ‚Tous les gens d'esprit aiment le jeu à la folie,' neckte Lessing mit den Worten seines Riccaut." Der Münzmeister Knorre, der Legationsrat Zink, sowie der Rektor des Johanneums, Johann Samuel Müller, waren pflichttreue Stammgäste des Ratsweinkellers im Einbeckschen Hause und hatten in Lessing einen aufmerksamen Zuhörer und anregenden Plauderer. Knorre liebte es, in der chronique scandaleuse zu blättern, worauf ein Brief Lessings an Eva König hinweist (23. Mai 1771). Auch der zanksüchtige Albrecht Wittenberg, Redakteur am „Hamburgischen Korrespondenten", fand sich dort wohl ein und war die Zielscheibe manches Spottwortes. Wittenberg

---

*) Münzmeister Otto Heinrich Knorre, Hausfreund der Familie König; als solcher hieß er Onkel.

stand in dem weiter unten geschilderten Streit Lessings mit Klotz auf des letztern Seite und suchte eine besondre Bravour darin, Zuschriften Lessings für die Zeitung durch sinnentstellende Druckfehler zu verhunzen. — Die Liebhaberei für das Pharao und für Goeze seien seine zwei Hamburger Unarten, sagte Lessing scherzweise zu Ebert (7. Nov. 1769). Auch die persönliche Bekanntschaft Goezes, seines nachherigen unversöhnlichen Gegners, machte Lessing in dieser Zeit. Goeze besaß eine kostbare Bibelsammlung, die Lessings Interesse erregte. Er besuchte den Senior auf seine wiederholte Einladung und fand in ihm einen — wie er sagt — in seinem Betragen sehr natürlichen und in Betracht seiner Kenntnisse gar nicht unebenen Mann. Lessing hat ihn in der Folge häufiger besucht, was das Kopfschütteln seiner Gesinnungsgenossen erregte. Viel lieber sahen sie seinen Umgang mit Goezes theologischem Gegenfüßler Alberti, ebenfalls Pastor an der Katharinenkirche. Alberti verfeindete sich im September 1769 mit Goeze, da er eine Stelle aus dem üblichen Bußtagsgebet willkürlich ausließ. Lessing nahm nicht für Alberti Partei. Im Anschluß an diesen Streit entstand Lessings „Predigt über zwei Texte“ (Ps. 97 Vers 6 und Matthäus 22 Vers 39), die jedoch nur in einem Bericht Nicolais vorhanden ist. — Bedeutsame Folgen hatte Lessings Besuch in dem Reimarischen Hause, wovon später die Rede sein wird. Gelehrte und Künstler, Kaufleute und Dichter, Musiker und Schauspieler beiderlei Geschlechts, Männer ohne Unterschied des Berufes und der Religion zählten zu den Bekannten Lessings in Hamburg. Er sah und plauderte hier mit dem hannoverschen Postdirektor Meyer, wie mit dem jüdischen Kaufmann Moses Wessely, welcher später dem Dichter des „Nathan“ helfend unter die Arme griff, damit dieses Geisteswerk reifen konnte; er verkehrte hier ferner mit dem treuherzigen Matthias Claudius, sowie mit dem Komponisten K. Ph. Ema-

nuel Bach, des großen Sebastian Sohn, während ihm der Umgang mit dem Altonaer Professor Basedow, der die Steinwürfe der Hamburger Schustergesellen zu sehr fürchtete und sich deshalb selten in die innere Stadt wagte, weniger Freude gewährte. „Ich hasse alle die Leute, welche Sekten stiften wollen, von Grund meines Herzens“, schrieb Lessing am 30. April 1774 seinem Bruder Karl über diesen unmanierlichen pädagogischen Reformer. Dagegen bereitete ihm der Besuch Herders (zuerst im Februar, dann im April 1770), der damals auch kein Kostverächter war und brav mit ihm die mannigfachen Freuden Hamburgs kostete, viel Vergnügen. Mit Klopstock kam Lessing in persönliche Berührung, als der seraphische Messiasverkündiger im Juli 1767 von Dänemark aus Hamburg besuchte. „Klopstock ist hier gewesen,“ heißt es in Lessings Brief an Nicolai (4. Aug. 1767), „und ich hätte manche angenehme Stunde mit ihm haben können, wenn ich sie zu genießen gewußt. Ich fand, daß er mir besser gefallen müßte, als jemals.“

Lessing sollte nicht von Hamburg scheiden, ohne in eine heiße Fehde verwickelt zu werden. An dem Theaterkrieg, der im Jahre 1769 in Hamburg ausbrach — Senior Goeze donnerte gegen das Theater als gegen die „wahre Satansschule“ — nahm er deshalb keinen Anteil, da er seit 1768 sich schon gegen den in sein Leben eingedrungenen „Klotzianismus“ gewandt hatte.

Das Wort stammt von Lessing. Er hat es geprägt in seinem Kampfe gegen Klotz.

Der Herr Geheimderat Christian Adolf Klotz war wie Lessing ein Kind Sachsens, (geboren am 13. November 1738 in Bischofswerda) und ebenfalls wie dieser ein Zögling St. Afras. Auf der Universität zu Leipzig und Jena gebildet, war er bereits 1762 als außerordentlicher Professor nach Göttingen und drei Jahre später — also mit siebenundzwanzig

Jahren — als ordentlicher Professor der klassischen Philologie nach Halle berufen worden. Hier blieb er, der 1766 zum Geheimen Rat ernannt wurde, bis zu seinem Tode, welcher den erst Zweiunddreißigjährigen am letzten Tage des Jahres 1771 ereilte. Nicht zu früh; denn Klotz entging dadurch dem Fluche, von Gutgesinnten und Gebildeten verachtet, lebend ein Toter zu sein.

Die äußerlichen Ehren, die Klotz frühzeitig zu erringen wußte, hatten den schon in seinem Elternhause in ihm großgezogenen Eigendünkel und Hochmut vertieft; sein Charakter zeigte außerdem eine glatte Geschmeidigkeit, um persönlichem Vorteil nachzujagen, und eine Sinnlichkeit, die zuweilen grobe Formen annahm. Klotz handelte nach dem Grundsatz so vieler Praktiker: leben und leben lassen. „Ich bin nicht gewohnt, auf schlechtem Fuße zu leben, und da mir der König Geld gibt, so halte ich es auch für Pflicht, es wieder so zu vertun, daß ich dem mir beigelegten Charakter keine Schande mache", bekennt er unverfroren. „Ich wohne vortrefflich, habe zwei Bediente und lasse auch sonst aufgehen. Daher bin ich oft so arm wie ein Poete." Aber seine Lebensführung war derart, daß er es nicht vermied, dem ihm beigelegten Charakter Schande zu machen. Fiel er als Ehemann der Verachtung anständiger Menschen anheim, weil er in übelberufenen Häusern der Stadt skandalierend von der Wache abgefaßt wurde, so war er als akademischer Lehrer den Studenten nicht minder verächtlich. Seine Vorlesungen waren nicht die Früchte ernster Studien, sondern vielfach elender, mit bunten Lappen aufgeputzter Notizenkram. Ihr Unwert stand in geradem Verhältnis zu seiner Aufgeblasenheit und Empfindlichkeit. Übrigens meinte er, er passe gar nicht unter Professoren und beneide niemand um die Geschicklichkeit, auf Universitäten eine glänzende Rolle zu spielen. Trotzdem besaß Klotz einen gewissen Ruf, den er hauptsächlich der Mache verdankt. Er war ein unheim-

lich gewandter Vielschreiber, welcher in den von ihm geleiteten literarisch-kritischen Zeitschriften, der lateinisch geschriebenen „Acta litteraria“ und der „Deutschen Bibliothek der schönen Wissenschaften“, namentlich in der letztern, über Organe verfügte, die seiner Selbstbeweihräucherung dienten. Um ihn hatte sich eine Schar treuer Helfer und Helfershelfer gesammelt, welche den Ruhm ihres geheiligten Meisters ausposaunten und seine Gegner rücksichtslos niedertrampelten. Wohl fand sich hin und wieder ein Gelehrter, der freimütig sein Urteil über Klotz äußerte, „ohne“, wie Lessing in den antiquarischen Briefen derb sagt, „sich vor dem Kote zu fürchten, den Lotterbuben dafür auf ihn werfen würden.“ Die Riedel, G. Jacobi, Sonnenfels, Flögel, Meusel, Schirach, v. Murr u. a. standen im Solde des Klotz und machten es ihm möglich, „sich einen Anhang zu erschimpfen, und einen noch größern sich zu erloben,“ schreibt Lessing verächtlich. Und weiter heißt es in den genannten Briefen über dieses Kliquenwesen: „Endlich, das stinkende Fett, womit diese Herren ihre kritischen Wassersuppen zurichten! Auf jedem von ihnen ruht der Geist ihres verschwärzenden Herausgebers siebenfältig; und wenn jemals die Unart elender Kunstrichter, zur Mißbilligung und Verspottung des Schriftstellers die Züge von dem Menschen, von dem Gliede der bürgerlichen Gesellschaft zu entlehnen, einen Namen haben soll, so muß sie Klotzianismus heißen.“

„Das ist doch unleidlich, was die Kerle in Halle sudeln und in was für einem Tone!“ schrieb Lessing am 2. Februar 1768 an Nicolai, an dessen „Allgemeiner deutscher Bibliothek“ Klotz anfangs mitgearbeitet, aber ihr unversöhnlicher Feind geworden war, sobald sie einige seiner Werke getadelt hatte. Schon dieses unwürdige Gebahren der Hallischen Parteiklique legte Lessing den Gedanken nahe zu versuchen, ob er noch ein Literaturbriefchen schreiben könnte. Lessing bekämpfte in Klotz zugleich einen gewissen Gelehrtentypus, eine ganze Strömung

in unsrem künstlerischen und wissenschaftlichen Leben damals, deren Vertreter eben der Hallische Geheimderat war. Darin — nicht in dem vernichtenden Sieg Lessings über die armselige Person seines Gegners — liegt die Bedeutung dieses Kampfes. Zu diesem Beweggrund allgemeiner Natur kam für Lessing noch ein persönlicher Anlaß.

In seinem „Laokoon" hatte Lessing an einer Stelle Klotz erwähnt und seine abweichende Meinung über den in Rede stehenden Punkt durchaus höflich geäußert. Lessing nannte ihn „einen Gelehrten von sonst sehr richtigem und feinem Geschmack." Klotz antwortete darauf (9. Mai 1766) in einem Schreiben an den Verfasser, das, in einem süßlichen Ton abgefaßt, von faden Schmeicheleien triefte. Darin findet sich beispielsweise die Liebeserklärung: „Ich erinnere mich, mein wertester Herr, Sie in meinem zartesten Alter bei meinem Vater in Bischofswerda gesehen zu haben . . . Sie können nicht glauben, wie sehr ich mich freue, so oft ich meinen Freunden sagen kann, daß ich Sie von Person zu kennen das Glück habe . . . Glauben Sie mir auf mein Wort, daß ich es allezeit für meine Pflicht gehalten, einer Ihrer aufrichtigsten Verehrer zu sein, und daß vielleicht wenige Sie so zärtlich, so ohne alle Nebenabsichten geliebt, als ich. Wieviel Vergnügen macht mir nicht Ihr Laokoon!" Er bittet dann Lessing, mit dem er nicht überall einer Meinung sei, ihm zu erlauben, den Laokoon in seinen Actis litter. zu besprechen. „Ich tue es, um noch mehr von Ihnen zu lernen. Denn wieviel habe ich nicht schon in Ihrem Buche gelesen, das ich zuvor nicht wußte!"

Lessing, von diesem gefühlvollen Erguß unangenehm berührt, antwortete zurückhaltend. Die Besprechung erschien; sie floß über von Lob. Daß es nicht aus ehrlichem Herzen kam, daß Klotz schon jetzt auf Lessing wegen seiner kühlen Antwort ungehalten war und sich einem Freunde gegenüber in verächt-

lichem Sinne über Lessing äußerte, beweist ein erhalten gebliebenes Schreiben aus seiner Feder. Trotzdem richtete Klotz an Lessing einen zweiten Brief, in demselben Tone wie der erste abgefaßt. Lessing hatte in seiner Antwort auf das Schreiben vom 9. Mai seinen Besuch in Halle in Aussicht gestellt, war aber nicht dahin gegangen. Darauf sagt Klotz, sein Liebeswerben fortsetzend, am 11. Oktober 1766: „Nachdem ich einen ganzen Sommer auf Ihre Ankunft in Halle, mein wertester Herr, gewartet, und mit dieser Hoffnung mir alles das Unangenehme, welches mein Professoramt bei sich führt, versüßt hatte, bringt mir mein Freund, Herr Hausen, die Nachricht, daß Sie in Berlin sind. Es bleibt mir also nichts übrig, als, um mir das Vergnügen, Sie zu umarmen, zu verschaffen, selbst nach Berlin zu reisen, und ich hoffe gewiß, daß ich auf Ostern meinem Verlangen werde ein Genüge leisten können." Gleichzeitig mit dem Briefe hatte Klotz die Rezension des „Laokoon" in seiner Zeitschrift an Lessing gesandt. Er schreibt über den Artikel: „Wenn Sie einige Augenblicke beigelegter Schrift gönnen wollen, so werden Sie sehen, daß ich mich derselben bedient habe", (nämlich der Erlaubnis, seine Gedanken über Lessings Werk zu äußern). „Ein Mann von gegründetem Ruhme und edlem Bewußtsein seiner Verdienste erlaubt dem andern gern, seine schwachen Bemühungen, ihm nachzuahmen, zeigen zu dürfen, und wenn er auch gleich einsieht, daß er ihn nicht erreicht, so verzeiht er ihm doch den Mangel an Kräften und liebt ihn wegen seines guten Willens." Zum Schluß versichert Klotz dem Verfasser des „Laokoon" eine „Hochachtung und Ergebenheit, in deren Aufrichtigkeit er niemand in der Welt nachgeben werde."

Lessing antwortete auf diese widerwärtigen Phrasen überhaupt nicht. Das wurmte Klotz: er merkte, seine Absicht, sich katzenfreundlich an den berühmten Mann heranzuschmeicheln, fand keine Gegenliebe. Seine wahre Natur kam zum Vor-

schein. Die „Deutsche Bibliothek“ begann an dem Verfasser der Dramaturgie zu mäkeln, und Klotz warf leichtfertigerweise in zwei um diese Zeit von ihm herausgegebenen Schriften — eine über Münzen, die andre über geschnittene Steine — dem Schreiber des „Laokoon“ Fehler vor. Ein getreuer Schildknappe des Klotzianismus, Dusch, pries im Altonaer Reichspostreuter die letztgenannte Schrift des Helden von Halle als eine außerordentlich wertvolle wissenschaftliche Leistung und erkühnte sich dabei zu der Behauptung, Klotz habe Lessing „unverzeihliche Fehler“ nachgewiesen. Der Reichspostreuter ward in Hamburg viel gelesen. Diese Tatsache mag mit dazu beigetragen haben, daß Lessing den Fehdehandschuh aufhob.

Gleichzeitig in zwei Hamburger Blättern — in der „Hamburgischen Neuen Zeitung“ und im „Hamburgischen Korrespondenten“ — veröffentliche er eine scharfe Erwiderung (20. bezw. 22. Juni 1768): sie bildet jetzt den ersten der „Briefe antiquarischen Inhalts.“ Klotz antwortete darauf im „Hamburgischen Korrespondenten“ (19. August), Lessing entgegnete ihm in der „Hamburgischen Neuen Zeitung“ sechs Tage später. Der Zeitungskrieg wuchs zu einem großen Duell, das in der Öffentlichkeit ausgefochten ward und mit einer schmachvollen Niederlage für Klotz und Konsorten endete.

Die „Briefe antiquarischen Inhalts“ (2 Teile, 1768 und 1789), in welchen Lessing den Klotzianismus für immer an den Pranger stellt, gehören heutzutage zu den Schriften Lessings, welche die große Menge des Publikums seltener liest; sie enthalten zu viel streng Fachwissenschaftliches, auf das hier nicht näher eingegangen wird. Zwar ruft Lessing im einundfünfzigsten Briefe auf den Einwurf Klotzens, ihr Zwist interessiere das Publikum nicht, letzteres gewissermaßen als Richter an. Tatsache ist, daß die antiquarischen Briefe zur Zeit ihres Erscheinens nicht nur von Fachgelehrten, sondern auch von dem gebildeten Publikum eifrig gelesen wurden. Traten in diesem

Kampfe doch zwei Männer einander gegenüber, die beide, im vollsten Lichte der Öffentlichkeit stehend, Anrecht auf Beachtung hatten. Mit Spannung verfolgte man darum das Kreuzen der Klingen. Und als Lessing siegreich den Gegner in den Sand streckte, ihm die Maske vom Gesichte riß und den Charakter des hochmögenden Herrn Geheimderat in seiner ganzen jämmerlichen Nacktheit den neugierigen Blicken der Menge preisgab, da brauchte Klotz nicht für Spott zu sorgen. Lessing ist in den antiquarischen Briefen ein streitbarer Dialektiker, dem man einen ehrenhaftern Mann als Klotz zum Gegner wünscht. Keine Blöße des andern entgeht ihm; alle Arten gelehrter Streitkunst weiß er anzuwenden. Hier feuert er siegreich mit seinem schweren dialektischen Geschütz auf den Feind, dort kitzelt er ihn mit seinen spottgetränkten Wortpfeilen an einer verwundbaren Stelle, bis er das Versprechen gibt: was von den Kenntnissen des Professors nicht ganz in die Pfanne gehauen wird, soll wenigstens nicht gesund nach Hause kommen (16. Brief). Und er hält Wort.

Mit „dem ruhigsten Vorbedacht, der langsamsten Überlegung", versichert er (im Brief 56), schreibe er jedes Wort gegen Klotz nieder. „Wo man ein spöttisches, bitteres, hartes findet, da glaube man nur ja nicht, daß es mir entfahren sei. Ich hatte nach meiner besten Einsicht geurteilt, daß ihm dieses spöttische, bittere, harte Wort gehöre, und daß ich es ihm auf keine Weise ersparen könne, ohne an der Sache, die ich gegen ihn verteidige, zum Verräter zu werden."

Klotz, auf den in der geharnischten Vorrede die Ehrentitel „der Neidische, der Hämische, der Rangsüchtige, der Verhetzer" hindeuten, besitze „in hohem Grade die Geschicklichkeit, fremde Bemerkungen so zu verstümmeln, daß ihre Urheber alle Lust verlieren müssen, sich dieselben wiederum zuzueignen", sagt Lessing (17. Brief). Klotz sei ein gedankenloser Ausschmierer (44. Br.); das Schielende sei der eigentliche Charakter

seines Stils (11. Br.), den Lessing (im 16. Br.) „sehr pompös und dennoch sehr lendenlahm" nennt. „Welch schielendes Wortgepränge!" heißt es im 46. Brief. „Welche geschmacklose Übertreibung von der etwaigen Wirkung eines glücklichen Zufalls oder einer ängstlichen Tändelei!" — „Ewig schade, daß Herr Klotz den Pinsel nicht führt! Er würde ihn ohne Zweifel ebenso meisterhaft führen wie die Feder. Oder vielmehr, noch unendlich meisterhafter. Denn das geringste wäre, daß er Unmöglichkeiten damit möglich machte!" — „Ich kenne keine Feder, die alles so leicht, so deutlich zu machen weiß!" höhnt Lessing im 3. Briefe und im 10.: „O Logik und alle Musen! Ein Mann, der so schließen kann, untersteht sich, von der Kunst zu schreiben?" — Ein grelles Schlaglicht auf die leichtfertige Weise, mit der Klotz abgeleitete, statt ursprüngliche Quellen für seine Behauptungen benutzte, wirft die sarkastische Frage Lessings am Schluß des 18. Briefes: „Wie gefällt Ihnen das? Was sagen Sie zu einem solchen Quellenbraucher, der aus der ersten der besten Pfütze schöpft, ohne sich zu bekümmern, was für Unreinigkeiten auf dem Grunde liegen?" — „Vortrefflich!" schreibt Lessing im 5. Briefe, da, wo er sich gegen die Einwürfe seines Gegners wendet und die Klopffechterkunst dieses Edlen charakterisiert. „Wenn einem Unwahrheiten andichten und diesen angedichteten Unwahrheiten die allertrivialsten Dinge entgegensetzen, einen widerlegen heißt, so versteht sich in der Welt niemand besser auf das Widerlegen als Herr Klotz." Und nun folgt dreimal, kurz und kräftig, der niederschmetternde Keulenschlag: „Es ist nicht wahr," daß ich das behauptet habe, was Klotz von mir vorgibt. „Nur drei Unwahrheiten in einer Stelle, die groß genug wäre, sieben zu enthalten: Das ist bei alledem doch nicht viel!" schreibt Lessing, an eine ähnliche, gegen Voltaire gerichtete Wendung in der Dramaturgie erinnernd (s. oben S. 257). Ebenso in der folgenden Bemerkung, die Lessing nach einer Abschweifung,

während welcher er Klotz ungerupft läßt, macht: „Und nun wieder zu Hrn. Klotzen! Es wäre unartig, wenn wir ihm mitten aus dem Kollegio wegbleiben wollten. Er lehrt uns zwar wenig: aber dem ohngeachtet können wir viel bei ihm lernen. Wir dürfen nur an allem zweifeln, was er sagt, und uns weiter erkundigen" (40. Br.). Zwar weiß Klotz, dessen kritische Einwürfe gegen Lessing dieser „höchst nüchtern" findet, „so ein gelehrtes Maul Klotz auch dabei immer zog" (54. Br.), sich zu drehen und zu wenden und ist bei Lessings Anklagen um eine Ausflucht nicht verlegen. Darauf deutet Lessing ironisch hin, wenn er im 40. Br. an eine schiefe Behauptung Klotzens über einen Stein als Ringschmuck die Bemerkung knüpft: „Wer hat jemals von einem solchen Steine gehört? Da wird sich ganz gewiß wieder der Setzer versetzt oder der Schreiber verschrieben haben." Lessing taxiert das Wesen dieses Heuchlers mit der Miene der gekränkten Unschuld, der „mit seiner ganzen Artillerie von Voraussetzungen, Verdrehungen, Verleumdungen und Vergiftungen" gegen ihn losbricht, ganz richtig, wenn er schreibt: „O des unschuldigen, friedlichen, mit dem Mantel der christlichen Liebe bedeckenden, nur aus Gefälligkeit widersprechenden Mannes! Wie unleidlich, wie zänkisch, wie mir selbst ungleich muß ich gegen ihn nicht erscheinen. — Wenigstens legt er es darauf an, daß ich so erscheinen soll" (51. Brief). „Ich möchte Sie wohl um mich haben," ruft er ihm zu, „um Sie als ein lebendiges Register zu nutzen: an Seitenzahlen würden Sie mich nicht Mangel leiden lassen, nur für die Gedanken müßte ich selbst sorgen. Wohl zu behalten, daß ich Ihnen auch noch die Seitenzahlen nachzuberichtigen nicht versäumte! Denn oft sagt das Register etwas ganz anders als das Buch" (54. Br.). Das Verdienst der besten Schriften des Herrn Klotz sei „zusammengestoppelte Gelehrsamkeit, Alltagswitz und Schulblümchen" (56. Br.). Dazu kommt, daß Klotz vor einer Lüge nicht zurückschreckt, um seinen Gegner zu

unglimpfen. Hatte er doch behauptet, Lessing und sein
ıder Karl hätten in Nicolais „Allgemeiner deutscher Biblio-
" Klotz „mißhandelt", „um die Nahrung des Herrn Buch-
dlers Nicolai aufrecht zu erhalten!" In Wirklichkeit hatte
ing mit dieser Zeitschrift „nichts zu schaffen" und war alles
, als ein Gefolgsmann Nicolais. Darum erwidert er
z: „Ich kann mich rühmen, daß ich schon manche tüchtige
e von mir und wider mich zu lesen das Vergnügen gehabt
: aber eine so grobe, aus der Luft gegriffene, hämtückische
mir doch lange nicht vorgekommen, als diese Klotzische!"
Br.). Und in demselben Briefe findet sich dann eines
schönsten Bekenntnisse Lessings, das nämlich, in welchem
eine Unabhängigkeit von allem schriftstellerischem Parteiwesen
die Einsamkeit seiner literarischen Stellung in dem deut-
en Bilde kennzeichnet: „Ich bin wahrlich nur eine Mühle
kein Riese. Da stehe ich auf meinem Platze, ganz außer
Dorfe, auf einem Sandhügel allein und komme zu nie-
ıd und helfe niemand und lasse mir von niemand helfen.
nn ich meinen Steinen etwas aufzuschütten habe, so mahle
es ab, es mag sein, mit welchem Winde es will. Alle
iunddreißig Winde sind meine Freunde. Von der ganzen
ten Atmosphäre verlange ich nicht einen Fingerbreit mehr,
gerade meine Flügel zu ihrem Umlaufe brauchen. Nur
en Umlauf lasse man ihnen frei. Mücken können dazwischen
chwärmen: aber mutwillige Buben müssen nicht alle Augen-
ke sich darunter durchjagen wollen; noch weniger muß sie
Hand hemmen wollen, die nicht stärker ist als der Wind,
mich umtreibt. Wen meine Flügel mit in die Luft
eudern, der hat es sich selbst zuzuschreiben: auch kann ich
nicht sanfter niedersetzen, als er fällt."

Klotz fiel tief, fiel tödlich. In Halle ging kein Ehren-
ın mehr mit ihm um. Mancher seiner Anhänger ward
nenflüchtig oder schlich sich feig zur Seite. Die Wirkung

der antiquarischen Briefe, von denen ein dritter Teil vorbereitet, aber nicht zum Abschluß gebracht wurde, war eben eine zu nachhaltige. Klotz trieb eine Vogel Strauß-Politik: er schwieg und versicherte, den zweiten Teil der antiquarischen Briefe gar nicht gelesen zu haben. — Natürlich fehlte es auch nicht an Gegenschriften, die zuweilen einen noch gemeineren Ton annahmen als die, welche später gegen Schillers und Goethes Xenien hagelten. Herder hat Recht: „Die klotzische Episode in der deutschen Literatur — Schande, wahre Schande." Und dabei hatte Herder anfangs Klotz gelobt; freilich besaß er damals noch keinen Einblick in die Sudelkocherei in Halle. Jetzt zog er aber in seinen „kritischen Wäldchen" gegen den Klotzianismus wacker vom Leder. Lessing ließ sich von den Stimmen, die wegen seiner scharfen Polemik in den antiquarischen Briefen gegen ihn laut wurden, nicht beirren. Er war mit Klotz und dessen Konsorten fertig. Nur einmal hat er noch Veranlassung gehabt, in einer kunstwissenschaftlichen Schrift sich mit ihm zu beschäftigen, aber auch da nur kurz: in der in heiterer Ruhe geschriebenen Abhandlung „Wie die Alten den Tod gebildet" (1769).

„Ich wollte nicht gern, daß man diese Untersuchung nach ihrer Veranlassung schätzen möchte. Ihre Veranlassung ist so verächtlich, daß nur die Art, wie ich sie genutzt habe, mich entschuldigen kann, daß ich sie überhaupt habe nutzen wollen", schreibt er in der Vorrede. Sei zwar noch durch keinen Streit die Wahrheit ausgemacht worden, so habe dennoch die Wahrheit bei jedem Streite gewonnen. Schon in seinem „Laokoon" hatte Lessing auf die von manchem Gelehrten geteilte irrtümliche Ansicht des Grafen Caylus hingewiesen, daß die Alten den Tod als Skelett dargestellt hätten. Er behauptete dagegen, daß die Alten sich den Tod unter einem ganz andern Bilde gedacht hätten. Klotz hatte in seiner Übersetzung der Abhandlungen des französischen Kunstforschers diese Behauptung als

unbegründet hingestellt. Das gab Lessing die Veranlassung zu seiner erwähnten Schrift. Nur im Anfang derselben erwähnt er den hallischen Gelehrten, schiebt ihn aber sehr bald unsanft zur Seite und kommt zum Kern seiner Untersuchung: „Vors erste: daß die alten Artisten den Tod, die Gottheit des Todes, wirklich unter einem ganz andern Bilde vorstellten, als unter dem Bilde des Skeletts." Sie stellten ihn gemäß einer Idee Homers als den Zwillingsbruder des Schlafes, und zwar mit der Ähnlichkeit dar, die wir an Zwillingen sehr natürlich erwarten. Lessing führt dabei eine Reihe Beispiele an. Ausführlicher äußert er sich über den im kapitolinischen Museum befindlichen Sarkophag, der von dem Antiquar Bellori beschrieben ist. „Vors zweite: daß die alten Artisten, wenn sie ein Skelett darstellten, unter diesem Skelett etwas ganz anders meinten als den Tod, als die Gottheit des Todes." Skelette bedeuteten bei den Alten nicht den Tod, sondern die Larvae. So nannten sie die zur Strafe ihrer Verbrechen unstät und flüchtig auf der Erde irrenden abgeschiedenen Seelen böser Menschen. — Es ist Lessings Verdienst, daß das scheußliche Klappergeripp als Symbol des Todes mehr und mehr von den Grabdenkmälern verschwand; an seine Stelle trat der Genius, welcher als Zeichen seiner Trauer die Fackel senkt. Dieses Verdienst ist um so höher anzuschlagen, wenn man an die unvollkommenen Hilfsmittel denkt, auf welche Lessing bei seiner Arbeit angewiesen war. Ihm fehlte das reiche Anschauungsmaterial unsrer Zeit. Mit ungenügenden und nicht immer naturgetreuen Abbildungen mußte er sich begnügen; denn Italien hatte er noch nicht gesehen. Aber Kraft seiner divinatorischen Gabe gelangte er zum richtigen Ziel. Und auch darin pflichtet man ihm bei, wenn er, an eine Bemerkung des Oxforder Gelehrten Joseph Spence anknüpfend, zum Schluß ausführt, daß das Christentum die Schrecken des Todes vermehren mußte; denn nach Auffassung der christlichen Lehre ist auch

der natürliche Tod die Frucht und der Sold der Sünde. „Von dieser Seite wäre es also zwar vermutlich unsre Religion, welche das alte heitere Bild des Todes aus den Grenzen der Kunst verdrungen hätte! Da jedoch ebendieselbe Religion uns nicht jene schreckliche Wahrheit zu unsrer Verzweiflung offenbaren wollte; da auch sie uns versichert, daß der Tod der Frommen nicht anders als sanft und erquickend sein könne: so sehe ich nicht, was unsre Künstler abhalten sollte, das scheußliche Gerippe wiederum aufzugeben und sich wiederum in den Besitz jenes bessern Bildes zu setzen. Die Schrift redet selbst von einem Engel des Todes: und welcher Künstler sollte nicht lieber einen Engel als ein Gerippe bilden wollen? Nur die mißverstandene Religion kann uns von dem Schönen entfernen: und es ist ein Beweis für die wahre, für die richtig verstandene wahre Religion, wenn sie uns überall auf das Schöne zurückbringt." So viel über diese Schrift Lessings. —

Zwei herbe Enttäuschungen hatte die Hansestadt Lessing gebracht: den Zusammenbruch des Nationaltheaters und den Mißerfolg des buchhändlerischen Unternehmens mit Bode. Und jetzt das Heer von Sorgen! Auch die Kamenzer kamen wieder hilfeflehend, worauf Lessing in seiner trostlosen Lage dem Bruder Karl schreibt: (6. Juli 1769): „Das Herz blutet mir, wenn ich an unsre Eltern denke. Aber Gott ist mein Zeuge, daß es nicht an meinem Willen liegt, ihnen ganz zu helfen. Ich bin in diesem Augenblicke so arm, als gewiß keiner von unsrer ganzen Familie ist. Denn der Ärmste ist doch wenigstens nichts schuldig, und ich stecke bei dem Mangel des Notwendigsten oft in Schulden bis über die Ohren." In einem frühern Briefe (vom 21. Dez. 1767) bedauert Lessing, daß er so wenig imstande sei, seinem Vater das Alter ebenso bequem und angenehm zu machen, als es diesem Gott ruhig und gesund gemacht habe. Hatte Lessing damals doch gehofft, aus der Verbindung mit Bode in „bessere Umstände" zu kommen, die er

dann auch seine Geschwister hätte genießen lassen! Und wie liebevoll berührt es, wenn man in demselben Briefe liest, daß Lessing, sobald die Elbe wieder fahrbar sei, einen kleinen Vorrat an Zucker und Wein über Dresden an den Vater schicken will, beklagend, daß die „Fracht zur Achse nach dorthin ebenso kostbar als selten" sei.

Jetzt aber war ihm — wie früher Berlin — auch die Hansestadt verleidet. „Ich dürfte nicht sehr lange mehr in Deutschland sein und auch sobald nicht wieder Lust oder Gelegenheit haben, mich um die deutsche Literatur zu bekümmern," schrieb er an v. Murr (25. Nov. 1768). Er strebte fort, trug Verlangen nach einer andern Umgebung, nach einem andern Klima. Von neuem erwachte in ihm die Sehnsucht nach Italien, dem Lande der Kunst. Was später werden würde — wer konnte es wissen? Zieht sich doch durch Lessings Leben eine Unruhe, die ihn den Wanderstab immer wieder ergreifen hieß. „Es scheint, als ob wir alle ein wenig spät zur Ruhe kommen sollten; aber endlich, hoffe ich, werden wir doch auch dazu kommen," schreibt er über die Mitglieder seiner Familie an den Vater. — „Mit dem ersten guten Frühlingswinde" 1769 will er seine Reise antreten. „Und wohin?" meldet er Nicolai (28. Sept. 1768). „Geraden Wegs nach Rom. Sie lachen; aber Sie können gewiß glauben, daß es geschieht. . . Was ich in Rom will, werde ich Ihnen aus Rom schreiben. Von hier aus kann ich Ihnen nur so viel sagen, daß ich in Rom wenigstens ebenso viel zu suchen und zu erwarten habe als an einem Orte in Deutschland. Hier kann ich des Jahres nicht für 800 Rtlr. leben, aber in Rom für 300 Rtlr. So viel kann ich ungefähr noch mit hinbringen, um ein Jahr da zu leben; wenn das alle ist, nun, so wäre es auch hier alle, und" — setzt er mit bitterm Humor hinzu — „ich bin gewiß versichert, daß es sich lustiger und erbaulicher in Rom muß hungern und betteln lassen als in Deutschland. . . Alle Um-

stände scheinen es so einzuleiten, daß meine Geschichte die Geschichte von Salomos Katze werden soll, die sich alle Tage ein wenig weiter von ihrem Hause wagte, bis sie endlich gar nicht wiederkam." Seine Freunde, meinte Lessing in seiner gedrückten Stimmung, würden ihn schwerlich vermissen. „Ob ich hier oder da bin," schreibt er Mendelssohn am 5. November 1768, „daran ist so wenigen so wenig gelegen — und mir am allerwenigsten. Das Halbdutzend Freunde, das ich ungern verlasse, hoffe ich auch in der Ferne zu behalten und zu nutzen." Er wollte zunächst nach Livorno, auf dem Wasserwege, der ihm billiger schien. Seine Sachen und Bücher sollten verauktioniert werden, was auch tatsächlich geschah. Da am 8. Juni 1768 Winckelmann ermordet worden war, so war die geschäftige Frau Fama schnell bei der Hand, Lessings beabsichtigte Reise nach Rom mit dem erledigten Posten in Verbindung zu bringen. „Alle Welt sagt," schreibt Gleim mit komischem Ernst an den Hamburger Freund (9. März 1769), „Lessing geht nach Rom, an die Stelle des großen Winckelmann! Und ging' er, Papst zu werden, so wär' es meinem patriotischen Herzen so bitter wie Galle! Sollen wir alle unsre Weisen den dummen Römern geben, sie klug zu machen? . . . Die Hälse möcht' ich allen unsern großen Deutschen oder deutschen Großen brechen, allen, die es nicht wissen, was an unserm Lessing uns genommen wird. . . Zur Beschämung derer, die zu Berlin meinen Lessing nicht festhielten, ist es schon recht, daß er nun zum Präsidenten nach Rom berufen ist." Zieht man die antiquarischen Studien in Betracht, denen Lessing gerade um diese Zeit eifrig nachging — sein Kopf sei „voller antiquarischer Grillen", schreibt er im September — dann allerdings versteht man, daß das Gerücht nicht überall ungläubigem Kopfschütteln begegnete. Lessing war darüber sehr ungehalten. „Wissen Sie, was mich ärgert?" schreibt er an Ebert (18. Okt. 1768); „daß alle, denen ich sage: ‚Ich reise nach Rom', sogleich auf Winckelmann ver-

fallen. Was hat Winckelmann und der Plan, den sich Winckelmann in Italien machte, mit meiner Reise zu tun? Niemand kann den Mann höher schätzen als ich; aber dennoch möchte ich ebenso ungern Winckelmann sein, als ich oft Lessing bin!" Nicolai verrät er, daß er von den ihm in Aussicht gestellten Empfehlungsschreiben des Herrn Muzell-Stosch — dieser berief seiner Zeit Winckelmann nach Florenz — keinen Gebrauch machen wolle, was Nicolai „einen kleinen Eigensinn" nennt. Er möchte keine Bekanntschaften in Rom, als die er sich zufälligerweise selbst mache. Was er zu sehen, und wie er zu leben gedenke, das könne er ohne Kardinäle. Er geize nicht nach der Rolle, ein so besonderer Freund und Klient von Albani (Winckelmanns Beschützer), zu sein. So verleugnet sich auch hier nicht das trotzig stolze Selbstbewußtsein Lessings.

Indes sollte er zunächst noch nicht nach Italien kommen. Seine Abreise verzögerte sich von Woche zu Woche. Er habe erst noch gewisse Dinge aus Wien abzuwarten. Von dort aus seien ihm sehr ansehnliche Vorschläge gemacht worden. Aber er möchte sich nicht mehr um das Theater, auf welches das Anerbieten zielte, bekümmern. Auch dieser Plan zerrann. Dafür tauchte aber ein neuer auf, der bald feste Gestalt annahm und Lessing der letzten Stätte seines irdischen Wirkens zuführte. Diese Stätte heißt Wolfenbüttel. Zu neuen Ufern lockte ein neuer Tag.

Vierzehntes Kapitel.

Der Bibliothekar von Wolfenbüttel.

„Ihr Vaterland zu verlassen, ohne Ihre Schulden an Genie zu bezahlen!“ schrieb Johann Arnold Ebert am 26. Jan. 1769 an Lessing, welcher dem feingebildeten Professor am Braunschweiger Carolinum 1767 in Hamburg persönlich näher getreten war. Es war eine folgenreiche Bekanntschaft, die dieser Sommer gezeitigt; denn Ebert, ein geborner Hamburger, war die treibende Kraft für Lessings Berufung nach Wolfenbüttel.

Ebert hatte mit dem Braunschweiger Hof nähere Fühlung, besonders mit dem Erbprinzen Karl Wilhelm Ferdinand, dem unglücklichen Heerführer von Auerstädt (14. Okt. 1806), welcher am 10. Nov. 1806 als Flüchtling zu Ottensen bei Hamburg seinen Geist aufgab. Der Herzog von Braunschweig, Karl, war ein Regent, welcher die Freuden eines feinern Sinnengenusses liebte, aber infolge einer unweisen Wirtschaft die Landeskassen so erheblich mit Schulden belastete, daß ein Staatsruin drohte. Andrerseits gehörte dieser willensgute und geistig rege Landesvater nicht zu jenen im Schloß gebornen Männern, die, wie so mancher Miniaturfürst der damaligen deutschen Kleinstaaterei, sich vornehm und kalt von ihren Untergebenen abschlossen. Um Hauptes Länge ragte über alle Mitglieder des Hofes der Erbprinz hervor. Sein lebhafter Geist gleiche einer im feuerfesten Gewölbe eingeschlossenen Flamme, urteilte sein Erzieher über ihn. Er war ein Mann von starken Leidenschaften, von seltsamen Widersprüchen: bildungsbegierig, aber nicht immer ausdauernd; ehrgeizig, ohne dabei kleinlich zu

sein; prunkliebend, tatendurstig, bald schnell entschlossen, bald umständlich erwägend, „höflich bis zur Affektation", wie Mirabeau bemerkt, und jeden Verstoß gegen das Hofzeremoniell unliebsam empfindend. Seinem heißblütigen Temperament, dem die Macht des Augenblicks gefährlich war, fehlte straffe Selbstzucht nicht, namentlich seinen kostspieligen Neigungen gegenüber, als es galt, den drohenden Bankbruch von seinem Hause fernzuhalten. Der Neffe des großen Friedrich geizte nach dem Ruhme eines großen Feldherrn, und der Bruder der kunstsinnigen Anna Amalia, der geistvollen Schöpferin des Weimarer Musenhofes, gefiel sich in der Rolle eines Gönners und Förderers der Künste und Wissenschaften. Goethe nannte ihn gelegentlich eines Aufenthaltes in Gesellschaft Karl Augusts in Braunschweig einen großen Mann, ein andermal einen „klugen Vogelsteller". Auf ausgedehnten Reisen durch Europa hatte der Erbprinz seinen geistigen Horizont erweitert. Er stand mit Gelehrten und Künstlern in Verbindung: Winckelmann hatte er in Rom begleitet, Voltaire in Ferney begrüßt, mit Moses Mendelssohn und Justus Möser, mit Garve und d'Alembert wechselte er Briefe.

Durch Ebert ließ der Erbprinz im Oktober 1769 Lessing die Bibliothekarstelle in Wolfenbüttel anbieten, nachdem Ebert schon auf beiden Seiten vorgearbeitet hatte. „Lieber Freund," schreibt Lessing an ihn (11. Okt. 1769), „es ist auf alle Weise meine Schuldigkeit, nach Braunschweig zu kommen, um dem Erbprinzen in Person für die Gnade zu danken, die er für mich haben will; es mag davon so viel oder so wenig wirklich werden, als kann." Lessing kam dem Prinzen schon deshalb mit Sympathie entgegen, weil dieser während seiner Anwesenheit in Berlin Moses Mendelssohn aufgesucht und ihm seine Hochachtung bewiesen hatte. „Ich wüßte nichts in der Welt, wodurch sich der Prinz meiner ganzen Ergebung und Verehrung mehr hätte versichern können, als dadurch, daß er

Bekanntschaft mit meinem ältesten und besten Freunde in Berlin hat machen wollen. Daß sie einander gefallen würden, daran war kein Zweifel," schrieb Lessing an Ebert, als dieser dem Hamburger Kritiker die Freude des Prinzen über die Bekanntschaft mit „unserm vortrefflichen Moses Mendelssohn" erzählt hatte. Es bedurfte gar nicht Lessings Bitte an Ebert, „bei dem Prinzen ein wenig in die Kohlen zu blasen, damit sie nicht ganz erlöschen, wenn wir unsern Schwefelfaden anzünden wollen." Ebert war Feuer und Flamme, Lessing nach Braunschweig zu ziehen. Auch Lessing zweifelte nicht, daß die Sache nicht völlig nach seinem Wunsche zustande kommen sollte, wie er an seinen Verleger Voß schreibt. Ebert verstand es, das Eisen für seinen Freund zu schmieden. Das merkte Lessing, als er gegen Ende November in Braunschweig war. Er nahm das vom Herzog genehmigte Anerbieten des Erbprinzen um so eher an, als beide ihm versicherten, seine Reise nach Italien zu fördern, sobald er einen Überblick über die Schätze der herzoglichen Bibliothek gewonnen hätte und also wissen könnte, was er auf seiner Reise zu ihrer Vermehrung zu tun hätte. Es ward Lessing vom 1. Jan. 1770 an ein jährliches Gehalt von 600 Taler Gold, das später um zweihundert erhöht wurde, in Aussicht gestellt; außerdem hatte er freie Wohnung und genoß mancherlei mit seinem Amte verbundene Vorzüge.

Nach seiner Rückkehr in die Hansestadt kamen Lessing Bedenken über seinen Eindruck, den er auf den Prinzen gemacht, und abermals wurde die Hilfe Eberts angerufen (28. Dez. 1769): „Indes ist Ihre freundschaftliche Rolle noch nicht aus. Bis ich ganz bei Ihnen bin, ziehen Sie ja keinen Augenblick die Hand von Ihrem Werke. Sie allein können mich in der Meinung so vieler rechtschaffener Leute erhalten, auf deren nähern Umgang ich mich freue. Ich betrachte den Erbprinzen selbst aus keinem andern Gesichtspunkte. Es kann

sein, und ich habe Ursache, es zu besorgen, daß ich auf ihn nicht die vorteilhaftesten Eindrücke gemacht habe. Ich pflege so wenig auf meiner Hut zu sein; ich bin so unbesorgt, immer nur meine gute Seite zu zeigen, und meine gute Seite selbst ist so schielend, daß ich sehr zufrieden sein muß, wenn man mich die erste Zeit nur nicht ganz verachtet. Vielleicht, wenn er es länger mit mir versucht, gewinnt man bei einem guten Manne gewiß, wenn man aufrichtig bei ihm gewinnen will." Wie gering auch Lessing, nicht nur bei dieser Gelegenheit, seine eigne Persönlichkeit zu werten pflegte — er hatte doch seinen Stolz und war bis zur Empfindlichkeit feinfühlig allem gegenüber, was man ihm als Aufdringlichkeit oder Bedachtsein auf eignen Vorteil auslegen konnte. Er wollte möglichst unabhängig sein. Als ihm die Kosten für seine Braunschweiger Reise aus der Schatulle des Prinzen ersetzt werden sollten, schöpfte er Verdacht. „Es ist sehr viel Gnade für unsern Erbprinzen," schreibt Lessing (19. Febr. 1770), „daß er mir die Kosten meines Aufenthalts in Braunschweig will vergüten lassen. Aber Sie glauben nicht, lieber Ebert, wie argwöhnisch ich bin, besonders in solchen Dingen. Ich kann mir nicht einbilden, daß der Erbprinz von selbst darauf gefallen ist. Ich fürchte, man hat es ihm zu verstehen gegeben, daß ich etwas dergleichen erwartet hätte. Ich habe zwanzigmal mein ganzes Betragen in Braunschweig überlaufen und mich jedes Worts zu erinnern gesucht, ob ich das Geringste gesagt oder getan, was diese Erwartung hat verraten können. Der Erbprinz mag immerhin glauben, daß ich der Erstattung bedarf; aber ich möchte nicht gern, am ungernsten von ihm, für einen Menschen gehalten sein, der etwas erwarten oder verlangen könnte, bloß deswegen, weil er es bedarf." Ebert beruhigte ihn darüber.

Indes verzögerte sich Lessings Abreise von Hamburg, trotzdem Ebert ihn wiederholt an seine „verlobte Braut" (die

Bibliothek) erinnerte. In erster Linie machte Lessings Verhältnis zu Eva König ihm das Scheiden schwer. Immer dringender wurde Eberts Mahnwort. Der Herzog fragte nach dem neuen Bibliothekar, der Erbprinz schien ungeduldig zu werden. „Gott weiß," antwortete Lessing am 13. März 1770 dem treuen Ebert, „daß ich mich herzlich sehne, vors erste in Ruhe zu kommen, weil ich doch in Ruhe kommen soll. Das Sperlingsleben auf dem Dache ist nur recht gut, wenn man ihm kein Ende abzusehn braucht. Wenn es nicht immer dauern kann, dauert es jeden Tag zu lange."

Am 17. April 1770 verließ Lessing die Hansestadt. Über Celle, wo er mit Seyler, der daselbst Gastspiele gab, zusammentraf, reiste er nach Braunschweig und traf am 8. Mai in Wolfenbüttel ein. Drei Tage später ward er auf sein neues Amt eidlich verpflichtet zum Hüter und Pfleger der berühmten Bibliotheca Guelferbytana.

Damit war Lessing, der freie Schriftsteller, Beamter und als solcher nach mancher Seite hin unfrei. Entsprach eine derartige Abhängigkeit seinen Wünschen und Anlagen? Nicht nur Friedrich Theodor Vischer, auch andre Männer haben Lessings Abneigung gegen ein Staatsamt betont. Hatte doch erst noch 1769 Herder den Dichterfreund um seine unabhängige Stellung „in mehr als einer Hinsicht" beneidet: „Niemals, niemals würde Lessing der Mann sein, der er ist, wenn er in die enge Luft eines Städtchens oder gar in eine Studierstube eingeschlossen, in einer Falte seines Geistes bloß Würmer hecken und Ungeziefer, kriechendes Ungeziefer von Gedanken ausbrüten sollte . . . Er ist ein Weltbürger, der sich aus Kunst in Kunst und aus Lage in Lage und immer mit ganzer, unveralteter Seele wirft; solch ein Mann kann Deutschland erleuchten" (Herder an Nicolai). Auch Ebert hatte einem Freunde gegenüber Bedenken geäußert, ob Lessing sich bereit finden lassen würde, eine Staatsstellung anzunehmen, weil er

sich „vor allen Fesseln und allem, was einem Amte ähnlich sah, scheute."

Die erste Zeit in Wolfenbüttel fand Lessing in zufriedener Stimmung. „Man kann nicht ruhiger und zufriedener leben, als ich diese drei Tage gelebt habe," schreibt er am 7. Mai an Ebert. „Euch Schwärmern, die Ihr alle Tage hofiert, alle Tage zu Gaste seid, muß freilich ein solches Leben Tod dünken. Ruft immer mit jenem französischen Bedienten: ‚Es lebe das Leben!' Ich rufe: ‚Es lebe der Tod!' — sollte es auch nur sein, um mit keinem Franzosen etwas gemein zu haben." Zehn Tage später meldet er Nicolai, er habe alle Gründe zu hoffen, daß er hier recht glücklich leben werde; auf Jahr und Tag werde er sogar seine [italienische] Reise aus den Gedanken verlieren; denn er sehe so viel andre Nahrung vor sich, daß er kaum wisse, worauf er zuerst fallen solle. In der Tat bot die Bibliothek reiche, seltene Schätze, die einen Geist wie Lessing unwiderstehlich locken und festhalten mußten. Das Bibliothekgebäude, welches, vom Herzog August Wilhelm 1723 in Form des Pantheons zu Rom errichtet, Lessing jahrelang in seinen Räumen sah, ist jetzt nicht mehr vorhanden. Es ward 1887 wegen Baufälligkeit abgebrochen. Ein monumentaler Neubau, vor dessen Zugang zwei mächtige eherne Löwen, die man im Braunschweigischen des öftern findet, Wache halten, steht an seiner Stelle. Die Bibliothek, welche jetzt mehr als 300 000 Bände zählt, besaß schon damals wertvolle Handschriften und überraschte durch ihren Reichtum an Schriftwerken aus dem Zeitalter der Reformation, sowie durch Erstdrucke bis in die Anfangsjahre der Buchdruckerkunst. Eine Quelle kaum geahnter Freuden erschloß sich hier dem neuen Bibliothekar, und bald in scherzhafter, bald in ernster Weise bekundete er in Briefen an Freunde und Verwandte seine Freude darüber. „Ihr unglücklichen Leute," ruft er Ebert zu, „die Ihr noch Geld für Bücher ausgeben

müßt! Diese Torheit habe ich überstanden, und inskünftige kann ich das Geld, das ich sonst auf Bücher wandte, ver— Was meinen Sie, was ich schreiben wollte? vertrinken? verspielen? — Wahrlich, ich wollte schreiben: vergraben." Ausführlich über sein neues Amt und die Bibliothek äußert sich Lessing in seinem Briefe an den Vater (27. Juli 1770): „Eigentlich ist es der Erbprinz, welcher mich hierher gebracht. Er ließ mich auf die gnädigste Art zu sich einladen, und ihm allein habe ich es zu danken, daß die Stelle des Bibliothekars, welche gar nicht leer war, für mich eigentlich leer gemacht ward. Auch der regierende Herzog hat mir hierauf alle Gnade erwiesen, deren ich mich von dem gesamten Hause zu rühmen habe, welches aus den leutseligsten, besten Personen von der Welt besteht. Ich bin indes der Mensch nicht, der sich zu ihnen dringen sollte; vielmehr suche ich mich von allem, was Hof heißt, so viel als möglich zu entfernen und mich lediglich in den Zirkel meiner Bibliothek einzuschränken." Die Stelle sei so, als ob sie von jeher für ihn gemacht wäre, und wenn er „nur erst wieder auf dem Trocknen sei", das heißt, seine Schulden abgetragen hätte, so hoffe er auch, gemächlich davon leben zu können. Das Allerbeste sei die Bibliothek, die er noch weit vortrefflicher gefunden hätte, als er sie sich jemals eingebildet. Er könne seine Bücher, die er aus Not habe verkaufen müssen, nun sehr wohl vergessen. Eigentliche Amtsgeschäfte habe er keine andern als solche, die er sich selbst machen wolle. „Ich darf mich rühmen, daß der Erbprinz mehr darauf gesehen, daß ich die Bibliothek, als daß die Bibliothek mich nutzen soll." Gewiß werde er beides zu verbinden suchen; denn eines folge aus dem andern.

Ebert wußte sehr wohl, als er Lessing dem Erbprinzen so überzeugend empfahl, daß der ehemalige Dramaturg am Hamburger Nationaltheater seinem neuen Amte gewachsen war; das hat die Wärme seines Urteils über den Freund zweifellos

beeinflußt. War das Amt, wie mitgeteilt, eigens für Lessing freigemacht — unter der Verwaltung seines Vorgängers, des Klosterrats Hugo, war eine arge Unordnung eingerissen — so war Lessing hinsichtlich seiner Befähigung auch wie geschaffen für die Stelle. Seine Belesenheit, wie sein Wissen erregten Erstaunen. Auf den verschiedensten Gebieten menschlicher Geistesbetätigung hatte er Proben seines hohen Könnens abgelegt. Er war nicht nur ein scharfsinniger Forscher, ein Finder und Entdecker, sondern auch ein Mann von Weitblick und bot die Gewähr, nicht im engen Bureaukratismus zu verknöchern. Die Welt des Lebens hatte ihn gebildet, nicht die einsiedlerische Studierstube. Daher seine Sicherheit im weltmännischen Auftreten und seine Liebenswürdigkeit im Umgange. Nimmt man hierzu seine unbestechliche Gerechtigkeitsliebe, die ihn stets auszeichnete, hoch und niedrig gegenüber, so durfte sich die Bibliothek zu einem solchen Leiter in der Tat beglückwünschen. Lessing hielt es für eine seiner vornehmsten Pflichten, die Gesuche um Entlehnung von Büchern aus der Bibliothek und Anfragen an sie ohne Unterschied und Ansehen der Person, sofern der Bittsteller würdig war, zu erledigen, sowie durch Mitteilungen, Hinweise, Auskunftgeben den Ruf und den Ruhm der gemeinnützigen Anstalt zu wahren und zu mehren. Schon 1768 (30. Dez.) hatte er an Raspe die bezeichnenden Worte geschrieben: „Nur diejenigen sind mit den Schätzen, die sie unter ihrer Verwahrung haben, zurückhaltend und neidisch, die sie selbst nicht zu brauchen wissen." Von einer solchen Engherzigkeit, welche selbst in unsern Tagen noch nicht ausgestorben ist, hielt er sich fern. Das Programm seiner Amtsführung ist in der Vorrede zum ersten Wolfenbüttler Beitrag (1773) angedeutet, wo er hervorhebt, die Taten der Bibliothek beständen in dem Nachweis, wozu sie der Gelehrsamkeit und den Gelehrten genutzt habe. Er wollte, wie er an Reiske (26. April 1776) schreibt, sich wenigstens darin von der gewöhnlichen Gattung

der Bibliothekare auszeichnen, daß er das, was er nicht selbst zu nutzen verstände, fremder Nutzung nicht neidisch vorzuenthalten suchte. Zugleich wollte er ein solcher Bibliothekar sein, dem nicht alles und jedes gleichgültig sei, was nicht in sein Lieblingsstudium einschlage, um schlechterdings keine Art von Gelehrten abzuschrecken, sich der Bibliothek durch ihn zu bedienen. (Brief an Reiske vom 13. Okt. 1770). So säumig im Briefschreiben Lessing sonst war — „Moses und ich halten Lessing und saumselig für zwei unzertrennliche Begriffe" (Nicolai an Lessing, 23. Juni 1770) — die Beantwortung der amtlichen Eingänge erfolgte schnell. „Schreibe nur einer in Betreff der Bibliothek an mich, so soll er wohl sehen, wie geschwind ich antworte," verrät er Nicolai (16. Febr. 1771). In der Person des Sekretärs v. Cichin, übrigens eines dunkeln Ehrenmannes, stand ihm ein Gehilfe zur Seite, der die minderwichtigen Geschäfte der Bibliothek zu erledigen hatte. Lessings Streben, das Ansehen der alten Guelferbytana lebendig zu erhalten, fand beim Herzog Karl Anerkennung. In einem Schreiben Karls an seinen Beamten (13. Okt. 1770) teilt er ihm mit, er ersehe mit vielem Vergnügen, daß Lessing es weder an Fleiß noch Bemühung fehlen lasse, die ihm anvertraute Bibliothek berühmter zu machen.

Die ersten Briefe Lessings aus der ehemaligen Welfenresidenz spiegeln die ruhige, zufriedene Stimmung ihres Schreibers wieder. Die Erinnerung an die aufregende Hamburger Zeit mit ihrem Heer von Geldsorgen und Enttäuschungen erhöhte in Lessing das Gefühl der Geborgenheit. Er sah ein Arbeitsfeld vor sich, das ihm reiche Betätigung seiner besten Kräfte verhieß, er hatte ein wenn auch nicht glänzendes, so doch sicheres Auskommen. Mehrmals hatten ihm die trügerischen Wogen des Lebens das Nest, in dem er gerade heimisch zu werden anfing, zerstört. Nun befand er sich im Hafen, und eine köstliche Liebeshoffnung grüßte seine Seele.

Aber die glänzende Vorderseite der Medaille hatte eine glanzlose Rückseite. Lessing kam aus Hamburg, der Stadt des Welthandels und Weltverkehrs, der Stadt sinnenfrohen Genusses und reicher gesellschaftlicher, wie künstlerischer und wissenschaftlicher Anregung. Hier brauste voll des Lebens Strom; hier hatte Lessing, der nie ein trockner Bücherwurm war, mannigfache Beziehungen angeknüpft, die ihm sein Verweilen an der Alster froh und leicht, sein Scheiden aber schwer machten. „Hamburg, ob es gleich Ihr unvergleichliches, göttliches, einziges Hamburg ist, würde mich allein nicht gehalten haben," schreibt er an Ebert (15. April 1770). „Nicht allein, sage ich. Denn im Grunde will ich es Ihnen doch nur gestehen, daß ich verschiedne Freunde hier sehr ungern verlasse und noch ungerner verlassen würde, wenn ich nicht ihresgleichen wieder zu finden hoffen dürfte." Auch Leipzig, Breslau und Berlin, wo Lessing bedeutsame Jahre zugebracht, waren Großstädte und Brennpunkte eines fruchtbaren geistigen Lebens. Wolfenbüttel aber war ein stiller Kleinort geworden, nachdem Herzog Karl den Hof endgültig nach Braunschweig verlegt hatte (1754). An persönlichen gelehrten und geselligen Anregungen fehlte es hier. Der tote Bücherschatz der Bibliothek jedoch vermochte nicht, Lessing über seine Vereinsamung und das dumpfe, stumpfe Tageseinerlei daselbst hinwegzutäuschen. Er war eine zu impulsive Natur voll Feuer und Temperament, um sich für immer in seiner Gelehrtenzelle mit beschaulicher Selbstgenügsamkeit unter vergilbte Pergamente und schweinslederne Folianten zu vergraben und das Gold der Gelehrsamkeit zu schürfen. Er mußte den Strom des wirklichen Lebens rauschen hören, verlangte, dem Freunde ins Auge zu schauen, liebte heitere Geselligkeit. Die behagliche Stimmung, die aus seinen ersten Wolfenbüttler Briefen wohltuend das Herz des Lesers berührt, weicht mehr und mehr einem sich verschärfenden Unmut. Er „verwünscht"

das „große Schloß", in dessen oberstem Stockwerk er (bis 1776) „ganz allein" haust. Er kommt sich in dieser „Burg" wie verlassen und verzaubert vor. „Es ist alles jetzt so weitläufig und öde um mich, daß ich zu mancher Stunde gern viel darum geben wollte, wenigstens von meinen kleinen Gesellschaftern in Hamburg etwas um mich zu haben," gesteht er Eva König (10. Juni 1770). Er komme in Wolfenbüttel zu keinem Menschen und nie von seiner Stube, außer wenn er auf die Bibliothek gehe, schreibt er seinem Bruder Karl ungefähr ein Jahr später. Der Bücherstaub falle ihm mehr und mehr auf die Nerven, und bald werden sie gewisser feiner Schwingungen ganz und gar nicht mehr fähig sein, klagt er Gleim (6. Juni 1771). In eine solche niederdrückende Stimmung verbohrte sich Lessing immer mehr. Der Zündstoff sammelte sich an, und explosiv kam die Unlust in seinen Briefen zum Durchbruch. Schon im zweiten Jahre seines neuen Aufenthalts glaubte er nicht mehr recht an eine Beständigkeit desselben. So schreibt er seinem Bruder Karl am 14. Nov. 1771: „Ob ich schon mit meiner gegenwärtigen Situation eigentlich nicht Ursache habe, unzufrieden zu sein, auch wirklich nicht bin, so sehe ich doch voraus, daß meine Beruhigung dabei in die Länge nicht dauern kann. Besonders würde ich die Einsamkeit, in der ich zu Wolfenbüttel notwendig leben muß, den gänzlichen Mangel des Umgangs, wie ich ihn an andern Orten gewohnt gewesen, auf mehrere Jahre schwerlich ertragen können. Ich werde, mir gänzlich selbst überlassen, an Geist und Körper krank; und nur immer unter Büchern vergraben sein, dünkt mich wenig besser, als im eigentlichen Verstande begraben zu sein." Wollte Lessing sich eine Abwechslung verschaffen, so ließ er sich wohl von dem Schauspieler Döbbelin, als dieser in Braunschweig spielte (1771), in die Komödie schleppen, oder er ging in die Residenz, nicht zum Courmachen am Hofe — dazu ging er nur, wenn es durchaus sein mußte, „als ob ich dazu geprügelt

würde" — sondern um sich zu zerstreuen. Manchmal kam er auch nur bis zum Weghause, das zwischen Braunschweig und Wolfenbüttel lag. Hier fand er dann wohl Zachariä, aß mit ihm zu Mittag und Abend, plauderte sich mit ihm aus und fuhr wieder in seine Einsamkeit zurück. Weilte er in Braunschweig, so feierte sein gesellschaftlicher Mensch im Kreise anregender Bekannten bei einem Glase Wein seine Auferstehung. Im belebten Wechselgespräch mit Leuten vom Schlage eines Ebert, Eschenburg, Konrad Arnold Schmid, Gärtner, Zachariä, die alle am dortigen Carolinum tätig waren, flossen die Stunden schnell hin. Mit dem Gründer des 1745 ins Leben gerufenen Carolinums, dem diplomatisch gewandten Hofprediger Jerusalem, kam Lessing in keine wärmere Beziehung, während er mit dem lebenslustigen Kammerherrn v. Kuntzsch sehr vertraut ward. Große Freude bereitete Lessing der Besuch des Leipziger Professor Johann Jakob Reiske mit seiner hochgebildeten Frau Ernestine, die 1771 kamen.

Doch waren solche Stunden seelischer Auffrischung, zu denen auch Besuche von Gleim, Moses Mendelssohn und Boie zu rechnen sind, selten, und selbst die rührende Freundestreue des Reiskeschen Ehepaares vermochte Lessing nicht für den Mangel zu entschädigen, den sein Herz litt. Seinem Leben fehlte Duft und Wärme; dieses beglückende Gefühl konnte ihm nur Eva König geben.

Fünfzehntes Kapitel.

Lessing und Eva König.

„Ich wollte, daß eine von den Ursachen, die Sie noch zu Hamburg aufhalten, sich mehr auf eine verlobte Braut im eigentlichen Verstande bezöge als auf die figürliche" [die Wolfenbüttler Bibliothek], schrieb Ebert am 27. Februar 1770, da Lessing noch in Hamburg weilte. „Aber Sie sind leider vor diesem Verdachte nur zu sicher." Der Gute ahnte nicht, daß dieses Wort bald zu Schanden werden sollte.

In Hamburg war Lessing, wie früher angedeutet, der Familie des Seidenhändlers und Tapetenfabrikanten Engelbert König, welcher dort 1756 bei der Börse sein Heim aufgeschlagen hatte, näher getreten. Lessing nennt König in einem Brief an Gleim „seinen und Zachariäs speziellen Freund." Königs Frau, Eva Katharina, geb. Hahn, war ein Heidelberger Kind (geb. am 22. März 1736). Mit zwanzig Jahren hatte sie sich dem liebenswürdigen und geschätzten Kaufherrn als Gattin anvertraut. Der glücklichen Ehe entsprossen sieben Kinder, von denen vier am Leben blieben. Bei der Taufe des jüngsten, dem im Oktober 1768 geborenen Friedrich, stand Lessing Pate. Aus kümmerlichen Verhältnissen hatte sich König, ein echter selfmade-man, emporgearbeitet; seine Geschäftsverbindungen — er besaß in Wien Fabriken — gingen über Deutschlands Grenzen hinaus. Allzu früh ereilte ihn der Tod auf einer Geschäftsreise nach Oberitalien. Der Einundvierzigjährige starb am 20. Dezember 1769 in Venedig und hinterließ eine trauernde Witwe mit drei unerzogenen Knaben und einer Tochter. Das älteste Kind war damals zwölf, das

jüngste gar erst ein Jahr alt. „Wenn mir etwas Menschliches begegnen sollte, so nehmen Sie sich meiner Frau und Kinder an," hatte König beim Abschied seinen Freund Lessing gebeten. Es war ein teures Vermächtnis, das er ihm hinterlassen. Lessing hielt es in Ehren.

Der Tod Engelbert Königs erfolgte um die Zeit, als Lessing mit Braunschweig wegen Übernahme der Bibliothekarstelle verhandelte. Die Sorge um Eva König hielt den ehemaligen Dramaturgen länger in Hamburg fest, als ursprünglich in seiner Absicht lag. Mit umdüsterter Seele, das Bild der schwer heimgesuchten Frau im Herzen, siedelte er nach Wolfenbüttel über. Für Eva König kamen schmerzvolle Jahre. Es galt, nachdem sich für sie die Unmöglichkeit ergeben hatte, die geschäftlichen Unternehmungen ihres verstorbenen Mannes auf eigne Hand fortzuführen, eine allmähliche Auflösung derselben herbeizuführen, ohne dabei allzu große Geldverluste zu erleiden. Die Zukunft der Kinder mußte einigermaßen sicher gestellt werden. Zwar fand sie im Kreise ihrer Verwandten und Bekannten Helfer (ihr Bruder Johann David Hahn, Professor in Utrecht, und Johannes Schuback), die es nicht nur bei schönen Worten bewenden ließen. Aber die Hauptlast der Sorgen lag doch auf ihren Schultern. Mit fast männlicher Tatkraft und Einsicht ging sie an die Lösung dieser schweren Aufgabe und rettete, was sich retten ließ, aber unter solchen Mühseligkeiten, daß sie manchmal nahe daran war, der Wucht der auf sie einstürmenden Sorgen zu erliegen. Die Beschwerden der Geschäftsreisen, welche sie monatelang von Hamburg fernhielten, griffen ihre körperliche Gesundheit an, und zu den abspannenden Aufregungen wegen drohender Geldverluste kam der Schmerz über die Trennung von ihren Kindern, wodurch ihre Seele noch mehr gebeugt ward.

Lessing nahm an all diesem Kummer der verehrten Frau tiefen, innigen Anteil. Hatte er in ihr doch jenes weibliche

Wesen erkannt, das ihm vom Schicksal bestimmt war, den Ring seines Lebens zu schließen. Mit der Feinfühligkeit des Weibes in Herzenssachen wußte Frau König, wie es um die Neigung des Freundes stand, die sie mit zarter Hingebung erwiderte. Vorderhand freilich durften weder sie noch er an die Erfüllung ihres verschwiegenen Wunsches denken. Lessing kannte die geschäftliche Krisis, welche der Geliebten drohte, wußte, daß sie eine zu gewissenhafte Mutter war, um zunächst an sich zu denken, und Frau Eva wollte die Geldverlegenheiten des Freundes, der obendrein Eltern und Geschwister unterstützte, durch eine sofortige Heirat mit ihm nicht noch vergrößern. Erst, wenn es an ihrem Lebenshorizonte klarer geworden war, durfte sie dem Zuge ihres Herzens folgen. Und die tatkräftige Frau handelte demgemäß.

Am 10. Juni 1770 eröffnet ein Schreiben Lessings an Eva König den Briefwechsel, der, bis zum September 1776 reichend, für beide Menschen äußerst charakteristisch ist. Lessing stand damals in der Mittagshöhe des Lebens, und Eva König war eine reife Frau. Die Glut der Jugend hatte sich in beiden schon zu einem stillen, ernsten Gefühl gedämpft. Das gibt dem Briefwechsel sein Gepräge. Atmeten wir in Lessings Umgang bisher vorwiegend die Höhenluft geistvoller Gedanken, so fühlen wir jetzt, in seinen brieflichen Offenbarungen an Eva König, den Pulsschlag seines Herzens. Dadurch rückt er uns menschlich näher. Aber auch hier, wo seine Neigung zu der geliebten Frau rein und zart erblüht, erwarte man keine überschwenglichen Gefühlsergüsse. Wie Lessing in seinen Gedankengängen ein Charakter von ausgesprochener Eigenart ist, so auch in seinen Briefen an die Geliebte. Keine herzbrechende Sentimentalität, keine feurigen Liebesversicherungen, kein elegisches Seufzen oder himmelhohes Jauchzen weder in seinen, noch in ihren Briefen. Aber von Rauchfleisch und Spargel ist die Rede, von weißen Bohnen und Erbsen und Linsen; von

gebeizten Nachthandschuhen, die man mit Mandelöl einschmieren müsse, um sie wieder geschmeidig zu machen; von der chronique scandaleuse Hamburgs und Braunschweigs wird hier und da etwas genascht; ein ersehnter Lottogewinn spielt eine große Rolle; die Revolution in Kopenhagen und der Sturz Struensees wird erwähnt; über verspätete Briefe wird geklagt, und einer bedauert den ungünstigen Gesundheitszustand des andern. Über allem aber schwebt, nur wie durch einen Schleier sichtbar, die Liebe, welche sie zu einander hinzog. Nüchtern, hausbacken-bürgerlich, naturwahr sind die Briefe. In den Schriftstücken Lessings macht sich mehr und mehr ein bittrer Mißmut über das Ungenügende seiner Wolfenbüttler Stellung geltend, deren Einkünfte zu gering waren, als daß Lessing an den Bau eines häuslichen Herdes hätte gehen können. Eva König dagegen hatte trotz ihres lebhaftern südländischen Temperaments einen Hang zur Schwermut, den sie, obwohl in ihren Briefen manchmal der Humor leise seine Schwingen regt, nicht unterdrücken konnte. Vergeblich suchte Lessing diese Neigung in ihr zu bekämpfen; vergeblich nannte er die Schwermut eine sehr mutwillige Krankheit, die man nicht los werde, weil man sie nicht los werden wolle, worauf Frau König, auf Lessings zunehmende Verbitterung hindeutend, schlagfertig erwiderte: „Die Schwermut ist eine mutwillige Krankheit, sagten Sie ja einmal zu einer Frau. Ist sie dieses bei einem so schwachen Geschöpfe, was sollte sie denn nicht bei einem Manne von Ihrer Art sein!“ Das Gefühl des Unmuts über seine Lage in Wolfenbüttel lastete dermaßen auf Lessing, daß er Briefe an Eva und an nahestehende Personen wochen- und monatelang unbeantwortet ließ, so daß die arme, sonst so mutige Frau an Lessings Liebe zu zweifeln begann. Mit der Empfindungsweise eines Lenau, des Briefkünstlers par excellence, oder den stürmischen Liebesbeteuerungen Goethes an Charlotte von Stein sind Lessings und Evas Briefe in keiner Weise zu ver-

gleichen. Und doch atmen sie einen stillen Liebreiz und sprechen das sinnige Menschenherz an, wie Charlotte von Lengefelds Wort an ihren Schiller beweist: „Ich habe Lessings Briefwechsel mit seiner Frau auch gelesen, und er hat mir viel Freude gemacht. Lessings Geist ist mir sehr interessant und ist es mir noch mehr geworden, er hat so eine gewisse Feinheit gegen seine Frau; auch ihre Briefe haben mir gefallen; sie muß erstaunend viel Tätigkeit gehabt haben und vielen Verstand. Ich möchte mit jemand über die beiden Menschen sprechen, der sie genau gekannt hat, und recht viel von ihnen hören." Strauß nennt den Briefwechsel sogar „ein wahres Erbauungsbuch."

Im Juni 1770 begab sich Eva König in Geschäftsangelegenheiten nach Wien. Zwar ging sie auf einige Zeit nach Pyrmont, um sich zu stärken, und machte einen Abstecher zu Lessing, dessen Freude darüber durch Gleims unerwarteten Besuch etwas beeinträchtigt ward. Nach einem abermaligen kurzen Aufenthalt in Braunschweig weilte sie von Ende September 1770 bis Februar 1771 in der Kaiserstadt an der Donau.

Unterdessen verdüsterte sich Lessings Leben mehr und mehr. Zunächst traf ihn der Schlag, seinen alten Vater zu verlieren. Er starb am 22. August 1770. „Ich bin jetzt nichts weniger als vergnügt," schreibt Lessing an die in der Ferne sich plagende Geliebte. „Mein alter Vater ist gestorben. Er konnte freilich nach dem Laufe der Natur nicht lange mehr leben, und ich mußte seinen Tod alle Tage erwarten. Aber gleichwohl geht er mir so nahe, als ob er mir noch so frühe entrissen worden. Ich bin seit sechs Tagen, daß ich diese Nachricht erhalten, zu allem ungeschickt." Seinem Bruder Theophilus, der ihm die traurige Nachricht gemeldet, schrieb er das bereits mitgeteilte schöne Wort, welches den Vater wie den Sohn ehrt (s. oben S. 7). Eva König suchte den schmerzlich Be-

wegten zu trösten: „Ihr Verlust ist mir um so näher gegangen, da ich mir mit der angenehmen Hoffnung schmeichelte, Ihren Vater bei meiner Rückreise kennen zu lernen. Geben Sie sich zufrieden, mein lieber Freund! Sie haben ein Glück gehabt, das wenig Menschen zu teil wird: Ihren Vater so lange zu behalten, bis es nach dem Lauf der Natur fast nicht mehr möglich war. Ich Unglückliche habe den meinigen gar nicht gekannt."

Zu dem Schmerz über den Verewigten kam für den Sohn nun die gesteigerte Sorge um den Unterhalt der fast mittellosen Mutter und einiger Geschwister. Lessing erbot sich in Briefen an Justine Salome mehr als einmal, sämtliche Schulden des Vaters auf sich zu nehmen; nur müsse man ihm Zeit lassen. „Wer [von den Gläubigern] aber aus Grobheit oder Eigensinn sogleich bar bezahlt sein will — dem helfe Gott! Ich kann ihm nicht helfen, und zu Unmöglichkeiten ist kein Mensch verbunden. Es bekümmert mich auch wenig, was die Leute indes sagen. Ich bin bei mir überzeugt, daß ich es mit dem Andenken meines Vaters rechtschaffen meine, und kein Mensch soll mit der Zeit einen Heller durch ihn verloren haben." Was Lessing an Barmitteln erübrigen konnte, schickte er nach Kamenz. Die Erfüllung dieser Kindespflicht verdient um so höhere Anerkennung, als er mit eignen Schulden zu ringen hatte. Ihm stand kein andres Mittel dabei zur Verfügung, als zu schreiben. Diese harte Notwendigkeit, in die er sich versetzt sah, hatte Einfluß auf die Art der Arbeiten. „Was eine besondre Heiterkeit des Geistes, was eine besondre Anstrengung erfordert, was ich mehr aus mir selbst ziehen muß, als aus Büchern, damit kann ich mich jetzt nicht abgeben," schrieb er seinem Bruder Karl (11. Nov. 1770): „Ich muß das Brett bohren, wo es am dünnsten ist; wenn ich mich von außen weniger geplagt fühle, will ich das dicke Ende wieder vornehmen." Aber auch diese Beschäftigung war

ihm zuweilen zuwider. Im August 1771 gesteht er, vor allem, was schreiben heiße, eine Wasserscheu zu haben, und die Umarbeitung seiner alten Schriften, woran er 1770 ging, schien ihm mehr Zeit zu kosten, „als der ganze Bettel wert ist." Eine lähmende Unlust hatte sich seiner bemächtigt. Die vorwiegend sitzende Lebensweise sagte seinem an Bewegung gewohnten Körper nicht zu; seine Sehkraft nahm ab, sein geistiger und sein leiblicher Appetit litten unter der Einförmigkeit des stillen Lebens, und der finstre Geist der Hypochondrie weilte immer länger bei ihm. Lessing war zuweilen nicht imstande, seine Gedanken eine Viertelstunde auf die nämliche Sache zu richten; das Schreiben preßte ihm Angstschweiß aus. Dazu die Sehnsucht nach der fernen Geliebten, die den Unbilden der Witterung und den Gefährnissen der Reise ausgesetzt war. Ein unglücklicher Sturz Eva Königs brachte ihn in große Besorgnis; aber er konnte dem Zuge seines Herzens nicht folgen, zu ihr zu eilen: Amt und Geldmangel hielten ihn in Wolfenbüttel wie angeschmiedet. Nur selten äußert sich in seinen Briefen an Eva König eine frohe Laune, huscht ein heitrer, unbefangener Ton ihm aus der Feder; und wo es geschieht, da geschieht es, um der sich sorgenden Frau einen muntern Augenblick zu verschaffen, so wenn er ihr schreibt (12. Febr. 1771): „Sie wissen doch, daß Klopstock in Hamburg ist. Sie wissen auch, wie sehr er sich mit den Damen abgeben kann. Ich weiß nicht, wieviel Frauen und Mädchen er schon beredet haben soll, auf den Schlittschuhen laufen zu lernen, um ihm Gesellschaft zu leisten*). Aber das ist noch gar nichts gegen eine Lesegesellschaft, die er bei der Frau von Winthem [Klopstocks zweiter Gattin] errichtet hat, und von der alle unsre

*) Klopstock schrieb an Gleim (16. Nov. 1770): „Ich habe eine große, erhabene, wichtige, schwere Sache vor; ich will . . . unsre jüngsten und leichtesten Damen hier zu Schlittschuhläuferinnen machen."

Freundinnen sind. Doch man wird Ihnen ohne Zweifel schon von Hamburg aus davon geschrieben haben, und ich möchte nur gern von Ihnen wissen, ob Sie es nicht, wenn Sie nach Hamburg zurückkommen, Ihr Erstes werden sein lassen, ein Mitglied dieser empfindsamen Gesellschaft zu werden?" Als Eva König im November 1770 in Wien sich aufhält, schreibt er ihr: „Auch das, meine Freundin, lobe ich recht sehr, daß Sie in Wien fleißiger in die Kirche gehen als in das Theater. Denn ich glaube in allem Ernste, daß es freilich für jeden guten Menschen, der nicht ganz undenkend ist, in den Wiener Kirchen mehr zu lachen geben muß als in dem Wiener Theater. Gott verzeihe mir die Sünde, wenn es nicht wahr ist, und wenn ich Unrecht tue, daß ich mir die österreichischen Prediger noch elender vorstelle als die österreichischen Poeten und Komödianten." Ein andermal heißt es (19. Aug. 1770): „Es ist recht gut, daß Sie so lächerliche Reisegesellschaft gefunden haben. Das Lächerliche ist meistens das einzige Vergnügen, das man sich auf der Reise machen kann. Nehmen Sie es ja überall mit, denn das Lachen erhält gesund und macht, wie man sagt, sogar fett. Fett rate ich Ihnen nun zwar nicht zu werden." Ein vielerörtertes Thema in den Briefen ist das Lotto. Als die beiden in einer Ziehung mit einer Nummer herausgekommen sind, meint Lessing: „Wahrlich, Sie sind eine Frau, mit der man schlechterdings nichts verlieren kann", oder: „wir haben sehr viel gewonnen, denn wir haben nichts verloren". Lustig ist das „Histörchen", das Lessing, der es von Frau Schmidt erfahren hat, der Geliebten am 5. März 1771 mitteilt: „Wenn es zwar wahr wäre, was man erzählt, daß vorige Woche der Teufel selbst in höchsteigner Person des Nachts in Hamburg die Lotterie gezogen habe [dieses Gerücht war tatsächlich in Hamburg verbreitet]; daß eine von den gezogenen Nummern einem Nachtwächter auf den Kopf gefallen, welcher darüber an dem Tode liege;

daß sechs andre Teufel dabei die Deputierten vorgestellt und mit feurigen Krausen auf dem Gerüste gesessen: wenn das alles wahr wäre, so hätte ich doch fast Lust, mein Heil noch einmal zu versuchen. Denn ohne Zweifel würde sich der dumme Teufel, der sonach die Direktion von der Lotterie bekommen, einbilden, daß mir vieles Geld gar nichts nütze, daß ich nichts wie Böses damit stiften würde, und würde es mir also zuschanzen. Aber hätte ich es dann nur einmal: wäre jemals der Teufel betrogen worden, so sollte er es von mir werden!" Freilich meinte Lessing gelegentlich, sie sollten alle weiteren Versuche, in der Lotterie zu gewinnen, aufgeben. „Ich soll durch Glücksfälle ebenso wenig reich werden als Sie, meine liebe Freundin, und wenn ich es wohl überlege, so ist diese Art, reich zu werden, auch weder Ihrer noch meiner würdig." Nichtsdestoweniger haben sie immer wieder ihr Heil versucht. Ward eine Kleinigkeit gewonnen, so war sie „gut, den Spaß wieder eine Weile mit ansehen zu können" (22. Aug. 1771).

Lessing atmete freier auf, als er sich aus seiner Wolfenbüttler Umgebung losreißen und nach Hamburg reisen konnte (31. Aug. 1771), wo er „in andrer Gesellschaft und andrer Luft" seine alte Laune und Heiterkeit wieder zu finden hoffte. Von Hamburg aus ging er auf kurze Zeit nach Berlin, hierauf abermals nach der Hansestadt und kehrte froher, als er gegangen, in seine Schloßeinsiedelei zurück. Denn Frau Eva hatte ihm ihr Jawort gegeben. Vorläufig blieb die Verlobung ein Geheimnis; nur Karl Lessing wurde eingeweiht. Aber die Freude der Liebenden ward schnell gedämpft; denn Evas Mutter starb plötzlich. Lessing empfand herzliche Trauer um den Verlust, der die Geliebte betroffen, und seine innige Teilnahme an dem Schmerz der nun noch mehr verlassenen Frau machte seinen Mund beredter als sonst: „Meine liebste, beste, einzige Freundin! Das Herz blutet mir, wenn ich bedenke, in welcher Betrübnis Sie sich wegen des Absterbens Ihrer

Mutter befinden. — Aber nicht befinden sollten. Dieser Schlag war Ihnen so vorhergesehen, ist dem Laufe der Dinge so gemäß —. Doch ich bin nicht klug, Sie mit kalten Betrachtungen trösten zu wollen. Wollte nur der Himmel, daß Ihnen die Versicherung, bei dem allen noch eine Person in der Welt zu wissen, die Sie über alles liebt, zu einigem Troste gereichen könnte! Diese Person erwartet alle Glückseligkeit, die ihr hier noch beschieden ist, nur allein von Ihnen, und sie beschwört Sie, um dieser Glückseligkeit willen sich allem Kummer über das Vergangene zu entreißen und Ihre Augen lediglich auf eine Zukunft zu richten, in welcher es mein einziges Bestreben sein soll, Ihnen neue Ruhe, neues, von Tag zu Tag wachsendes Vergnügen zu verschaffen . . . Leben Sie indes recht wohl! Ich umarme und küsse Sie tausendmal, meine liebste, beste, einzige Freundin! Lessing." (29. Sept. 1771.)

Freilich lag diese verlockende Zukunft noch in ungewisser Ferne. Immer noch rang Lessing mit der gemeinen Not. Im Dezember 1771 teilte er Voß in Berlin mit, daß er um ein ganzes Jahr seines Gehalts „zurück" sei, daß er für Neujahr an die 600 Taler brauche, um seine Schulden, größtenteils Wechselschulden, zu bezahlen. Und Eva Königs Verhältnisse hatten sich auch noch nicht geklärt. Der gewissenhaften Frau, welche das vom Schicksal ihr auferlegte Los mutig trug, kamen unter diesen Umständen Bedenken, ob sie recht getan, Lessing das bindende Wort zu geben: „Die ganze verflossene Zeit meines Lebens," bekennt sie ihrem „liebsten, besten Freund", „kann ich ruhig zurückdenken, bis auf den Augenblick, worin ich schwach genug war, eine Neigung zu gestehen, die ich zu verbergen so fest beschlossen hatte, wenigstens so lange, bis meine Umstände eine glückliche Wendung nähmen. Ich bin überzeugt, Sie würden dennoch einen freundschaftlichen Anteil an allem genommen haben, was mir begegnet wäre;

allein Sie hätten nicht meine Angelegenheiten zu Ihren eignen gemacht, wie Sie jetzt tun, ob Sie es gleich nicht sollten. Denn der Vorsatz bleibt unumstößlich: bin ich unglücklich, so bleibe ich es allein, und Ihr Schicksal wird nicht mit dem meinigen verflochten" (25. Nov. 1771).

Wie für Eva König, so kam auch für Lessing eine trübe Zeit: sie seufzte unter einem Wust von Geschäftsplackereien, er, die Unmöglichkeit eines standesgemäßen Auskommens für eine zu gründende Familie erkennend, geriet in eine immer schlimmere Gemütsverbitterung. „Beklagen Sie einen Menschen, der bei gesundem Leibe krank und bei gesundem Verstande närrisch ist," schließt er einen Brief an Voß (2. Juli 1772). So, „den Kopf voller Grillen und das Herz voller Galle", wurde er mißmutiger, als er „jemals zu werden geglaubt". Es sind trostlose Briefe, die an Eva König gehen: „Aber, werden Sie fragen, woran lag es denn nun? An tausend und tausend Dingen, die all so klein sind, daß sie sich gar nicht erzählen lassen, die aber doch zusammengenommen so eine außerordentliche Wirkung auf mich gehabt haben, daß ich, um wenig zu sagen, die ganze Zeit über, die ich nichts von mir habe hören lassen, so gut als gar nicht gelebt habe. Nicht, daß ich etwa krank gewesen, ob ich mich schon auch nicht gesund befunden. Ich bin schlimmer als krank gewesen: mißvergnügt, ärgerlich, wild; wider mich und die ganze Welt aufgebracht, Sie allein ausgenommen." Auf die Dauer könne er es in Wolfenbüttel nicht aushalten. Er werde in dieser Einsamkeit von Tag zu Tag dümmer und schlimmer. Er müsse wieder unter Menschen. Besuche, die er machen könne, seien kein Umgang; er fühle, daß er notwendig Umgang mit Leuten haben müsse, die ihm nicht gleichgültig seien, wenn noch ein Funken Gottes an ihm bleiben solle. Ohne Umgang schlafe er ein und erwache bloß dann und wann, um eine Sottise zu begehen (26. Okt. 1772). Sobald er aus dem

verwünschten Schlosse komme, so gehe es wieder eine Weile. Auf Veranlassung müsse er ja auch an den Hof, um mit andern zu tun, was zwar nichts helfe, wenn man es tue, aber doch wohl schaden könne, wenn man es beständig unterlasse: Bücklinge zu machen und das Maul zu bewegen.

Neue Aussichten auf Verbesserung seiner Lage schienen sich ihm von Wien aus zu eröffnen. Joseph II. trug sich mit dem stolzen Plan, in der Kaiserstadt eine deutsche Akademie der Wissenschaften und Künste zu errichten. Gottfried van Swieten, Sohn des Leibarztes der Kaiserin Maria Theresia und damals kaiserlicher Gesandter in Berlin, ließ durch Sulzer und dieser wieder durch Karl Lessing bei Gotthold anfragen, ob er geneigt wäre, „unter den vorteilhaftesten Bedingungen" nach Wien zu gehen. Lessing war mit Rücksicht auf Eva König gesonnen, falls der Vorschlag nicht das Theater beträfe, das ihm „von Tage zu Tage gleichgültiger" wurde, auf Unterhandlungen einzugehen. Er glaubte, darin einen Rettungsanker erblicken zu können, und war bereit, Wolfenbüttel mit Wien zu vertauschen, vorausgesetzt, daß er dabei gewänne. Bald aber merkte er, daß die Sache noch lange nicht spruchreif war. Er wollte jedoch den Wiener Plan benutzen, um sich in Braunschweig eine Verbesserung seiner Stellung zu verschaffen und die Geliebte heimzuführen: „Und alsdann können Sie," schreibt er Eva (20. Nov. 1771), „weiter keine Ausflucht haben, mir Ihr Wort zu halten. Wenn Sie lieber in dem elendsten Winkel, lieber bei Wasser und Brot leben wollten als länger in Ihrer gegenwärtigen Verwirrung, so ist Wolfenbüttel Winkels genug, und an Wasser und Brot, auch noch an etwas mehr, soll es uns gewiß nicht fehlen." Je weiter sich die Wiener Angelegenheit in die Länge zog, desto mehr ward Lessing gegen sie eingenommen, zumal als er in den Erfurter Gelehrten-Zeitungen las, Professor Riedel sei als k. k. Rat nach Wien berufen, während von einer Auf-

forderung an Klopstock, Garve und Sulzer nichts bekannt werden wollte. Darum sollte es ihm ebenso lieb sein, wenn man ihn ließe, wo er sei. Bald merkte er denn auch, „daß man in Wien sich nicht zu übereilen pflege". Eva König, die sich anfangs für den Plan erwärmt hatte, stimmte ihrem Verlobten bei: „Am Wiener Hof muß man seine Vorteile wahrnehmen, ehe sie einen haben; nachher hält es schwer, etwas zu erhalten, zumal da der Kaiser nichts weniger als genereux ist."

Wollte Lessing aus der Wiener Frage für seine Stellung in Wolfenbüttel Kapital schlagen, so durfte er hier vorläufig seine Karten nicht zeigen. Da streckte sich ihm plötzlich ohne sein Zutun eine helfende Hand entgegen. Am 23. Januar 1773 starb in Braunschweig der Hofrat Joachim Dieterich v. Lichtenstein, welcher in Sachen der Geschichte und der Rechte des regierenden Hauses tätig gewesen war. Der Erbprinz bot Lessing diese Historiographenstelle an; das Bibliothekariat sollte er beibehalten, und in sein neues Amt würde er sich schon einarbeiten. Er müsse alsdann im Dienste des herzoglichen Hauses bleiben und seinen Plan, noch in der Welt viel umherzuschwärmen, fahren lassen. Mit einer gewissen Genugtuung meldete Lessing seiner Verlobten diese Wendung seines Geschicks. Unglücklicherweise jedoch zog sich der Abschluß der schwebenden Frage in die Länge, da der Erbprinz nach Potsdam verreisen mußte. Die Wartezeit wurde Lessing zu einer Marter. Immer qualvoller wühlte er sich in eine gallige Stimmung hinein, hing schwarzen Gedanken nach und nahm für rücksichtslose Absicht, was unglücklicher Zufall war. Die ganze Schuld des Prinzen bestand darin, daß er diese Frage — einmal aufgerührt — nicht schnell zur Entscheidung brachte. Ein genügender Einblick in Lessings Seelenzustand, der vor Ungeduld brannte, in gebesserte Verhältnisse zu kommen, ging ihm ab. Lessings nervöse Spannung nahm nachgerade einen beängsti-

genden Charakter an. Bitterböse Briefe gehen an Eva König: „Ich möchte rasend werden! Ohne die geringste Veranlassung von meiner Seite läßt man mich ausdrücklich kommen, tut wer weiß wie schön mit mir, schmiert mir das Maul voll, und hernach tut man gar nicht, als ob jemals von etwas die Rede gewesen wäre. Ich bin zweimal seitdem wieder in Braunschweig gewesen, habe mich sehen lassen und verlangt zu wissen, woran ich wäre. Aber keine oder doch so gut wie keine Antwort! Nun bin ich wieder hier [in Wolfenbüttel] und habe es verschworen, den Fuß nicht eher wieder nach Braunschweig zu setzen, bis man ebenso von freien Stücken die Sache zu Ende bringt, als man sie angefangen hat. Bringt man sie aber nicht bald zu Ende, und läßt man mich erst hier in der Bibliothek und mit gewissen Arbeiten fertig werden, mit welchen ich nicht anders als in Wolfenbüttel fertig werden kann und muß, wenn ich nicht alle meine daselbst zugebrachte Zeit verloren haben will: so soll mich sodann auch nichts in der Welt hier zu halten vermögend sein. Ich denke, überall so viel wiederzufinden, als ich hier verlasse. Und wenn ich es auch nicht wiederfände. Lieber betteln gegangen als so mit sich handeln gelassen!" (3. April 1773). Frau Eva wollte an eine Handlungsweise des Prinzen, wie Lessing sie ihr hier charakterisierte, nicht glauben. Sie beurteilte die Sache objektiver und suchte in ihrer schlicht liebevollen Weise ihn zu beruhigen: „Ich hoffe, Ihre Hitze werde verrauchen, und Sie werden, auch in dem schlimmsten Falle, Wolfenbüttel oder vielmehr die Stelle, die Sie daselbst bekleiden, nicht eher verlassen, bis Sie einer andern versichert sind. Wenigstens muß ich mir zu meiner Beruhigung schmeicheln, Sie durch meine Bitten dahin vermögen zu können. Und nicht wahr, das darf ich?" Zwar gelang es der verständigen Frau, ihn von dem äußersten Schritt, seine Zelte in Wolfenbüttel abzubrechen und wieder den Wanderstab ins Ungewisse zu setzen, abzuhalten; seine trübselige Stimmung aber ver-

mochte sie nicht zu verscheuchen. Im Gegenteil! sie ward ärger und ärger, als er sah, daß auch nach dem Tode des braunschweigischen Ministers Schrader von Schliestedt, des „unglaublichen Verzögerers und Tröblers, der je unter der Sonne gelebt", dem Lessing alle Schuld an der leidigen Angelegenheit beimaß, nichts in seiner Sache geschah. Sein selbstquälerischer Mißmut steigerte sich zum Lebensüberdruß. Er antwortete keinem, der in irgend einer andern Sache an ihn schrieb, als in Sachen der Bibliothek, gesteht er selbst. „Am besten würde ich tun, wenn ich an alle meine Bekannten, von deren vielen ich auch nicht einmal einen Brief zu sehen verlange, ein Zirkular ergehen ließe, mich für tot zu erachten" (1. Dez. 1773). An Gleim schreibt er, an einen Vers aus dessen „Hallabat" anknüpfend, folgende Worte, die seine krankhafte seelische Verfassung grell beleuchten: „Besser ist, unter noch so bösen Menschen leben, als fern von allen Menschen. Besser ist, sich vom Sturm in den ersten besten Hafen werfen lassen, als in einer Meerstille mitten auf der See verschmachten!" Vier Monate lang gab er seiner Eva kein Lebenszeichen von sich und rechtfertigte sich nachher damit, daß er in dieser Zeit keinen einzigen vergnügten oder nur ruhigen Tag gehabt hätte, sonst würde ihm sein Stillschweigen nicht anders als sehr schurkisch vorkommen. Den Erbprinzen, den er geradezu haßte, hielt er fähig, daß er, falls er heute oder morgen zur Regierung kommen sollte, die Bibliothek samt dem Bibliothekar verkaufen werde. Ob er etwa an ihn schreiben, sich ihm anbieten solle? Er würde mit größerer Freudigkeit in den Tod gehen. Und zu was er sich anbieten solle? „Ein Mensch wie ich, wenn er sich anbietet, scheint überall sehr überflüssig zu sein: wenigstens mag man ihn nicht anders als so wohlfeil haben als möglich." Wie schmerzlich mußte der armen Frau, deren Brautstand infolge der eignen Geschäftssorgen schon ohnehin wenig sonnig war, das Herz zucken, wenn sie

solche Worte aus der Feder ihres Bräutigams las! Auch das ist ein Martyrium. Und immer noch war kein Ende dieses peinvollen Zustandes abzusehen! Das Jahr 1774 war da, und weder der Erbprinz noch Lessing hatten einen Schritt zur Klärung der Sache getan. „So ist es nun einmal in der Welt!“ schreibt Lessing voll Bitterkeit an seinen Bruder. „Das zahme Pferd wird im Stall gefüttert und muß dienen, das wilde in seiner Wüste ist frei, verkommt aber vor Hunger und Elend.“ Er empfindet nur allzu sehr, wieviel trockner und stumpfer er an Geist und Sinnen die vier Jahre, wo er in Wolfenbüttel Bücher gehütet, trotz aller seiner sonst erweiterten historischen Kenntnis geworden sei. Das einzige Mittel, seine hypochondrische Laune zu betäuben, sei, sich aus einer nichtswürdigen literarischen Untersuchung in die andre zu stürzen. Doch fürchte er, auch dies nicht mehr lange zu können. Und nun folgt in dem Briefe an Karl Lessing (11. Nov. 1774) das an Wahnsinn streifende, grausige Wort: „Ich sehe meinen Untergang hier vor Augen und ergebe mich endlich drein.“ Schon ein Jahr vorher (23. Dez. 1773) hatte die treue Eva ihm die besänftigenden Worte geschickt: „Alles mein Unglück wollte ich gern ertragen, wenn nur Sie glücklich und zufrieden wären. Sie können nicht glauben, wie nahe es mir geht, daß ich mir Sie nicht anders als in einer so traurigen Gemütsverfassung vorstellen kann, die mich fast zweifeln macht, daß Sie so gesund sind, als Sie es sich einbilden [das hatte Lessing ihr tatsächlich wiederholt versichert]. Es ist unartig, daß ich Ihnen dieses sage; allein die Furcht, Sie möchten sich verwahrlosen, bringt mich dazu. Unmöglich können Sie gesund sein, sonst würden Sie Lust und Kräfte haben, dem aufgebrachten Wesen (das in jeder Zeile Ihres Briefes sich äußert) zu widerstehen. Es ist wahr, man hat Ihnen übel mitgespielt oder vielmehr in der Art verfehlt, wie man einen Mann wie Sie behandeln sollte. So lange aber

die Stelle, die man Ihnen angeboten, nicht vergeben ist, so lange haben Sie auch nicht Ursache, so entrüstet zu sein, als Sie sind. Daß der Bewußte [der Erbprinz] schon bei dem Antrage Sie zu hintergehen gesucht haben sollte, kann ich nicht glauben, ich müßte mir denn ihn zugleich als den Niederträchtigsten denken. Eher glaube ich, daß andre Geschäfte ihn die Sache vergessen lassen und niemand ihn daran erinnert, weil Sie es nicht tun." Man sieht, daß die Frau hier das Richtige trifft und in zarter Weise ihm ungeschminkt die Wahrheit sagt. Wäre Lessing doch ihrer indirekten Aufforderung, beim Erbprinzen vorstellig zu werden, gefolgt! — ihm und ihr wäre manche wehe Stunde erspart geblieben. Aber wir haben ja gesehen, in welch trotzigen Stolz er sich eingewühlt! Gewiß bleibt für den Erbprinzen der Vorwurf bestehen, die Sache auf die lange Bank geschoben zu haben.

Im Frühjahr 1775 fand Lessing endlich die Kraft, sich aus seiner entmannenden Passivität aufzuraffen. Hatte er erst noch im voraufgegangenen November Ramler gegenüber die Befürchtung ausgesprochen, er, der die ganze Welt ausreisen wollte, werde allem Ansehen nach in dem kleinen Wolfenbüttel unter Schwarten vermodern und wohl auch Berlin nie wiedersehen, so teilte er am 14. Januar 1775 seinem Bruder Karl mit, daß er sich durch irgend einen gewaltsamen Schritt anderwärts Luft machen müsse, wenn er hier nicht im Schlamme ersticken solle. Der „gewaltsame Schritt" war eine Reise. Ohne bestimmte Zwecke anzugeben, ging er im Februar zunächst nach Leipzig und hierauf nach Berlin, wo van Swieten ihm die Vorteile der Wiener Stelle ausmalte. Über Dresden, von wo aus er sich vom Herzog Urlaub erbat, begab er sich nach Prag, um in sehnender Ungeduld am 31. März 1775 in Wien einzutreffen und dann mit seiner Eva ein frohes Wiedersehen zu feiern. Schöne Tage verlebten die Schwergeprüften hier. Der Staatsrat Freiherr von Gebler, welcher

Eva in ihren geschäftlichen Angelegenheiten manchen Dienst erwiesen, wofür Lessing ihm jetzt dankte, suchte den berühmten Gast für Wien zu erwärmen. „Ich nehme es," schrieb Gebler an Nicolai (15. Juli 1775), „für ein gutes Zeichen an, daß wir diesen wahrhaft großen und liebenswürdigen Gelehrten, wie selten sind sie! bald wieder auf der Rückreise hier sehen werden." Er spricht dann von den Gerüchten, Lessing werde in Dresden ein Amt übernehmen und die Witwe Reiskes heiraten. „Was an einem und andern ist, kann ich nicht sagen: das aber weiß ich, daß, wenn unsre Akademie der Wissenschaften zu stande kommt und ich etwas beitragen kann ihr eine so große Zierde zu verschaffen, ich es gewiß nicht unterlassen werde. Nie ist noch ein deutscher Gelehrter hier mit solcher Distinktion aufgenommen worden als unser vortrefflicher gemeinschaftlicher Freund; und dies, von unsern Souverains angefangen bis auf das allgemeine Publikum herab." In der Tat: Lessing wurde mit Ehrerweisungen und Gunstbezeugungen überschüttet. Mitglieder des Adels, der literarischen Kreise und der Bühnenwelt feierten den Gast; der kaiserliche Hof behandelte ihn mit Auszeichnung. Maria Theresia und ihr Sohn empfingen ihn huldvoll in Audienz. Ihm zu Ehren ward „Emilia Galotti" gegeben, und das Publikum jubelte dem anwesenden Dichter zu: Vivat Lessing! und rief ihn vor das Rampenlicht, welcher Aufforderung der allem theatralischen Prunken abholde Verfasser selbstverständlich nicht nachkam.

Der Plan der Akademie in Wien zerschlug sich später. Frau Eva war seelenfroh, daß Lessing nicht in Wien blieb: „Mein lieber Lessing schickt sich besser zu der Wolfenbüttler Bibliothek als unter die Hofschranzen; wenigstens wird ihn jene länger unterhalten als diese." Maria Theresia hatte vor Lessings Abreise noch eine Unterredung mit ihm, in deren Verlauf sie ihn über die Eindrücke befragte, die Wien und

das geistige Leben, Wissenschaft und Kunst, Theater und Literatur, auf ihn gemacht. Lessing, der lange genug Hofluft geatmet, antwortete ausweichend diplomatisch. „Ich glaube Ihn zu verstehen," erwiderte Maria Theresia klug. „Ich weiß wohl, daß es mit dem guten Geschmacke nicht recht vorwärts will. Sage Er mir doch, woran die Schuld liegt? Ich habe alles getan, was meine Einsichten und Kräfte erlaubten; aber oft denke ich, ich sei nur ein Frauenzimmer, und eine Frau kann in solchen Dingen nicht viel ausrichten." Dann gab sie der Unterhaltung die Richtung auf ein weniger verfängliches Gebiet: auf Lessings italienische Reise.

In Lessings Reiseplan war nämlich eine einschneidende Änderung eingetreten. Seine ursprüngliche Absicht war gewesen, von Wien aus mit Eva König heimzukehren. Da kam in der ersten Hälfte des April ein Mitglied des braunschweigischen Herzogshauses, der junge Prinz Leopold, nach der Kaiserstadt an der Donau, um nach einem Besuche bei der ihm verwandten Regentin Maria Theresia eine Bildungsreise nach Italien zu machen. Lessing sollte ihn begleiten. Das ehrenvolle Anerbieten lief den persönlichen Wünschen des kaum mit seiner Eva wiedervereinigten Bräutigams zwar stracks zuwider; gleichwohl konnte Lessing es nicht abschlagen, zumal er sich bei Übernahme seines Bibliothekariats eine Reise nach Italien ausbedungen hatte. Die Kaiserin gab ihm ein Empfehlungsschreiben an den Grafen Firmian, den Statthalter der Lombardei, mit, und schmerzbewegten Herzens trennte sich Lessing von seiner Braut, die am 7. Mai nach Heidelberg abreiste. Seit dem Abschiedstage lag Wien ihr „auf dem Rücken", da sie ihren „besten Freund" darin vermißte; die wenigen Tage, die sie mit ihm hier zugebracht, seien darin die einzigen vergnügten gewesen. Es sollten auch vorläufig die letzten bleiben.

Lessing brach am 25. April 1775 von Wien zu seiner

Romfahrt auf. Ein Unstern schien über der Reise zu stehen. Als Begleiter des Prinzen und in Gesellschaft Warnstedts, des militärischen Gouverneurs Leopolds, betrat Lessing den klassischen Boden Italiens nicht in der persönlichen Freiheit, die ihm notwendig schien, um die Schönheiten dieses gesegneten Landes unbefangen genießen zu können. Nutzen werde er von seiner Reise nur wenig haben, klagt er in einem Mailänder Briefe an Eva, da er überall mit dem Prinzen gebeten w rde und so seine Zeit mit Besuchen und am Tische vergehe. Nur der Vorteil, den er vielleicht von dieser Reise künftig in Wolfenbüttel haben dürfte, könne ihm eine solche Lebensart erträglich machen. Auch körperlich fühlte er sich nicht wohl. Seine Augen litten von der Glut der Sonne und dem Staube. Nachdem er Venedig verlassen, hoffte er auf Besserung, teilte er Eva mit. Zugleich aber mußte er ihr die wenig tröstliche Aussicht eröffnen, daß die Reise, welche anfänglich nur für Oberitalien geplant war, sich weiter ausdehnen werde. Der Prinz wolle nicht eher wieder nach Wien gehen, als bis alle seine Angelegenheiten daselbst geregelt seien. „Und das hat man nun davon, wenn man sich mit Prinzen abgibt! Man kann niemals auf etwas Gewisses mit ihnen rechnen; und wenn sie einen einmal in ihren Klauen haben, so muß man wohl aushalten, man mag wollen oder nicht.“ In Venedig besuchte er die Ruhestätte Engelbert Königs. „Einer von meinen ersten Gängen hier in Venedig ist nach St. Christoforo gewesen, um zu sehen, wo unser Freund ruht, und seinem Andenken auf seinem Grabe eine aufrichtige Träne zu schenken. Der nämliche Mann, in dessen Armen er gestorben, hat mich herausgebracht, von welchem ich dann auch die gewisse Versicherung erhalten, daß es mit seinem Tode sehr natürlich zugegangen. Ich weiß, daß Sie einmal nicht ohne Argwohn waren und desfalls ruhig zu sein wünschten. Das können Sie nun. Wegen eines kleinen Denkmals, das Sie auf sein

Grab noch müssen setzen lassen, mündlich ein mehreres." Eva König hatte anfangs geglaubt, ihr Mann wäre vergiftet worden. In Wirklichkeit hatte er, in die Betrachtung eines Sonnenuntergangs verloren, sich zu lange am Strande aufgehalten, sich heftig erkältet und war am Nervenfieber gestorben.

Nach einem Briefe aus Florenz vom 12. Juli 1775 trat eine halbjährliche Pause im Briefwechsel mit Eva König ein, eine Zeit qualvollster innerer Unruhe für die arme Frau. Während Lessing nicht wie ein froher Beschauer und sorgenloser Wanderer mit kunstbegeistertem Auge, sondern eher wie ein literarischer Notizensammler und dürrer Archäologe durch die Gefilde der Halbinsel zieht und Pavia, Piacenza, Parma, Bologna, Livorno, Rom, wo er eine Audienz bei Papst Pius VI. hatte, Neapel und Korsika besucht, härmt Frau Eva sich bitter. „Warum schreiben Sie mir denn gar nicht," fragt die Bescheidene von Hamburg aus am 5. November 1775 und setzt rührend hinzu: „Haben alle die vortrefflichen Sachen, die Sie gesehen, Ihre Seele so eingenommen, daß Sie mich gänzlich darüber vergessen haben? . . . Gott, wie werde ich mich freuen, wenn ich wieder einmal Ihre Überschrift an mich sehe." Aber auch Lessing hatte seit Venedig kein Lebenszeichen von Eva empfangen; ihre Briefe waren versehentlich in Wien liegen geblieben. Die Ungewißheit Lessings über das Wohlergehen seiner Braut lag ihm während der Reise lähmend auf der Seele und hat dazu beigetragen, daß sein Tagebuch in keiner Hinsicht der geistige und seelische Niederschlag des Geschauten und Empfundenen ist.

So ward ihm die Wanderung durch den sonnigen Süden, dem seine Seele einst in Sehnsucht sich geöffnet, zu einer Qual, und er war herzensfroh, als der Prinz während seines zweiten Aufenthaltes in Rom den Befehl zur Rückkehr empfing. Zugleich empfing Lessing vom Herzog die „besten Versicherungen" für die Zukunft. In München trennte er sich vom

Prinzen, der in die preußische Armee eintrat, und ging nach Wien, wo er das „große Geschmeiß“ links liegen lassen und sich lediglich auf den Umgang mit den Bekannten seinesgleichen beschränken wollte, wie er Eva am zweiten Weihnachtstage mitteilt. Jedoch entrann er seinem Schicksal nicht. Van Swieten kam gerade in Wien an und schleppte ihn mit zum Fürsten Kaunitz, welcher Lessing für Wien zu gewinnen anstrebte und diesen Wunsch bei Maria Theresia warm befürwortete. Lessing lieh aber den Schmeichelstimmen an der Donau kein Ohr mehr, schlug sogar eine Einladung des Fürsten zum Diner aus und reiste am 5. Januar 1776 über Prag nach Dresden. Hier sprach er selbst den Kurfürsten, der ihm die einträgliche Stelle des kränkelnden C. L. von Hagedorn, Generaldirektors der sächsischen Kunstakademien, in Aussicht stellte, falls Lessing in sein Geburtsland zurückkehren wolle. Dem Minister Graf v. Sacken mußte er versprechen, wenn er jemals Wolfenbüttel verließe, nirgends anders als nach Dresden zu kommen. Von Kuntzsch kam außerdem ein Brief aus Braunschweig, der Vorschläge für eine Verbesserung der äußern Lage Lessings enthielt. Er legte dieses Schreiben als Beweis, daß er „nicht eitle Schlösser in die Luft baue“, dem Brief an Eva König bei.

Bevor er nach Berlin ging, besuchte er seine alte Mutter in Kamenz. Aus dem einen Tage seines dortigen Aufenthalts wurden vier. Hatte er sie doch seit elf Jahren nicht gesehen. Stille Wehmut mag durch seine Seele gezogen sein, als er die heimatliche Schwelle wieder betrat und den lieben Vater nicht mehr fand. Auch die Mutter sah er zum letzten Mal: Anfang März 1777 schloß sie ihre müden Augen für immer. Dorothea Salome hielt es in ihrer nörgelnden Art für angebracht, ihren salbadernden Worten versteckte Vorwürfe gegen Gotthold einzuflechten, worauf Lessing, nachdem er seiner Trauer über die Entschlafene Ausdruck verliehen, seine Schwester durchschauend, schreibt (20. März 1777): „Denn so gar schlecht

bin ich bei Dir nicht angeschrieben, daß Du von meiner Liebe gegen unsre sel. Mutter nur erst durch meine Klagen über ihren Tod überzeugt werden müßtest. Die beste Art, über sie zu klagen, glaube ich, ist, Dich nicht zu vergessen, die Du ihr die letzten Jahre ihres Lebens so erträglich gemacht hast. Nimm indes gegenwärtige Kleinigkeit, die Du vielleicht zu den Kosten der Leichenbestattung noch wirst nötig haben, und sei versichert, daß bald mehr folgen soll." Sein Verhältnis zu der sauertöpfischen Schwester ist ein unerquickliches geblieben.

Von Berlin aus kehrte Lessing am 23. Februar 1776 — ein Jahr also hatte seine Abwesenheit gedauert — nach Braunschweig zurück. Er war entschlossen, falls die Angelegenheit wegen Aufbesserung seiner Einkünfte, deren er für eine Familie bedurfte, nicht baldigst geregelt würde, seinen Abschied zu nehmen. Eva König riet zur Behutsamkeit; ihre eindringlichen Worte verfehlten nicht ganz ihre Wirkung auf den Stolz des Mannes. Lessing wandte sich an den Erbprinzen und teilte ihm seinen Entschluß mit. Nach mancherlei Verzögerungen kam unter Vermittlung des Kammerherrn v. Kuntzsch ein neuer Vertrag zu stande. Es ward Lessing darin außer der Befreiung von allen Abzügen und Zurückgabe des bisher erlittenen Abzuges, sowie außer einem bedeutenden Vorschuß zweihundert Taler Zulage versprochen und endlich eine Amtswohnung in einem dem Staat gehörenden Hause angewiesen. Den Hofratstitel, den Lessing bei dieser Gelegenheit empfing, mußte er wohl oder übel mit in den Kauf nehmen.

Nun endlich konnte Lessing zur Hochzeit rüsten. Am 8. Oktober 1776 fand auf dem halbwegs zwischen Harburg und Stade in York gelegenen Landgute Johannes Schubacks, des treuen Sachwalters der verwitweten König, die Trauung Lessings und Evas durch den Pastor Wehber statt. Es war eine schöne, stille Feier, ganz im Sinne Lessings, der sich jede fremde Gesellschaft und jeden störenden Lärm verbeten hatte. An-

wesend war außer dem Brautpaar und den liebenswürdigen Wirten nur noch der Schwager Evas, F. W. König. Dann führte er seine Frau heim, stillen Glückes voll. Statt der in Aussicht genommenen Wohnung in dem auf der Südostseite des Schlosses gelegenen Hause bezog Lessing vorläufig eine Mietswohnung. Seiner Schwester, welche ihm den Segen der Mutter übermittelte, schrieb er: „Meine Frau ist in allen Stücken so, wie ich mir sie längst gewünscht habe. Ebenso herzlich gut und rechtschaffen, als wir nur immer unsre Mutter gegen unsern Vater gekannt haben." Zugleich stellte er einen Besuch im Mutterhause künftigen Sommer in Aussicht (27. Nov. 1776). Seinem Bruder Karl schrieb er (1. Dez. 1776): „Von meiner Verheiratung hätte ich Dir recht viel zu sagen und sollte auch wohl. Meine Frau kennst Du, ob Du gleich ihrer Dich wohl schwerlich erinnern wirst, weil sie Dich nur ein einziges Mal gesehen [1768, als Karl zum Besuche Gottholds in Hamburg weilte] und sie es mir noch oft vorwirft, daß ich Dich damals nicht in ihr Haus gebracht. Wenn ich Dich versichre, daß ich sie immer für die einzige Frau in der Welt gehalten, mit welcher ich mich zu leben getraute, so wirst Du wohl glauben, daß sie alles hat, was ich an einer Frau suche. Wenn ich also nicht glücklich mit ihr bin, so würde ich gewiß mit jeder andern noch unglücklicher geworden sein."

So hatte Lessing endlich das, was er jahrelang ersehnt: seelisches Genügen am eignen Herd. Aber sein Eheglück war nur ein kurzer Spätsommertag. Ein gutes Jahr nur war ihm beschieden, seiner Frau ein liebevoller Mann zu sein. Wolfenbüttel ward ihm jetzt zur Heimat. Hatten früher öde, menschenverlassene Abende ihm in die Seele gefröstelt, so grüßte ihn nun der still aufleuchtende Blick seiner Frau und lachten ihm herzige Kinderaugen entgegen. Sein Wesen verlor von der herben Schroffheit, die es im Drang der letzten Jahre manches Mal gezeigt. Sogar seine berüchtigte Trägheit im

Briefschreiben schien sich zu bessern; denn Karl Lessing ruft in einem Schreiben vom 10. Juni 1777 begeistert aus: „Wieder zwei Briefe auf einmal von Dir? O, ganz natürliches Wunder des heiligen Ehestandes! Meinen feierlichen Dank nicht sowohl Dir als Deiner lieben Frau!"

Es schien, als wollte das Glück noch einmal sein Füllhorn über ihn, der so lange gedarbt, ausschütten. Schon vor seiner Heirat kam ein ehrenvoller Antrag an Lessing, diesmal aus dem Heimatlande seiner Frau. Der Kurfürst von der Pfalz, Karl Theodor, hatte den ehrgeizigen Plan gefaßt, Mannheim zu einem Mittelpunkte deutsch-pfälzischen Geisteslebens zu machen. Die Vorbilder hochgeborner Zeitgenossen hatten gewirkt. Die „Teutsche Chronik" überraschte ihre Leser eines Tages mit den hochtönenden Worten, der Kurfürst, dessen Adlerblick nichts entgehe, was zur Glückseligkeit und zur weisen Unterhaltung seines Volkes abzwecke, habe sich nunmehr entschlossen, für beständig eine deutsche Schaubühne zu errichten. Weiter las man (im 80. Stück dieser Chronik), daß Teutschland künftighin schwerlich ein schöneres Komödienhaus aufzuweisen habe, das, wenn die Absicht des Kurfürsten erfüllt werde, mit der Zeit ganz originalpfälzisch werden solle. „Damit man gleich einen festen dauernden Plan entwerfen möchte, so hat man den Herrn Schwan, einen Mann, der für jede gute Sache alles wagt, nach Braunschweig an den großen Lessing gesandt, der ihm das Diplom als ordentliches Mitglied der kurpfälzischen Akademie der Wissenschaften überbringen und sich mit ihm wegen des neu zu errichtenden pfälzischen Nationaltheaters besprechen mußte. Man hofft in Mannheim, nächstens einen Besuch von Herrn Lessing zu erhalten, und dann wird wahrscheinlicherweise der noch unvollendete Plan in Absicht der neuen Schaubühne seine wahre Gestalt erhalten. Herr Kapellmeister Holzbauer ist, wie es heißt, mit der Komposition einer von Herrn Professor Klein verfertigten teutschen Oper

fertig. Eine teutsche Oper aus der teutschen Geschichte! von einem teutschen Dichter! teutscher Komposition! und auf dem besten teutschen Theater aufgeführt!! Wer sollte sich nicht über diese heilsame Revolution des Geschmacks in der Pfalz freuen!" Die Meldung dieser Zeitschrift, deren Mitteilung zu charakteristisch ist, um nicht wörtlich angeführt zu werden, beruhte auf Wahrheit. Der Buchhändler Schwan traf am 5. September 1776 in Braunschweig ein, um Lessing für die Pfalz zu gewinnen. Der Kurfürst ließ ihm seine Dienste mit einem Gehalt von 2000 Gulden und selbst zu wählendem Titel antragen. Da Lessing zunächst aber an Wolfenbüttel gebunden war und es Schwierigkeit machen würde, ihn sogleich aus den dortigen Verhältnissen zu ziehen, so wollte man sich in der Pfalz vorerst begnügen, ihn zum ordentlichen Mitgliede der Akademie zu machen und ihm eine jährliche Pension von hundert Louisdor anzubieten. Dafür sollte er sich verpflichten, an den Arbeiten der Akademie teilzunehmen, jährlich einmal oder wenigstens ein ums andre Jahr gegen Erstattung der Kosten eine Reise nach Mannheim zur öffentlichen Versammlung zu machen und jährlich eine Abhandlung einzusenden. „Von Aufsicht über oder von Arbeiten für das Theater ist gar nicht die Rede gewesen," berichtet er Eva (6. Sept. 1776); „und man denkt bloß, wenn ich einmal nach Mannheim käme, daß ich mich wohl von selbst würde reizen lassen, meinen guten Rat zu ihren neuen Theateranstalten zu geben. Und das versteht sich. Nicht wahr, meine Liebe? ich habe also wohl getan, und Sie billigen es, daß ich den Antrag auf diesen Fuß ohne alles weiteres Bedenken angenommen habe?" Eva kannte ihre Landsleute und riet zur Vorsicht: „In Braunschweig denkt und regiert der Herzog selbst, in Mannheim hingegen die Minister, mit denen dazu nicht selten getauscht wird, und man sich folglich jeden Monat, jedes Jahr auf einen andern Herrn gefaßt machen muß." Lessing stellte seinen Be-

such in Mannheim in Aussicht und richtete Dankzeilen an den Minister v. Hompesch, der ihm als treibende Kraft bezeichnet worden war. Die Mannheimer hatten sich in Lessing nicht verrechnet: seine alte Leidenschaft für das Theater, die er schon längst und für alle Zeiten abgetan, gleichsam zum alten Eisen geworfen wähnte, erwachte mächtig, und mit Heißblütigkeit stürzte er sich in theatralische Angelegenheiten, gab Auskünfte und Ratschläge und suchte mit Hilfe seines Bruders Karl und des Schauspielers Großmann darstellende Künstler für den Musentempel in Mannheim zu erwerben, um welche Gefälligkeit Hompesch ihn gebeten. Da Lessing wußte, daß die Schauspieler Wechsel in ihren Engagements nur gegen die Adventszeit oder die Fasten vornahmen, so befürchtete er, diesem Gesuche nicht gut entsprechen zu können. Er wollte aber sein Bestes tun. Großmann vermittelte denn auch Seylers Berufung nach der Pfalz. Am 17. Januar 1777 reiste Lessing nach Mannheim, wozu der Herzog ihm bereitwillig Urlaub gewährte. Er war übrigens nicht gesonnen, seinen Bibliothekar und Hofrat so ohne weiteres fahren zu lassen, gab ihm vielmehr zu erkennen, daß er ihn gern in seinem Lande behielte, wie Lessing aus dem Zusatze der herzoglichen Antwort ersah, der von seinen ihm dermaleinst noch zu bestimmenden Geschäften sprach. Schon gegen Ende der ersten Hälfte des Jahres 1776 hatte der Erbprinz ihm Andeutungen gemacht, daß er ihn zu mancherlei zu brauchen gedächte, wenn der alte Herzog, welcher damals gerade von einem Schlaganfall getroffen war, gestorben wäre.

In Mannheim erkannte Lessing bald das Unreife des ganzen Plans, eines wahren Treibhausproduktes, zu dessen Reklame u. a. auch der urwüchsige Schubart die Lärmtrommel geschlagen. In einer Hofequipage fuhr Lessing nach Heidelberg. Der Maler Müller, einer der kraftstrotzenden Originalgenies der Stürmer und Dränger, machte den Führer und verliebte sich unrettbar in den berühmten Gast. Lessing

durchschaute bald das Gebahren des Ministers von Hompesch, der ihm gegenüber ein ungeschickter Diplomat war. Am 1. März 1777 schrieb Lessing an Müller, der jetzt an Stelle Schwans den Vermittler in dem schriftlichen Verkehr mit Hompesch machte, daß Abwarten das einzige sei, was er [Lessing] bei der Sache tun könne. „Denn ich will mich schlechterdings nicht aus meinem Vorteil geben und aus dem Gebetenen der Bittende werden. Der Minister weiß meine Lage; das ist genug, und einerlei Einmaleins haben wir auch." Im übrigen spricht Lessing die Befürchtung aus, daß von seiten des Ministers in der Sache nichts geschehen werde. Er sollte recht behalten. Nach seiner Rückkehr über Göttingen, wo er mit Kästner zusammentraf, empfing Lessing ein gewundenes Schreiben von Hompesch, der nur den alten Antrag von 2000 Gulden wiederholte, alle andern gemachten Eröffnungen aber mit aristokratischer Nachlässigkeit stillschweigend überging und mit der großartigen Phrase schloß, daß, wenn Lessing diesen Antrag nicht annähme, seine [des Ministers] auf ihn gebauten Schlösser auf einmal zertrümmert sein würden. Das war trotz der jesuitischen Kniffe deutlich. Lessing nannte diesen Brief (in einem Schreiben an Schwan) „so weit aussehend, so um den Brei gehend, kurz, so ministerialisch." Es würde ihn, Lessing, auch gar nicht wundern, wenn die meisten Stimmen in Mannheim gegen ihn wären, besonders da die beiden angekommenen Schauspieler schlechte Künstler sein sollten. Übrigens habe er sie nicht als gut empfohlen; sie sollten nur die Zahl helfen voll machen zu einer Zeit, da er dem Minister Schauspieler blasen sollte. Und weiter heißt es in einem andern Briefe an Müller, daß Hompesch die ungenügenden Leistungen jener Schauspieler nur vorschiebe, um sich aus dem Staube zu machen; „man sieht ja wohl, daß ich von dem Theater nichts verstehe, da ich so elende Leute empfohlen habe. — Doch wenn der Minister sagt, ich habe sie empfohlen: so lügt der Minister."

Lessings heißblütiges Temperament flammte auf, als Hompesch dann am 7. April 1777 mit akrobatenhafter Hinwegsetzung über alle getroffenen Vereinbarungen einen von hohlen Phrasen tönenden Brief an Lessing richtete, in welchem er endgültig auf das „patriotische" Verlangen, einen Lessing für die Pfalz dauernd zu gewinnen, verzichtete. Dem Herrn ward von Lessing eine Züchtigung zu teil, die er jedenfalls nie vergessen hat. Lessing schreibt ihm, daß er [Lessing] sich nicht mutwillig durch Vorspiegelung und Intrige als ein Kind behandeln lasse. „Denn nur einem Kinde, dem man ein getanes Versprechen nicht gern halten möchte, dreht man das Wort im Munde um, um es glauben zu machen, daß es uns nunmehr ja selbst freiwillig von diesem Versprechen lossage. Das Kind fühlt das Unrecht wohl; allein weil es ein Kind ist, weiß es das Unrecht nicht auseinanderzusetzen. Wenn mich denn aber Ew. Exzellenz nur für kein solches Kind halten, so bin ich schon zufrieden. Ich werde mich auch wohl hüten, mit Auseinandersetzung eines so geringfügigen Handels jemand beschwerlich zu fallen." Aber eine Schwäche muß er Sr. Exzellenz gestehn: „Ich vergebe tausend gesprochene Worte, ehe ich ein gedrucktes vergebe. Auf die erste Silbe, die sich jemand über meinen Anteil an dem Mannheimer Theater gedruckt und anders entfallen läßt, als es sich in der Wahrheit verhält, sage ich dem Publikum alles rein heraus. Denn darin belieben Ew. Exzellenz doch wohl nur mit mir zu scherzen: daß ich demohngeachtet die Mannheimer Bühne nicht ganz ihrem Schicksal überlassen und von Zeit zu Zeit besuchen würde. Ich dränge mich zu nichts; und mich Leuten, die, ungeachtet sie mich zuerst gesucht, mir dennoch nicht zum besten begegnen wollen oder können — mich solchen Leuten wieder an den Kopf zu werfen, würde mir ganz unmöglich sein." Dem Maler Müller gegenüber kennzeichnete Lessing den Freiherrn v. Hompesch dahin, daß dieser gegen ihn von Anfang an als ein kleiner kriechender

Minister gehandelt habe. „Lernen Sie das Wort der Großen für das halten, was es ist," rief er dem süddeutschen Freunde zu. Als er Nicolai von diesem jämmerlichen Streiche der Pfälzer Meldung machte, pflichtete der Berliner Literat ergrimmt Lessing bei: „Zwar möchte ich mich fast freuen, daß ich alle Tage bestätigt finde, was immer meine Meinung gewesen ist, nämlich das, was die Fürsten für die Literatur tun sollen, sei nicht wert, daß man die Hand danach umwende. Auf der andern Seite lasse ich mich wohl zuweilen bereden, wenn ich so viel Gutes höre, auf einen Augenblick zu glauben, es sei wahr. Aber hinterher kocht bittrer Grimm in mir, wenn ich sehe, daß Dummheit und abgeschmacktes Wesen in unserm lieben Vaterlande noch in so reichem Maße verteilt sind, und daß die deutsche Literatur bei den Großen ein Ding ist, das durch nichts als durch eine armselige Hofintrige befördert oder verstoßen wird."

Lessing ertrug diese Mannheimer Episode, die ihn um eine bittre Erfahrung reicher machte, mit ungebeugter Kraft der Seele. Im Besitze Evas fühlte er sich gegen das Leid der Welt stark, und sein Glück schien vollkommen, als er am 12. Okt. 1777 seinem Bruder Karl die Andeutung machte, daß er seine Frau nicht mitbringen könnte, wenn er in der nächsten Zeit nach Berlin reiste. Kurz vor Weihnachten siedelte er in seine Dienstwohnung nahe bei der Bibliothek über. Dies Haus nennt der Volksmund das Lessinghaus. Hier gebar Eva ihm Weihnachten 1777 (es ist ungewiß, ob es am ersten oder zweiten Festtage war) einen Sohn, aber unter so schlimmen Umständen, daß der Kleine nach vierundzwanzig Stunden seine kaum atmende Seele wieder aushauchte und die Mutter in hitzigem Fieber lag. Furchtbare Tage kamen für Lessing. Das Schicksal hatte Zeit, zu dem letzten, schrecklichsten Schlage gegen ihn auszuholen. Eva schwebte in Todesgefahr. Krampfhaft klammerte Lessing sich an die einzige Hoffnung, daß ihm wenigstens noch

seine Frau am Leben bliebe. „Meine Freude war nur kurz," schrieb er wehmütig seinem treuen Eschenburg. „Und ich verlor ihn so ungern, diesen Sohn! denn er hatte so viel Verstand! so viel Verstand! — Glauben Sie nicht, daß die wenigen Stunden meiner Vaterschaft mich schon zu so einem Affen von Vater gemacht haben! Ich weiß, was ich sage. — War es nicht Verstand, daß man ihn mit eisernen Zangen auf die Welt ziehen mußte? daß er so bald Unrat merkte? — War es nicht Verstand, daß er die erste Gelegenheit ergriff, sich wieder davon zu machen? — Freilich zerrt mir der kleine Ruschelkopf auch die Mutter mit fort! Denn noch ist wenig Hoffnung, daß ich sie behalten werde. — Ich wollte es auch einmal so gut haben wie andre Menschen. Aber es ist mir schlecht bekommen." Sein Gemüt ward zwischen Furcht und Hoffnung hin- und hergeworfen. Am 3. Januar 1778 konnte er Eschenburg melden, er habe nun wieder einige Hoffnung, da der Arzt ihm gesagt, diesmal werde er seine Frau wohl noch behalten. Zwei Tage später schrieb er seinem Bruder Karl: „Ich habe nun eben die traurigsten vierzehn Tage erlebt, die ich jemals hatte. Ich lief Gefahr, meine Frau zu verlieren, welcher Verlust mir den Rest meines Lebens sehr verbittert haben würde. Sie ward entbunden und machte mich zum Vater eines recht hübschen Jungen, der gesund und munter war. Er blieb es aber nur vierundzwanzig Stunden und ward hernach das Opfer der grausamen Art, mit welcher er auf die Welt gezogen werden mußte. Oder versprach er sich von dem Mahle nicht viel, zu welchem man ihn so gewaltsam einlud, und schlich sich von selbst wieder davon? Kurz, ich weiß kaum, daß ich Vater gewesen bin. Die Freude war so kurz, und die Betrübnis ward von der größten Besorgnis so überschrieen! Denn die Mutter lag ganzer neun bis zehn Tage ohne Verstand, und alle Tage, alle Nächte jagte man mich ein paarmal von ihrem Bette, mit dem Bedeuten, daß ich ihr

den letzten Augenblick nur saurer mache. Denn mich kannte sie noch bei aller Abwesenheit des Geistes. Endlich hat sich die Krankheit auf einmal umgeschlagen, und seit drei Tagen habe ich die zuverlässige Hoffnung, daß ich sie diesmal noch behalten werde, deren Umgang mir jede Stunde, auch in ihrer gegenwärtigen Lage, immer unentbehrlicher wird." Wie trügerisch war die Zuversicht! Wiederum zwei Tage später meldet er Eschenburg, daß er eigentlich jetzt nur Hoffnung habe, bald wieder hoffen zu dürfen. Am 10. Januar erfolgte die Katastrophe, welche den kurzen holden Glückstraum Lessings grausam vernichtete: Eva Lessing starb. „Lieber Eschenburg, meine Frau ist tot, und diese Erfahrung habe ich nun auch gemacht. Ich freue mich, daß mir dergleichen Erfahrungen nicht mehr übrig sein können zu machen, und bin ganz leicht." Auf dem Bürgerkirchhof zu Wolfenbüttel ward die irdische Hülle Evas dem Staube übergeben. Lessing verlor mit ihr alles, was ihm das Leben in der letzten Zeit traut und warm gemacht. Von jetzt an haderte er dumpf, zähneknirschend mit dem unverdienten Geschick und suchte sich doch immer wieder von neuem aus der Tiefe des tränenlosen Wehes aufzuraffen, darin er zu versinken drohte. Er haßte das passive Heldentum und hatte manchmal doch so schwer daran zu würgen. Niemals zeigte sich das Gold seines Wesens klarer als in der Glut dieses Schmerzes. Mit an Verzweiflung grenzender Kraft wehrte er sich gegen den in ihm stärker werdenden Hang, das Leben hassen oder es gar wie alten Plunder wegwerfen zu müssen. „Du wirst mich, fürchte ich", schrieb er seinem Bruder Karl, „nie wieder so sehen, als unser Freund Moses mich gefunden hat: so ruhig, so zufrieden in meinen vier Wänden." — Und seinem lieben Eschenburg schrieb er am 14. Januar, und die Worte schneiden jedem Leser in die Seele: „Gestern Morgen ist mir der Rest von meiner Frau vollends aus dem Gesichte gekommen. — Wenn ich noch mit

der einen Hälfte meiner übrigen Tage das Glück erkaufen könnte, die andre Hälfte in Gesellschaft dieser Frau zu verleben, wie gern wollt' ich es tun! Aber das geht nicht, und ich muß nun wieder anfangen, meinen Weg allein so fort zu duseln."

Sechzehntes Kapitel.

Emilia Galotti.

„Emilia Galotti" ist das Probestück auf die „Hamburgische Dramaturgie." Lessing hatte in dieser Schrift die französische Bühne des angemaßten Nimbus entkleidet, die erste der Welt zu sein, und die hohlen Prahlereien eines Voltaire, Corneille und andrer westrheinischer Tragödiendichter, ganz im Sinne der Alten, vornehmlich des Aristoteles, zu dichten, gebührend gekennzeichnet. Auf den letzten Seiten der Dramaturgie hatte er dann eine Wette vorgeschlagen: „Ich wage es, hier eine Äußerung zu tun, mag man sie doch nehmen, wofür man will! — Man nenne mir das Stück des großen Corneille, welches ich nicht besser machen wollte. Was gilt die Wette?" Diese Worte könnte man dem Schreiber leicht als eitle Ruhmredigkeit auslegen, wenn man den Zusammenhang nicht beachtete. Auch Lessing mochte das gefühlt haben und setzte deshalb hinzu: „Doch nein; ich wollte nicht gern, daß man diese Äußerung für Prahlerei nehmen könnte. Man merke also wohl, was ich hinzusetze: Ich werde es zuverlässig besser machen — und doch lange kein Corneille sein — und doch lange noch kein Meisterstück gemacht haben. Ich werde es zuverlässig besser machen — und mir doch wenig darauf einbilden dürfen. Ich werde nichts getan haben, als was jeder

tun kann — der so fest an den Aristoteles glaubt wie ich." Grillparzer und andre großen Geister haben diese „Wette" dahin ausgelegt, daß Lessing sich hier die Fähigkeit zuschreibt, auf Grund seiner Menschenkenntnis, seiner poetischen Studien und seiner dichterischen Begabung dem großen Corneille Fehler nachzuweisen und sie zu verbessern.

Hatte Lessing, als er jene Worte schrieb, seine „Emilia Galotti" im Sinne? Zweifellos dachte er an seine neue Tragödie, mit welcher eine Reform dieser Dichtungsgattung anhebt, als er in der Dramaturgie den Gedanken äußerte: „Weit gefehlt, daß ich mit den meisten, die von der dramatischen Dichtkunst geschrieben haben, glauben sollte, man müsse die Entwicklung dem Zuschauer verbergen. Ich dächte vielmehr, es sollte meine Kräfte nicht übersteigen, wenn ich mir ein Werk zu machen vorsetzte, wo die Entwicklung gleich in den ersten Szenen verraten würde und aus diesem Umstande selbst das allerstärkste Interesse entspränge. Für den Zuschauer muß alles klar sein" (48. Stück vom 13. Okt. 1767).

Daß Lessing sich bereits seit Jahren mit dem Stoff zu der „Emilia Galotti" trug, ja, daß er ihn schon längst dichterisch gestaltete, geht aus der Entstehungsgeschichte dieses Dramas hervor, das vier Entwicklungsstufen durchlief, ehe es in seiner jetzigen Gestalt ans Licht der Öffentlichkeit trat. Die ersten Spuren des Plans gehen vielleicht bis 1754 zurück. In der „Theatralischen Bibliothek" (1754) hatte Lessing nämlich einen Auszug aus dem spanischen Trauerspiele „Virginia" des Dichters Montiano gegeben, und dabei mag ihm der Gedanke gekommen sein, diesen der römischen Geschichte entnommenen Stoff dramatisch zu' bearbeiten. Ein kurzes Fragment dieses Entwurfes ward in seinem Nachlaß gefunden; es beweist, daß sein Verfasser an der römischen Fabel festhielt. Dann erließ Nicolai sein Preisausschreiben (siehe oben S. 153 f.). Der „Codrus" von Cronegk ward gekrönt. Das Stück fand aber

nicht Lessings Beifall. Er äußerte zu Moses Mendelssohn (22. Okt. 1757), wenn er ein paar ruhige Stunden fände, so wollte er einen Plan aufsetzen, nach welchem er glaube, daß man einen bessern Codrus machen könnte. Gleichzeitig, fügte er hinzu, daß hier (in Leipzig) noch ein junger Mensch an einem Trauerspiel arbeite, welches vielleicht unter allen das beste werden dürfte, wenn er noch ein paar Monate Zeit darauf verwenden könnte. Der „junge Mensch" war kein andrer als Lessing selbst. „Er arbeitet ziemlich wie ich," schrieb unser Dichter an Nicolai (21. Januar 1758). „Er macht alle sieben Tage sieben Zeilen; er erweitert unaufhörlich seinen Plan und streicht unaufhörlich etwas von dem schon Ausgearbeiteten wieder aus. Sein jetziges Sujet ist eine bürgerliche Virginia, der er den Titel Emilia Galotti gegeben. Er hat nämlich die Geschichte der römischen Virginia von allem dem abgesondert, was sie für den ganzen Staat interessant machte; er hat geglaubt, daß das Schicksal einer Tochter, die von ihrem Vater umgebracht wird, dem ihre Tugend werter ist als ihr Leben, für sich schon tragisch genug und fähig genug sei, die ganze Seele zu erschüttern, wenn auch gleich kein Umsturz der ganzen Staatsverfassung darauf folgte. Seine Anlage ist nur von drei Akten, und er braucht ohne Bedenken alle Freiheiten der englischen Bühne. Mehr will ich Ihnen nicht davon sagen; so viel aber ist gewiß, ich wünschte den Einfall wegen des Sujets selbst gehabt zu haben." Nicolai behauptet, Einsicht in diesen dreiaktigen Entwurf genommen zu haben, als Lessing 1775 in Berlin weilte. Die Rolle der Orsina wäre nicht vorhanden gewesen, wenigstens nicht auf die jetzige Art. In Hamburg holte Lessing diese Dichtung aus seinem Pult wieder hervor und arbeitete daran. Weder der Leipziger Entwurf, noch die Hamburger Ausarbeitung fanden später seinen Beifall, jener wegen seiner Dreiteilung, diese, weil sie „nur gespielt, aber nie gedruckt werden sollte," also

nur ein Bühnenmanuskript war. Erst in Wolfenbüttel legte Lessing an die mitgebrachte Dichtung die letzte Hand. Am 25. Januar 1772 konnte er seinem Bruder Karl schreiben: „Die erste Hälfte meiner neuen Tragödie wirst Du nun wohl haben; und ich bin sehr begierig, Dein Urteil darüber zu vernehmen. Ich habe über keine Zeile derselben eine Seele, weder hier, noch in Hamburg können zu Rate ziehn; gleichwohl muß man wenigstens über seine Arbeit mit jemand sprechen können, wenn man nicht selbst darüber einschlafen soll. Die bloße Versicherung, welche die eigne Kritik uns gewährt, daß man auf dem rechten Wege ist und bleibt, wenn sie auch noch so überzeugend wäre, ist doch so kalt und unfruchtbar, daß sie auf die Ausarbeitung keinen Einfluß hat." Unter diesen Umständen also ist die Dichtung im wahrsten Sinne geworden: von einer Stufe hat sie sich zu einer höhern erhoben, bis sie als ein Meisterwerk an den Tag trat, das noch lange seine Anziehungskraft auf poesieempfängliche Gemüter ausüben wird.

„Minna von Barnhelm" — „Emilia Galotti" — „Nathan der Weise": ein modernes nationales Lustspiel, ein modernes deutsches Trauerspiel und ein religiös und philosophisch befreiendes dramatisches Gedicht sind die poetischen Meistertaten Lessings. Durch sie ward er der „Ahnherr und Begründer unsrer gesamten dramatischen Dichtung". Seine „Miß Sara Sampson" war ein Intrigenstück geblieben; damit hatte er die tonangebende Herrschaft der französischen Bühne nicht brechen können. Die „Emilia Galotti" vollbrachte die befreiende Tat, und das konnte sie, nachdem die „Hamburgische Dramaturgie" ihr den Weg dazu geebnet. Denn, wie schon früher erwähnt, ist Lessings Entwicklungsgang als Dramatiker ohne Rücksicht auf seine kritisch-dramaturgischen Bemühungen nicht zu würdigen: sein kritischer Scharfblick vermittelt ihm den dichterischen Seherblick. Lessing war sich auch sehr wohl bewußt,

was er der Kritik verdankte. Interessant hierfür ist seine briefliche Äußerung Ramler gegenüber (21. April 1772). Er dankt dem Berliner Freund für seine Bemühung, der „Emilia Galotti" eine gute Aufnahme beim Publikum zu verschaffen, und fährt dann fort: „Aber nun auch die bessere Art des Beifalls, die wir einander unter uns geben können: Ihre Kritik! . . . Kritik, will ich Ihnen nur vertrauen, ist das einzige Mittel, mich zu mehrerem aufzufrischen oder vielmehr aufzuhetzen. Denn da ich die Kritik nicht zu dem kritisierten Stücke anzuwenden im stande bin; da ich zum Verbessern überhaupt ganz verdorben bin und das Verbessern eines dramatischen Stückes insbesondre fast für unmöglich halte, wenn es einmal zu einem gewissen Grade der Vollendung gebracht ist, und die Verbesserung mehr als Kleinigkeiten betreffen soll: so nutze ich die Kritik zuverlässig zu etwas Neuem. — Also, liebster Freund, wenn auch Sie es wollen, daß ich wieder einmal etwas Neues in dieser Art machen soll, so sehen Sie, worauf es dabei mit ankommt: mich durch Tadel zu reizen, nicht dieses Nämliche besser zu machen, sondern überhaupt etwas Besseres zu machen. Und wenn auch dieses Bessere sodann notwendig noch seine Mängel haben muß, so ist dieses allein der Ring durch die Nase, an dem man mich in immerwährendem Tanze erhalten kann." Passen diese Worte nicht vortrefflich auf den bisherigen Entwicklungsgang Lessings, der von der „Miß Sara Sampson" zur „Emilia Galotti" führt? Es sei wiederholt: ohne die Schulung, die Lessing als Dramaturg und Kritiker an der Hamburger Nationalbühne durchmachte, ist die Vollendung der „Emilia Galotti" so, wie das Stück auf die Nachwelt gekommen ist, schwerlich denkbar. Mit diesem Drama wies Lessing der deutschen Tragödie neue Bahnen, und nicht nur der deutschen. Die im Feuer der Lessingschen Kritik erprobten Grundgesetze der „Dramaturgie" fanden in der „Emilia Galotti" ihre erste Anwendung: statt der überquellenden Rühr-

seligkeit der „Miß Sara Sampson“ eine stark tragische Wirkung im Sinne des Aristoteles; statt der dürftigen Intrige, welche die Wurzel der Handlung in „Miß Sara Sampson“ ist, eine echt tragische Fabel; statt des springenden Szenenwechsels und des willkürlichen Aufbaues der „Miß Sara Sampson“ eine geschlossene tragische Handlung, voll Spannung, eine Kette von Ursachen und Wirkungen, so daß — unter freier Anlehnung an ein Wort aus der Dramaturgie sei es gesagt — alles, was geschieht, so geschieht, daß es nicht anders geschehen kann. Mithin zeigt die neue Tragödie einen hochbedeutsamen Fortschritt gegen die von 1754.

Mit einer meisterhaften Exposition setzt das Stück ein. Bereits Friedrich Ludwig Schröder hob von der Exposition rühmend hervor, daß sie in allen einzelnen Worten und Zügen vollendet, abgewogen und erschöpfend sei, sogleich in Handlung übertrete, alles vorbereite, alles anmelde und doch nichts verrate. — Hettore von Gonzaga, Prinz von Guastalla, sitzt in seinem Kabinett an einem Arbeitstische. Mißmutig kramt er zwischen Briefschaften. „Klagen, nichts als Klagen! Bittschriften, nichts als Bittschriften!“ Das erhebende Verantwortlichkeitsgefühl, durch Geburt an einen hohen Platz gestellt zu sein, von wo aus er ein Wohltäter der Armen, ein Hüter des Rechts, ein Schirmherr verfolgter Unschuld sein könnte, kennt er nicht. Unreife und Unlust spricht aus dem Wort, das er vor sich hin sagt: „Das glaub' ich, wenn wir allen helfen könnten, dann wären wir zu beneiden.“ Da liest er in einer Bittschrift den Namen Emilia; er stutzt, sinkt aber in seine leichtsinnige Gleichgültigkeit zurück, als er sieht, daß es Emilia Bruneschi, nicht Emilia Galotti ist, welche bittet. „Was will sie, diese Emilia Bruneschi? — Viel gefordert, sehr viel. — Doch sie heißt Emilia. Gewährt!“ — Damit ist schon das Thema der Dichtung angeschlagen und der Prinz als ein Mann charakterisiert, welcher durch äußere Eindrücke

in seinen Handlungen leicht bestimmbar, von der Macht des launenhaften Augenblicks abhängig ist. „Ich war so ruhig — auf einmal muß eine arme Bruneschi Emilia heißen; — weg ist meine Ruhe und alles!" Ein Billett der Gräfin Orsina, das gebracht wird, legt er „so gut als gelesen", d. h. ungelesen beiseite. Auch sein Verhältnis zu dieser Frau wird schon in der ersten Szene angedeutet, wiederum unter Worten, in denen der Prinz sich selbst kennzeichnet. Wankelmütig, wie er ist, meint er nachlässig: „Nun ja, ich habe sie zu lieben geglaubt! Was glaubt man nicht alles! Kann sein, ich habe sie auch wirklich geliebt. Aber — ich habe!" Die folgenden Auftritte, welche die Handlung energisch fördern, fügen dem Bilde noch weitere Einzelzüge ein. Der Maler Conti kommt mit dem befohlenen Porträt und bringt noch ein zweites, nicht bestelltes, mit. Hettore zeigt sich als Liebhaber und Beschützer der Kunst; er will nicht, daß in seinem Gebiete die Kunst nach Brot geht. Aus seinen Worten hören wir ferner, daß seine Leidenschaft für die Gräfin Orsina im Absterben, die für Emilia mächtig im Wachsen ist. Er traut seinen Sinnen kaum, als er in dem unbestellten Bilde Contis plötzlich das der Geliebten erblickt. Die Gesichtszüge der Gräfin, wie Conti sie in dem bestellten Porträt gemalt, erwecken grausam aburteilende Worte in ihm; über das zweite Bild, das ihm Emilia „wie aus dem Spiegel gestohlen" zeigt, vergißt er vor bewundernder Verliebtheit dem Künstler Dank zu sagen, bis er, sich besinnend, ihm die feinsinnige Anerkennung zollt: „O, Sie wissen es ja wohl, Conti, daß man den Künstler dann erst recht lobt, wenn man über sein Werk sein Lob vergißt." — Auch in diesen Szenen zeigt sich Lessing als ein Beispiel zu des Prinzen Wort: „Der denkende Künstler ist noch eins soviel wert." Mit weiser Berechnung, die ihrer Wirkung sicher ist, hat Lessing die Szenen aufgebaut: die Porträts, wie der Prinz sie schildert, lassen in den Zuhörern vorschauend Bilder von der

Gräfin und Emilia entstehen, wie sie den wirklichen Personen, wenn sie später leibhaftig vor uns hintreten, entsprechen: Gräfin Orsina — stolz, höhnisch, trübsinnig-schwärmerisch; die „Zauberin“ Emilia: „Dieses Auge voll Liebreiz und Bescheidenheit! Dieser Mund! — Und wenn er sich zum Reden öffnet! wenn er lächelt!“ — fürwahr: ein „Meisterstück der Natur!“ So heftig flammt des Prinzen geheime Leidenschaft für Emilia auf, daß er gegen seinen Willen dem Künstler sein Gefühl verrät. Er sucht sich aus der Verlegenheit zu ziehen, indem er Conti mitteilt, wo und unter welchen Umständen er Emilia gesehen. Ungezwungen empfangen wir auf diese Weise Mitteilungen, die Emilia und ihre Eltern betreffen: der Prinz hat sie mit ihrer Mutter in einer Vegghia (Abendgesellschaft) getroffen, später nur an heiligen Stätten, „wo das Angaffen sich weniger ziemt.“ Ihr Vater, den er ebenfalls kenne, sei nicht sein Freund; er habe sich den Ansprüchen des Prinzen auf das Landgut Sabionetta am meisten widersetzt. Damit sind die Grundlinien für das Verhältnis des Prinzen zu Odoardo schon markiert. — Er schwelgt noch im Anschauen des Emilia-Bildes, als Marinelli erscheint. Zwei neue Momente treten in die Handlung ein: die beabsichtigte Vermählung des Prinzen mit der Prinzessin von Massa und die Nachricht von der bevorstehenden Heirat des Grafen Appiani mit Emilia Galotti. Das erste Moment bedingt des Prinzen Verhältnis zur Gräfin Orsina: er müsse also dergleichen Händel fürs erste abbrechen. Warum? Nicht etwa, weil er, wie er vorgibt, das „Opfer eines elenden Staatsinteresses“ sei, sondern weil Emilias Bild das der Gräfin in seinem Herzen verblassen läßt. Nach der liebedienerischen Antwort des frivolen Marinelli, dem Fürstengunst alles ist, daß neben einer von der Politik dem Prinzen zugeführten Gemahlin die Geliebte noch immer ihren Platz finde, und daß Orsina weniger „so eine Gemahlin“ fürchte, als — wie der Prinz, abermals sich ver-

ratend, ergänzt — eine neue Geliebte, äußert der Regent nicht minder frivol mit schnödem Undank über die Gräfin: „Wenn sie aus Liebe närrisch wird, so wäre sie es früher oder später auch ohne Liebe geworden. Und nun genug von ihr." Damit scheint die Sache für ihn abgetan. Auch hier hat Lessing abermals ein wichtiges Moment der spätern Handlung angedeutet: Orsina ahnt, daß eine neue Leidenschaft ihr das Herz des Geliebten entzieht; dadurch wird ihre heißblütige Eifersucht im vierten Akt im Vorwege motiviert. Der Prinz zeigt sich als ein gewissenloser Genußmensch, der die Liebe des Weibes so lange gebraucht, als sie seiner Laune behagt, sie aber achtlos beiseite wirft, wenn seine lustentflammten Sinne sein wankelmütiges Herz zu einer neuen Neigung reizen. Und Marinelli, diese Wetterfahne in des Prinzen Dienst, ist der getreue Fürstenknecht dabei.

Für den Fortschritt der Handlung viel wichtiger ist die zweite Neuigkeit, die Marinelli auf des gelangweilten Prinzen Frage: „Geht denn gar nichts vor in der Stadt?" ihm auskramt. Dieses Gespräch über Emilias nahe Verheiratung ist in seiner Zuspitzung, in seiner — man möchte sagen — raffiniert berechneten Wirkung auf Hettore ein Kabinettstück Lessingscher Darstellungskunst: fast gleichgültig, ebenso gelangweilt, wie der Prinz gerade ist, setzt es ein, erregt dann leise seine Neugier und wirft mit dem Namen der Verlobten, mit Emilia Galotti, einen glimmenden Brandstoff in seine Seele. Seine Leidenschaft schlägt hoch empor, da er diesen Namen hört, will aber nicht glauben, daß es die Emilia ist, welche er liebt. Verzehrende Eifersucht wühlt in seinem Herzen; die Angst, sie könne es doch sein, fliegt ihm durch die Adern, und dumpfe Verzweiflung reißt ihn nieder, als er die Gewißheit empfängt, sie, die er liebt, ist es. Er gebärdet sich wie ein Lebensüberdrüssiger. Je sinnloser er sich seinem Schmerz überläßt und den verblüfften Marinelli, welcher schwört, von der Liebe seines

Fürsten zu Emilia nicht das geringste gewußt zu haben, als treulos und hämisch schmäht, desto kaltblütiger erfaßt der Kammerherr die Situation. Wo das Herz seines Gebieters verzweifelt, findet sein Verstand einen Ausweg. „O, ein Fürst hat keinen Freund! kann keinen Freund haben!" hat Hettore eben bitter gesagt. „Weil sie keinen haben wollen," wagt Marinelli zu erwidern. Getrieben von der Sucht, sich nach der voraufgegangenen Ungnade des Prinzen um so tiefer in seiner Gunst zu befestigen, denkt und handelt Marinelli jetzt für seinen Herrn, der schwachmütig verzagen will. „Liebster, bester Marinelli, denken Sie für mich!" fleht der Prinz. Auf eine Dosis gemeiner Gesinnung — sei sie noch so groß — kommt es dem cynischen Marinelli nicht an, zumal er sieht, daß Hettore in seiner Sinnenglut für Emilia ihm die Führung überläßt. „Waren, die man aus der ersten Hand nicht haben kann, kauft man aus der zweiten — und solche Waren sind nicht selten aus der zweiten um so viel wohlfeiler," sagt Marinelli mit unerschütterlicher Kaltblütigkeit. Auf des Prinzen verzweifelte Frage, ob die Hochzeit heute sei, „schon heute?", erwidert Marinelli überlegen: „Erst heute", und: soll sie geschehen. Und nun wird der Plan geschmiedet, welcher dem Grafen Appiani seine Braut entreißen und sie dem prinzlichen Genußsüchtling zuführen soll. Hettore gibt sich ganz in die Hand seines Kammerherrn. Ihre Rollen sind wie miteinander vertauscht. Hat der Prinz kurz vorher noch auf der Höhe seiner Majestät von Gottes Gnaden dem Marinelli ein scharfes „Ich habe zu fragen, Marinelli, nicht Er" zugerufen, so ist er jetzt der Gehorchende, Marinelli der Befehlende. Seiner Weisung gemäß soll sich Hettore auf sein Lustschloß nach Dosalo begeben; seiner Weisung gemäß soll Appiani noch heute als Gesandter nach Massa geschickt werden. Der Prinz findet alles „vortrefflich". Er will es der erhaltenen Weisung entsprechend „sogleich" tun, verfällt aber, nachdem Marinelli abgetreten ist, wieder

dem Zauber, der von Emilias Porträt ausgeht, und nimmt sich vor, der heiß Begehrten in der Dominikanerkirche bei der Messe aufzulauern — ein Vorhaben, dessen Ausführung dem Kammerherrn später eine Waffe gegen den Prinzen in die Hand gibt. Mit der bedeutsamen Szene zwischen Camillo Rota und Hettore schließt der Akt. Der Rat kommt mit Dokumenten; darunter befindet sich ein Todesurteil, das der prinzlichen Unterschrift harrt. Hettore ist von seinem Liebesdämon zu besessen, um sich erst Zeit zur Prüfung der betreffenden Akte zu nehmen. Mit unverantwortlicher Gewissenlosigkeit schaltet er über das Leben und Sterben seiner Untertanen und drängt auf die Mitteilung Rotas: „Ein Todesurteil wäre zu unterschreiben" mit einem „Recht gern. — Nur her! geschwind." Der pflichtgetreue Beamte seines pflichtvergessenen Herrn unterschlägt mit Geistesgegenwart die verhängnisvolle Urkunde. „Recht gern! Ein Todesurteil recht gern? — Ich hätt' es ihn in diesem Augenblick nicht mögen unterschreiben lassen, und wenn es den Mörder meines einzigen Sohnes betroffen hätte," sagt er, nachdem der Prinz gegangen ist. Schmerzlich den Kopf schüttelnd, geht auch er.

Mit kunstsichrer Hand ist also im ersten Akt bereits der Grund für den Aufbau der folgenden Entwicklung gelegt.

Der zweite Akt spielt im Hause der Galotti: wir lernen die Opfer des Anschlags kennen. Die Handlung knüpft unmittelbar an die letzte Szene des ersten Aufzugs an. Der Prinz wollte Emilia in der Messe auflauern, und nun hören wir gleich im Anfang des neuen Aktes, daß sie wirklich dahingegangen. Odoardo, der Mann der rauhen Tugend, ist ungehalten über seine Frau Claudia, daß sie ihre Tochter allein habe dorthin gehen lassen: ein Schritt sei genug zu einem Fehltritt. Er hat auch nur widerwillig seine Zustimmung zu der Übersiedelung seiner Familie nach Guastalla gegeben. Sein Argwohn, daß seine Frau diese Veränderung weniger

mit Rücksicht auf die Erziehung Emilias, als mehr auf sich selbst, auf die Freuden und Zerstreuungen, welche das Hofleben mit sich bringe, erbeten, ist nicht erloschen. Claudia sucht seinem Verdachte zu begegnen: nur in der Stadt konnte der Graf Appiani ihr Kind finden. Odoardo räumt es ein. Aber seine herzliche Liebe zu der Tochter bleibt deshalb doch besorgt. Er ist froh, daß Appiani, dieser würdige junge Mann, an dem alles ihn entzücke, bald sein Sohn werde, und daß dieser unabhängig genug denkt, in seinen heimatlichen Tälern in Piemont sich selbst zu leben. „Was soll der Graf hier? Sich bücken und schmeicheln und kriechen und die Marinellis auszustechen suchen, um endlich ein Glück zu machen, dessen er nicht bedarf, um einer Ehre gewürdigt zu werden, die für ihn keine wäre?" ruft er verächtlich aus. Sein kaum etwas eingeschläferter Argwohn wird sofort wieder aufgejagt, als er von seiner Frau hört, der Prinz habe Emilia beim Kanzler Grimaldi gesprochen, habe sich sehr gnädig gegen sie gezeigt, sei von ihrer Munterkeit und ihrem Verstande nicht minder bezaubert gewesen als von ihrer Schönheit. Odoardo gerät in heftige Aufregung und erscheint hier so, wie der Prinz ihn seinem Kammerherrn bereits geschildert: „Ein alter Degen, stolz und rauh, sonst bieder und gut." — „Und das alles erzählst du mir in einem Tone der Entzückung?" fragt Odoardo seine Frau, einen Zug ihres Wesens treffend charakterisierend. „O Claudia, Claudia! Eitle, törichte Mutter! — Ein Wollüstling, der bewundert, begehrt!" — Kaum ist der Vater weggegangen, da stürzt Emilia ins Gemach, atemlos, verwirrt, wie ein angstgehetztes Wild, das Schutz sucht. Sie stammelt abgerissene Worte: wie der Prinz aufdringlich sich ihr, als sie am Altar kniete, genähert, von Schönheit, von Liebe gesprochen, geklagt, daß dieser Tag, welcher ihr Glück bringe, sein Unglück bedeute, ihr heiße Liebesworte zugeraunt und sie sogar nachher in der Halle bei der Hand er-

griffen. Aus Scham habe sie standhalten müssen, um nicht die Aufmerksamkeit der Vorbeigehenden zu erregen. Sogar auf der Straße meinte sie ihn hinter sich herkommen zu hören. Sie will es dem Grafen sagen. Die Mutter bringt sie davon ab. „Um alle Welt nicht! — Wozu? warum? Willst du für nichts und wieder für nichts ihn unruhig machen? Den Liebhaber", meint sie, „könnte es sogar schmeicheln, einem so wichtigen Mitbewerber den Rang abzulaufen. Aber wenn er ihm den nun einmal abgelaufen hat, ah! mein Kind — so wird aus dem Liebhaber oft ein ganz andres Geschöpf. Dein gutes Gestirn behüte dich vor dieser Erfahrung." Diese Worte wirken, und als Claudia ihrem Kinde, auf seine jugendliche Unerfahrenheit hinweisend, auseinandersetzt, daß es die Sprache der Galanterie noch zu wenig gewohnt sei, worin Höflichkeit zur Empfindung und Schmeichelei zur Beteurung werde, da kommt sich Emilia in ihrer Furcht fast lächerlich vor. Sie schüttelt ihre Angst ab, um von ihrem Verlobten nicht für mehr eitel als tugendhaft gehalten zu werden. Möglichst unbefangen tritt sie ihm entgegen, als er gleich darauf erscheint. Ernst und tiefsinnig, nicht wie ein Mann, dem der heutige Tag das Paradies der Erde erschließen soll, begrüßt er Mutter und Tochter. Er entspricht dem Bilde, das der Prinz und Odoardo in voraufgegangenen Szenen von ihm skizziert. Mit dem Vater seiner Braut zeigt er gewisse Ähnlichkeiten in seinem Wesen. Bewundernd sagt er: „Welch ein Mann, meine Emilia, Ihr Vater! Das Muster aller männlichen Tugend! Zu was für Gesinnungen erhebt sich meine Seele in seiner Gegenwart! Nie ist mein Entschluß, immer gut, immer edel zu sein, lebendiger, als wenn ich ihn sehe, wenn ich ihn mir denke." Schwerflüssiger Ernst, der immer grübelt, hält ihn während der ganzen Szene fest — wehmütig sinnend wiederholt Appiani das von Emilia zitierte Sprichwort: Perlen bedeuten Tränen — und erst als Marinelli er-

scheint, kommt eine schärfere Tonart in den Dialog, der bis dahin Gefahr läuft, weichlich zu werden. Jetzt zeigt Appiani ein starkes Rückgrat. Marinelli, widerwärtig schmeichelnd, gibt unter der Maske, Bote des Prinzen zu sein, dem Grafen Kenntnis von der „vorzüglichen Gnade“ des Fürsten von Guastalla, der Appiani an seinem Hochzeitstage kurz vor der Trauung auf Reisen schicken will, um die verbotene Frucht ungestört genießen zu können. Dabei lügt Marinelli mit eiserner Stirn von der angeblichen Freundschaft, die ihn für Appiani beseele. Der Graf schneidet dem Hofschranzen mit kalter Verachtung das Wort ab: „Freundschaft und Freundschaft um das dritte Wort! — Mit wem red' ich denn? Des Marchese Marinelli Freundschaft hätt' ich mir nie träumen lassen.“ In schneller Wechselrede eilt der Dialog seiner Pointe zu: Appiani weigert sich, den Auftrag des Prinzen zu übernehmen und schleudert dem Kammerherrn, der ihn reizt, einen „Affen“ ins Gesicht, daß Marinelli „Himmel und Hölle“ flucht und Genugtuung fordert. Der Graf will sofort den blutigen „Spaziergang“ mit ihm antreten. Das aber paßt nicht in den Plan des Feiglings. Mit einem „Nur Geduld, Graf, nur Geduld!“ macht er sich, die tödliche Beleidigung in der Tasche, schleunigst davon. — Der Knoten ist geschürzt. Da Angelo, ein abgefeimter Mordbube in Diensten Marinellis, seinen „Arbeitsgenossen“ Pirro, den Diener Galottis, über die Hochzeitsfahrt bereits ausgehorcht und seinen Plan danach entworfen hat, so sind die Keime der Entwicklung gestreut, und die Haupthandlung setzt ein.

Der dritte Akt bringt die Ausübung des Bubenstückes Marinellis bei Dosalo. Der Prinz, in seine fiebernde Leidenschaft zu sehr verrannt, um die Schwierigkeiten, welche zwischen ihn und das Ziel seiner Sinnenlust treten, erkennen, geschweige beurteilen zu können — als Sklave seiner souveränen Laune will er seine Triebe sofort befriedigen und nicht erst den Ge-

nuß erkämpfen — wirft seinem Kammerherrn Tölpelei und Albernheit vor, da Appiani den Auftrag nicht übernommen. Das Lügengenie Marinelli versteht dem Tadel seines Herrn die Spitze abzubrechen, zumal der Edle weiß, daß das Verhängnis, den Grafen zu ereilen, bereits im Gange ist. Und in der Tat: da schleicht sich schon der tolldreiste Angelo an seinen Soldherrn heran und macht ihm die Meldung von dem Überfall. Doch hat sich der Bravo sein Blutgeld nicht vollständig verdient. Appiani ist nur verwundet, aber nicht sofort getötet. „Pfui, Angelo!" tadelt Marinelli ihn mit brutalem Spott; „so ein Knicker zu sein! Einen zweiten Schuß wäre er ja wohl noch wert gewesen. — Und wie er sich vielleicht nun noch quälen muß, der arme Graf!" — Emilia kommt und erfährt, daß sie sich auf Dosalo, dem Lustschlosse des Prinzen, befindet. Sie fällt vor Hettore nieder, der, statt ihre flehende Angst um ihre Mutter zu beschwichtigen, eine hinreißende Liebenswürdigkeit, die ganze Anmut und Feinheit seines Wesens entfaltet, um sein kühnes Betragen von heute morgen zu entschuldigen. Mit den deutsamen Worten: „Und nun kommen Sie, mein Fräulein, kommen Sie, wo Entzückungen auf Sie warten, die Sie mehr billigen" führt er die bräutlich Geschmückte hinweg, der Wolf das Schäfchen, sagt Marinelli cynisch. Indessen der Prinz mit Emilia hinter der Szene weilt, hat der Kammerherr den Hauptsturm auszuhalten. Claudia, der eine Ahnung des ungeheuren Verbrechens, das man an ihrer Familie begangen, aufdämmert, erscheint, aufgelöst in Angst um Emilia. Ihre Ahnung wird zur Gewißheit, als sie in Marinelli den Herrn wiedererkennt, der den Grafen heute morgen in ihrem Hause besuchte und im Streit von ihm ging. „Der Name Marinelli war das letzte Wort des sterbenden Grafen." Mit einem Tone sagte er es, mit einem Tone, den sie noch immer höre. Als sie nun gar erfährt, ihre Tochter sei hier auf dem Schlosse, in

einem der nächsten Zimmer, und der Prinz sei mit der zärtlichsten Sorgfalt um sie beschäftigt, da sieht ihr von der Angst geschärftes Mutterauge klar den Zusammenhang. Ein Sturzbad von Schmähungen ergießt sich auf Marinellis Kopf: „Ha, Mörder! feiger, elender Mörder! Nicht tapfer genug, mit eigner Hand zu morden, aber nichtswürdig genug, zu Befriedigung eines fremden Kitzels zu morden! morden zu lassen! — Abschaum aller Mörder! Was ehrliche Mörder sind, werden dich unter sich nicht dulden! Dich! Dich! — Denn warum soll ich dir nicht alle meine Galle, allen meinen Geifer mit einem einzigen Wort ins Gesicht speien? — Dich! Dich Kuppler!" Sie stürzt in das Zimmer, von wo her sie die Stimme ihres Kindes hört.

Der Prinz, obwohl er „vor einem kleinen Verbrechen" nicht zurückschrecke, nur müsse es „ein kleines, stilles Verbrechen" sein, tadelt — im vierten Akt — seinen Kammerherrn, daß Appiani getötet sei. Aber auch jetzt weiß der nie Verlegene mit der Miene eines Biedermanns seinen Herrn zu überlisten. Als ob der Tod des Grafen in seinem Plane gewesen wäre! Im Tone gekränkter Unschuld lügt er: „Daß er noch lebte! O, daß er noch lebte! Alles, alles in der Welt wollte ich darum geben — selbst die Gnade meines Prinzen — diese unschätzbare, nie zu verscherzende Gnade — wollt' ich drum geben!" — und der Prinz behauptet, ihm zu glauben. Aber er fürchtet das Gerede der Welt, die ihn für den Täter halten wird. Marinelli, seines Spiels sicher, antwortet lakonisch: „Wahrscheinlich genug." Er kehrt sogar den Spieß um: der Schritt, den sein Herr heute in der Kirche getan, gehörte nicht „in den Tanz"; damit habe der Prinz den Grund seines Gebäudes untergraben. Erst dadurch habe die Mutter Verdacht geschöpft, nicht aber aus seinen (Marinellis) Anstalten. „Daß Sie recht haben!" stöhnt der Prinz. Der letzte Rest von Überlegungskraft schwindet ihm, als man ihm die Ankunft

der Gräfin Orsina meldet. Abermals tritt Marinelli für den Haltlosen, der sich zurückzieht, in die Bresche, um der Gräfin zu begegnen. Sie erscheint, und die Atmosphäre wird schwüler. Glühende Eifersucht gärt in ihrer Seele; ihre Worte sind sprungweis, hastig und zittern von dem Sturm, der sie gepackt hat. Sie ahnte, sie fühlte, daß der Prinz sie verschmähte um einer andern willen. Ihre Spione haben ihr die Begegnung Hettores mit Emilia in der Dominikanerkirche hinterbracht. Ohne seine Liebe aber will sie nicht, kann sie nicht leben. Er jedoch soll dann auch nicht mehr leben. Für ihn hat sie einen Dolch, für sich Gift mitgebracht. Noch einmal will sie ihn sprechen. Darum hat sie dem Prinzen geschrieben und ihn um eine Unterredung in Dosalo gebeten. Hettore hat das Billett zwar nicht gelesen, weilt aber in Dosalo. Das dünkt ihr Antwort genug. Um so mehr ist sie erstaunt, als man sie nicht vorlassen will, hier, wo „Lieb' und Entzücken" sie sonst erwarteten. Von Marinelli, dem sie Ehrentitel wie „Mensch", „Gehirnchen", „nachplauderndes Hofmännchen" an den Hals wirft, erfährt sie, daß die Braut Appianis, von dessen Tod sie schon unterrichtet ist, in das Lustschloß des Prinzen geflohen und daß diese Braut Emilia Galotti ist. Da wird ihr der grauenhafte Zusammenhang klar. „Der Prinz ist ein Mörder!" schreit sie Marinelli gellend zu und wiederholt, wie von Irrsinn erfaßt, ganz leise: „Der Prinz ist ein Mörder! Des Grafen Appiani Mörder! — den haben nicht Räuber, den haben Helfershelfer des Prinzen, den hat der Prinz umgebracht!" Und als Marinelli, dem es bei dieser schweren Anklage Orsinas doch etwas unbehaglich zu Mute wird, ihr die „Abscheulichkeit" dieser Behauptung vorhält, da — in diesem kritischen Augenblick, wo die Verlassene den folternden Schmerz, verschmäht zu sein, in seiner ganzen Schärfe empfindet — da führt das Geschick ihr Odoardo in den Weg. Er hätte zu keiner schlechtern Stunde kommen

können. Er hat von dem Unglück der Seinigen gehört und will seine Frau und sein Kind sehen. Marinelli sucht vergebens die Gräfin zu entfernen; instinktiv erkennt er in ihr die Hauptgefahr für seinen Herrn und sich. Orsina bleibt und beweist durch ihre Worte dem aufhorchenden Vater, daß sie nicht im Wahnsinn rede, wie Marinelli, der den Alten beim Prinzen anmelden will, ihn glauben zu machen strebt. Mit einer grausamen Wollust — ist Orsina jetzt doch sicher, daß ihre Rachgier gesättigt werden wird! — deckt sie dem Vater das schauerliche Geheimnis auf: „Der Bräutigam ist tot, und die Braut — Ihre Tochter — schlimmer als tot. — Nun da; buchstabieren Sie es zusammen! — Des Morgens sprach der Prinz Ihre Tochter in der Messe, des Nachmittags hat er sie auf seinem Lust—Lustschlosse." Sie zischt ihm die unheilträchtigen Worte zu und trifft ihn gerade dort, wo er — nach einer frühern Versicherung — am tödlichsten zu verwunden ist. Er verliert seine Haltung, blickt wild um sich, stampft und schäumt und taumelt an den Rand des Irrsinns: „Nun Claudia! Nun, Mütterchen? — Haben wir nicht Freude erlebt? O des gnädigen Prinzen! O der ganzen besonderen Ehre!" stößt er wirr hervor. Er sucht nervös nach einer Waffe, hat aber keine mitgebracht und wundert sich, daß er aus Eilfertigkeit nicht auch die Hände zurückgelassen. Mit lauerndem Blick verfolgt die Gräfin seine Bewegungen, sein Mienenspiel: sie hat ihm das unsühnbare Verbrechen enthüllt — sie gibt ihm nun auch das Mittel, es zu rächen: den Dolch. „Ich danke, ich danke. — Liebes Kind, wer wieder sagt, daß du eine Närrin bist, der hat es mit mir zu tun." In wilder Verzückung — die Stunde der Vergeltung ist ja so nahe! — reißen sich der Gräfin die Worte von den Lippen und strömen bald schmeichelnd, bald schrill, hier triumphierend, dort wehmütig, immer schneller, immer stärker, zu einem Hohenlied fieberhaften Racheburstes zusammen: „Wir, Alter, wir

können uns alles vertrauen. Denn wir sind beide beleidigt, von dem nämlichen Verführer beleidigt. — Ach, wenn Sie wüßten — wenn Sie wüßten, wie überschwenglich, wie unaussprechlich, wie unbegreiflich ich von ihm beleidigt worden und noch werde: — Sie könnten, Sie würden Ihre eigne Beleidigung darüber vergessen. — Kennen Sie mich? Ich bin Orsina, die betrogene, verlassene Orsina. — Zwar vielleicht nur um Ihre Tochter verlassen. — Doch was kann Ihre Tochter dafür? — Bald wird auch Sie verlassen sein. — Und dann wieder eine! — Und wieder eine! — Ha! welch eine himmlische Phantasie! Wenn wir einmal alle — wir, das ganze Heer der Verlassenen, wir alle, in Bacchantinnen, in Furien verwandelt, wenn wir alle ihn unter uns hätten, ihn unter uns zerrissen, zerfleischten, seine Eingeweide durchwühlten — um das Herz zu finden, das der Verräter einer jeden versprach und keiner gab! Ha, das sollte ein Tanz werden! Das sollte!" — Wer diese und ähnliche Szenen voll des höchsten dramatischen Lebens auf der Bühne gesehen hat, der wird auch wissen, wie er sich zu dem schiefen Urteil Friedrich Schlegels und andrer Romantiker zu stellen hat, der in der „Emilia Galotti" nur ein gutes Exempel der dramatischen Algebra sah, ein in Schweiß und Pein produziertes Werk des Verstandes, das man frierend bewundern, bei dem man bewundernd frieren möge. Das sind Wortspiele, und noch nicht einmal sehr geistreiche.

Odoardo, dem das Blut in den Adern siedet, zwingt sich zur Ruhe, als Claudia kommt. Ein kurzes Verhör. Claudia und Orsina fahren nach der Stadt zurück. Der Rächer der geschändeten jungfräulichen Ehre bleibt.

Der fünfte Akt enthält die Lösung der tragischen Handlung. Der Prinz, als ob er eine Ahnung des kommenden Unheils hätte, gibt sich ganz in die Hände seines für ihn denkenden und handelnden Ratgebers Marinelli: er ist das

Triebwerk der jetzt folgenden Teufelei. Der Prinz wird — nicht zum Vorteil des Stückes — in die zweite Linie gedrängt. Marinelli hält es zunächst für geraten, dem Vater auszuweichen. Odoardo, dem nichts verächtlicher als ein brausender Jünglingskopf mit grauen Haaren scheint, sieht seinen Weg klar vor sich: „Was hat die gekränkte Tugend mit der Rache des Lasters zu schaffen? Jene allein hab ich zu retten.“ Marinelli kommt, nachdem er „den zu befürchtenden Fall“ bedacht. Odoardo verlangt, daß man seine Tochter mit ihm gehen lasse. Marinelli steckt sich hinter den Prinzen. Dieser erscheint; jeder Zoll an ihm ist verbindliche Höflichkeit und höfische Glattheit, an welcher Odoardos verlangende Rauheit abgleitet. Emilia soll ins Kloster. Der Prinz scheint ihm willfahren zu wollen. Er bedauert, daß so viel Schönheit in einem Kloster verblühen solle. Aber: „dem Vater hat niemand einzureden.“ Wieder tritt Marinelli hemmend dazwischen: man habe Verdacht, nicht Räuber, sondern ein Nebenbuhler — ein begünstigter — habe Appiani aus dem Wege räumen lassen; die Untersuchung müsse auch Emilia vernehmen; darum dürfe sie noch nicht mit dem Vater gehen. Im Hause Grimaldis solle sie so lange Unterkunft finden. Odoardo, der sich in diese Anordnung schicken muß, bittet, seine Tochter vor der Trennung noch einmal unter vier Augen zu sprechen. In einem kurzen, hastig hervorgestoßenen Monolog sucht er sich Klarheit über das, was ihm zu tun obliegt, zu verschaffen. Ein entsetzlicher Verdacht kriecht an ihn heran, sein Hirn umwindend: „wenn sie mit ihm sich verstünde? Wenn es das alltägliche Possenspiel wäre? Wenn sie es nicht wert wäre, was ich für sie tun will?“ Er will fliehen, fliehen vor sich selbst, fliehen vor diesem gräßlichen Gedanken seines überreizten Hirns — da kommt Emilia in ihrem Brautschmuck, das Gewand „fliegend und frei — das Haar in seinem eignen braunen Glanze, in Locken, wie sie die Natur schlug — die Rose darin nicht zu

vergessen." Unheimlich ruhig tritt sie dem Vater gegenüber, so daß selbst Odoardo sich wundert. Sie erfährt, daß „die ganze schreckliche Geschichte, die sie in dem nassen und wilden Auge ihrer Mutter las," die Ermordung des Grafen, wahr ist. Sie verlangt vom Vater, er solle mit ihr fliehen. Odoardo will sie auf die Probe stellen: „fliehen? — Was hätt' es dann für Not? — Du bist, du bleibst in den Händen deines Räubers — allein, ohne deine Mutter, ohne mich." Da fällt die künstlich erzwungene Ruhe von ihr. „Sie ist die Furchtsamste und Entschlossenste ihres Geschlechts," sagt Claudia früher von ihr, „ihrer ersten Eindrücke nie mächtig, aber nach der geringsten Überlegung in alles sich findend und auf alles gefaßt." So auch jetzt: „Nimmermehr mein Vater. — Oder Sie sind nicht mein Vater. — Ich allein in seinen Händen? — Gut, lassen Sie mich nur. — Ich will doch sehn, wer mich hält — wer mich zwingt . . . Leiden, was man nicht sollte? Dulden, was man nicht dürfte?" Da erkennt Odoardo seine Tochter wieder: „Laß dich umarmen, meine Tochter! — Ha, wenn das deine Ruhe ist, so habe ich meine in ihr wiedergefunden! Laß dich umarmen, meine Tochter!" Er weiht sie in das „höllische Gaukelspiel" der beabsichtigten gerichtlichen Untersuchung ein, sagt ihr, daß sie zu Grimaldi gebracht werden solle. Als sie diesen Namen hört, da weiß sie, was sie zu tun hat. Sie verlangt den Dolch. Der Vater verweigert ihn ihr; auch sie habe nur ein Leben zu verlieren. „Und nur eine Unschuld," entgegnet sie. Sie erhält den tödlichen Stahl. Im Begriff sich damit zu durchbohren, entreißt Odoardo ihn seinem Kinde wieder. Sie nestelt in ihren Haaren nach einer Nadel und faßt die Rose, mit der sie sich Appiani zu Liebe geschmückt: „Herunter mit dir! Du gehörst nicht in das Haar einer — wie mein Vater will, daß ich werden soll!" — Und während sie die Blume zerpflückt, klagt sie bitter: „Ehedem wohl gab es einen Vater, der, seine Tochter von der Schande zu retten,

ihr den ersten, den besten Stahl in das Herz senkte — ihr zum zweitenmale das Leben gab. Aber solche Taten sind von ehedem! Solcher Väter gibt es keinen mehr!" — „Doch, meine Tochter, doch!" versichert Odoardo ihr und — tötet sein Kind. Und als er schaudernd ausruft: „Gott, was hab' ich getan!" lallt Emilia sterbend: „Eine Rose gebrochen, ehe der Sturm sie entblättert," und küßt die väterliche Hand. Der Vater will sich dem Gerichte stellen, Marinelli wird vom Hofe verbannt, und der Prinz, erschüttert, schließt das Drama mit der rhetorischen Phrase: „Ist es zum Unglück so mancher nicht genug, daß Fürsten Menschen sind? Müssen sich auch noch Teufel in ihren Freund verstellen?"

Der Schluß ist verfehlt; er ist nicht natürlich, nicht ungekünstelt genug, um zu befriedigen. Hat doch Lessing selbst eingestanden: „Je näher ich gegen das Ende komme, je unzufriedener bin ich selbst damit" (Brief an Voß. 25. Jan. 1772). Man hat auch — nicht ohne Grund — bemerkt, daß die poetische Gerechtigkeit hier Schiffbruch leide: die beiden Unschuldigen, Vater und Kind, leiden, der Prinz und Marinelli gehen frei aus. Denn die Verbannung des Kammerherrn ist doch ein zu ärmlicher Notbehelf des Dichters. Der Charakter des Prinzen erscheint auch nicht einheitlich durchgeführt, worauf Mendelssohn bereits hinwies: der Prinz scheine ihm im Anfange tätiger und tugendhaft und am Ende ein untätiger Wollüstling. Lessing fand diese Anmerkung seines Berliner Freundes „nicht so ganz ohne"; er erinnere sich sehr wohl, schreibt er Karl Lessing (22. April 1772), daß er den Charakter Hettores, so wie er jetzt in dem ersten Akte sei, zu einer Zeit angelegt habe, als er noch nicht ganz gewiß bei sich war, wieviel Anteil er ihn an dem Ausgange würde können nehmen lassen. Den Vorwurf, daß diese Tragödie keinen gerechten Ausgleich zwischen Laster und Tugend bringe, namentlich daß Emilia zu wenig Kraft habe, an ihre Tugend zu glauben, hat Lessing sich von

Anfang an machen lassen müssen, und zwar von Freund und Feind, von Claudius und Herder, wie von Sulzer und Bodmer.

Weit wichtiger für die gerechte Beurteilung dieses Stückes erscheint die mit diesem Vorwurf in einem gewissen Zusammenhang stehende Frage: liebt Emilia den Prinzen? Hier liegt das „Rätsel" der Tragödie; von seiner richtigen Lösung ist hier das Verständnis der psychologischen Entwicklung bis zu einem gewissen Grade abhängig. Man vergegenwärtige sich folgendes: Emilia, im Reize der Jugend und Schönheit prangend, ist in harmloser Unbefangenheit aufgewachsen. Unter der treuen Wacht ihrer Eltern reift sie ihrer Bestimmung entgegen. In der fürstlichen Residenz, wo ihre Jugenderziehung zum Abschlusse kommt, gewinnt sie die Liebe des edlen, ritterlichen Grafen Appiani. Sie schenkt ihm ihr Herz; sie ist glücklich im Besitze ihres Bräutigams. Da lernt sie in Grimaldis Haus den Prinzen kennen. Er ist von dem Zauber, der von ihr ausgeht, entzückt. Die aufkeimende Neigung zu ihr, die von seinem Seelenzustand noch nichts ahnt, beschwingt sein ganzes Wesen: seine bestrickende Liebenswürdigkeit, seinen edlen Anstand, seine feine Würde; er will ihre Aufmerksamkeit erregen, will ihr gefallen. Die Trennung von ihr steigert seine verhaltene Leidenschaft. Die Flammen schlagen lohend über ihm zusammen — er stellt ihr nach; er muß sie sehen, muß sie sprechen, muß ihr sagen, was sein Mund nicht mehr verschweigen kann. Gegen ihren Willen muß sie das unselige Geheimnis des Prinzen anhören, als sie an ihrem Hochzeittage in der Kirche beten will. Darum sagt der Prinz nachher — und man glaubt ihm —: „Mit allen Schmeicheleien und Beteuerungen konnt' ich ihr auch nicht ein Wort auspressen. Stumm und niedergeschlagen und zitternd stand sie da; wie eine Verbrecherin, die ihr Todesurteil hört." Sie erschrickt bis in den Tod, als sie die liebetrunkenen Worte des Prinzen vernimmt.

Ein unerklärliches Gefühl befällt sie, ein Gefühl, gemischt aus Angst und Seligkeit. Sie, die bisher im trauten Seelenfrieden des Elternhauses dahin gelebt, weltfremd und unberührt von den Schleichwegen und Verführungskünsten der Versuchung, wird von grauenvollem Entsetzen vor sich selbst erfaßt; denn sie fühlt, daß die heißen Flüsterworte des Prinzen Eindruck auf sie machen. Ihr Wille ist wie gelähmt. Darum läßt Lessing sie nicht entfliehen, was das Naturgemäße in ihrer Lage gewesen wäre, falls sie das Bekenntnis des Fürsten durchaus nicht hätte hören wollen; darum läßt Lessing sie, nachdem sie der Mutter das Erlebnis mitgeteilt, zum Schluß einfach sagen: „Und da ich mich umwandte, da ich i h n erblickte", statt „den Prinzen". Diese Bezeichnung verrät, daß der Prinz ihrem Herzen nicht mehr so unnahbar ist, als man nach einem einmaligen Zusammentreffen füglich annehmen muß. Ja, auf die Frage der Mutter, wen sie erblickt hätte, gebraucht sie abermals die Wendung, und zwar noch weniger fremd als zuerst: „Ihn selbst". Erst als Claudia verwundert fragt: „Wen ihn selbst?" sagt sie: „Den Prinzen". Die Liebe Emilias zu Hettore ist nicht in dem Sinne zu verstehen, welchen man gemeiniglich mit diesem Begriff verknüpft. Das Gefühl, das sie für den Prinzen hat, ist ihr selbst noch unklar; ihre Seele tastet und tappt wie im Dämmerlicht. Ihr ahnt, daß dieses Gefühl der Liebe zu ihrem Verlobten gefährlich werden könne; gleichwohl hat sie nicht die Macht, es zu ersticken. Daher ihre bangende Scheu, ihre zitternde Angst vor sich, vor dem Prinzen, vor dem heller und heller in ihr tagenden Bewußtsein, einer Macht verfallen zu sein, der ihr starker Wille unterliegen muß, der sie nicht entrinnen kann.

Erkennt man diesen Gedankengang als richtig an, dann gewinnt der Charakter Emilias an Klarheit und Folgerichtigkeit. Sie weiß, es ist ein Vergehen gegen die Liebe zu dem Grafen, wenn sie den Prinzen anhört. Seine Liebesworte

aber bannen sie auf ihrem Platz, da sie eine verwandte Saite in ihrem Herzen anklingen lassen. Er faßt beim Hinausgehen ihre Hand, und sie windet sich nicht los. Er spricht, und sie antwortet ihm. Das alles wäre unverstäudlich, wenn sie den Prinzen verabscheute, was sie tun müßte, falls sie sein Bild nicht im Herzen trüge. Weiter. Im Gespräche mit dem Grafen gibt sie sich nicht wie ein Mädchen, dem der heutige Tag die Erfüllung ihrer verschwiegenen jungfräulichen Träume bringen soll. Der Graf ist feierlich, ernst, fast schwermütig. Wenn man nun auch nicht von einer Emilia Galotti hier erwartet, daß sie die banale Rolle einer überschwenglichen Aufheiterin spielen soll, so müßte ihr zurückhaltendes Benehmen dem Grafen gegenüber doch befremden, wenn man wiederum nicht den springenden Punkt festhielte: ihre seelische Beziehung zu dem Prinzen. Man könnte einwenden, ihre Seele litte noch unter dem lastenden Druck der voraufgegangenen Stunde in der Kirche. Hätte sie dann aber nicht doppelt und dreifach Veranlassung, hingebender und zärtlicher gegen ihren Bräutigam zu sein, einmal aus dem instinktiven Gefühl der schützenden Sicherheit seiner Nähe, zum andern aus dem Bestreben, ihn, der nichts von der Zudringlichkeit des Prinzen weiß, in seiner Ahnungslosigkeit zu erhalten, was sie doch schon einmal — auf den Rat ihrer Mutter — getan hat?

Mit bang aufgeregter Seele tritt sie ihre Hochzeitfahrt an. Der Wagen wird überfallen, Appiani tödlich verwundet, Emilia von seiner Seite gerissen, von ihrer Mutter getrennt. Sie kommt in das Lustschloß des Prinzen. Ihre erste Frage ist nicht: „Wo blieb der Graf?", sondern: „Wo bleibt meine Mutter?" Als Marinelli kommt, bekennt sie ihm ihre Angst um die Mutter; von ihrem Verlobten aber schweigt sie. Sie vernimmt, daß sie auf Dosalo, im Hause des Prinzen, weilt; sie wird äußerst bestürzt, strebt aber auffallenderweise nicht fort wie vor etwas ihr Verabscheuungswürdigem, das mit un-

reiner Hand an ihr Heiligstes getastet, sondern sagt: „Welch ein Zufall!“, fragt jedoch unmittelbar danach den Kammerherrn: „Und Sie glauben, daß er gleich selbst erscheinen könne?“ Wenn sie auch hinzusetzt: „Aber doch in Gesellschaft meiner Mutter?“, so hört man trotzdem aus ihrer Frage, ohne die Worte pressen zu müssen, nichts von dem Grauen des Abscheus heraus, das ein Mädchen in ihrer Lage nach den voraufgegangenen Erlebnissen fühlen müßte. Sie hat dies Grauen nicht, weil der Prinz ihr kein solches Grauen einflößt, weil ihr Herz der geheimen Sympathie unterliegt, die von ihm auf sie hinüberströmt. Aber ihre Seele ist zwiespältig zerrissen. Es kommt ihr die Ahnung von etwas Furchtbarem, Ungeheuerlichem, ihr bis dahin Unbekanntem: daß sie sich in Schuld und Scham verstrickt, daß sie einem Abgrund zugleitet und doch nicht die seelische Kraft hat, sich daraus zu retten. In diesem zwiespältigen Empfinden taumelt ihre Seele noch hin und her, als Odoardo erscheint, sie zu holen. „Entweder ist nichts verloren oder alles,“ sagte sie anfangs unklar. Jetzt aber, da sie den Vater wieder sieht und durch seine Person an das Elternhaus erinnert wird, darin sie in köstlichem Seelenfrieden, frei von Schuld und Fehle ihre Jugend verbracht, da fällt ihr das Bewußtsein, gegen die Versuchung nicht gefeit zu sein, mit unbarmherziger Wucht aufs Herz: sie fühlt klar, daß „alles verloren ist.“ Da erwacht ihr trotziger Wille, und um der Versuchung zu entgehen, begehrt sie den Tod. „Du hast nur ein Leben zu verlieren“, sagt der Vater. „Und nur eine Unschuld!“ ruft sie: „Die über alle Gewalt erhaben ist“, wirft er ein, und sie entgegnet, rücksichtslos den Schleier von ihrer Seele reißend: „Aber nicht über alle Versuchung.“ Unbarmherzig gegen sich, zerfasert sie ihr Fühlen und Empfinden und schleudert sich bittre Selbstanklagen ins Gesicht: „Gewalt! Gewalt! Wer kann der Gewalt nicht trotzen? Was Gewalt heißt, ist nichts: Verführung ist die wahre Gewalt. — Ich

habe Blut, mein Vater, so jugendliches, so warmes Blut als eine. Auch meine Sinne sind Sinne. Ich stehe für nichts. Ich bin für nichts gut. Ich kenne das Haus der Grimaldi. Es ist das Haus der Freude. Eine Stunde da, unter den Augen meiner Mutter — und es erhob sich so mancher Tumult in meiner Seele, den die strengsten Übungen der Religion kaum in Wochen besänftigen konnten. — Der Religion! Und welcher Religion? — Nichts Schlimmers zu vermeiden, sprangen Tausende in die Fluten und sind Heilige!" — Auf der Höhe dieser Erkenntnis verlangt sie den Tod. —

Die Frage, ob Emilia den Prinzen liebt — diesen Begriff in dem oben gefaßten Sinne genommen — haben Goethe, Herder, Heyse, Keller, Nodnagel, Erich Schmidt, Sigmund Schott und andre bejaht, Kuno Fischer und Adolf Stahr verneint. Am weitesten geht Goethe, der am 4. März 1812 darüber äußerte: Das Protonpseudos (die falsche Voraussetzung) in diesem Stücke bestände darin, daß es nirgends ausgesprochen sei, Emilia liebe den Prinzen; aber es sei hinzuverstanden. Wenn jenes wäre, so wüßte man, warum der Vater das Mädchen umbringe. Die Liebe sei zwar angedeutet, erstlich in der Art, wie sie den Prinzen anhöre . . . und zuletzt sogar ausgesprochen, aber ungeschickt in ihrer Furcht vor des Kanzlers Hause. In einem wegen seiner psychologischen Feinheiten wertvollen Aufsatz kommt Sigmund Schott (in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung 11. Febr. 1890) zu demselben Resultat: bestehe die Liebe der Emilia zum Prinzen (in dem obengenommenen Sinne), dann sei alles planmäßig, klar motiviert und folgerichtig. „Leugnet man diese Liebe, so wird man mit Claudius, Engel und vielen andern Urteilern die Worte, mit welcher Emilia in ihrer letzten Szene ihre körperlichen Regungen ins Treffen führt, als eine geradezu widrige Verzerrung der jungfräulichen Erscheinung bezeichnen müssen; nimmt man diese Liebe aber als vorhanden an, dann versteht man, warum Emilia ihr Blut, ihre Sinne

anklagt, weil sie sich scheut, dem Vater zu gestehen, daß ihr ganzes Wesen von dem Prinzen gefangen genommen ist." Schott teilt in seinen erwähnten „Studien zur Emilia Galotti" auch Paul Heyses und Gottfried Kellers Urteile über diese Frage mit. Heyse hat „nie verstanden, wie man noch einen Funken von Teilnahme für die Braut des Grafen Appiani haben könne, wenn sie wenige Stunden nach dem Tode des Bräutigams vor der Macht der Verführung in den Tod flüchtet, ohne diese Macht schon vorher empfunden zu haben. Welch ein moralisches Ungeheuer müßte sie sein, mitten in der frischen Trauer um einen Mann, den sie wirklich geliebt, dem Gedanken Raum geben zu können, daß jemals sein Rival, der sie ihres Lebensglücks beraubt, ihrer Tugend gefährlich werden könnte. . . Welch ein echt tragischer Konflikt dagegen, wenn die Unglückliche sich gestehen muß, daß die Kugel des Bravo im Grunde ihr eigenes Herz nicht mitverwundet hat, da es dem Toten nur aus Pflicht sich zugeneigt hatte, daß durch dies Verbrechen ein Weg frei gemacht wird, der zu einem heimlich ersehnten Ziel führe und den nur ihre Ehre zu betreten ihm verbiete." Gottfried Keller ist der Meinung, „daß Lessing die Emilia wirklich den Prinzen wollte lieben lassen. Erst so ist das, was der römischen Virginia geschehen, für die Emilia im Prinzip bereits vorhanden und der Schluß gewinnt mächtig an Austiefung. Um so mehr aber hätte dann Lessing die Sache durchsichtiger behandeln sollen, was sich weder die Alten, noch Shakespeare, noch Schiller hätten entgehen lassen."

Die erste Aufführung der Tragödie fand auf dem Braunschweiger Hoftheater am 13. März 1772, am Geburtstage der regierenden Herzogin Philippine Charlotte, statt. Die gleich damals in skandallüsternen Hofkreisen ausgebrütete alberne Legende, Lessing habe in Hettore den Erbprinzen und in der Gräfin Orsina dessen Begünstigte, die schöne und geistvolle

Marquise von Branconi, gezeichnet, fällt durch diese Tatsache schon in sich selbst zusammen, ganz abgesehen davon, daß das Drama bereits in seinem Grundriß fertig war, als Lessing nach Wolfenbüttel kam. Lessing, der beredte Apostel der Wahrheit, hätte ein Lügner sein müssen, wenn er in seinem Drama an das Verhältnis jener Personen hätte rühren wollen. Treffend weist O. von Heinemann, ein Amtsnachfolger Lessings, in seinem lesenswerten Artikel über „Wolfenbüttel und Lessings Emilia Galotti" (Grenzboten 1902. 6. Febr.) darauf hin, daß für eine solche feige und lügnerische Rolle, die Lessing hier gespielt haben soll, auch die Spur irgend eines Motivs, das man doch sogar bei der Aburteilung eines Verbrechers verlange, fehle. In einem Briefe von Anfang März 1772 versichert Lessing dem regierenden Herzog Karl, dem er pflichtschuldig vor der Aufführung die bis in den vierten Akt des Stückes gedruckten Bogen zur Kenntnisnahme vorlegt, das Drama solle „weiter nichts als die alte römische Geschichte der Virginia in einer modernen Einkleidung" sein. Einem Lessing ist zu glauben.

Auch Schott weist in seinen „Studien zur Emilia Galotti" das Unsinnige dieses Hofklatsches nach.

Das Drama übte eine nachhaltige Wirkung auf Lessings Zeitgenossen aus. Goethe nennt es ein Stück „voller Verstand, voller Weisheit, voller Blicke in die Welt"; es „spricht überhaupt eine ungeheure Kultur aus, gegen die wir jetzt schon wieder Barbaren sind. Zu jeder Zeit muß es neu erscheinen." Und: „Zu seiner Zeit stieg dieses Stück, wie die Insel Delos, aus der Gottsched-Gellert-Weißischen Wasserflut, um eine kreisende Göttin barmherzig aufzunehmen. Wir jungen Leute ermutigten uns daran und wurden Lessing deshalb viel schuldig." Dieses begeisterte Lob schrieb er (Brief an Zelter, 27. März 1830) in der Rückerinnerung an jene Zeit. Hernach aber meint er, auf dem jetzigen Grade der Kultur könne es kaum noch wirksam sein; untersuche man es genau, so hätten wir

vor ihm nur den Respekt wie vor einer Mumie. — Schiller soll — nach Goethe — Abneigung, sogar Widerwillen gegen das Stück gehabt haben. Trotzdem stand er bei Abfassung seiner „Kabale und Liebe" so sehr im Bann des Lessingschen Dramas, daß er — unbewußt — Wendungen gebraucht, die unzweideutig auf die „Emilia Galotti" als auf ihren Ursprung hindeuten. Enthusiastisch begrüßte Karl Lessing das Stück, und Ebert, der genaue Kenner des englischen Schrifttums, rief von Braunschweig aus seinem Nachbar in Wolfenbüttel begeisterungstrunken zu (14. März 1772): „Ich befinde mich jetzt in eben dem Falle, worin sich jener Schüler in England befand, da ihm aufgegeben war, eine Grabschrift auf Ben Johnson zu machen. Er konnte, wie Sie wissen, nichts weiter hervorbringen, als — O rare, Ben Johnson! — und ich kann nichts mehr sagen, als: O, liebster, bester, unvergleichlicher Lessing. — O Shakespeare-Lessing!" Gleim nannte es ein „deutsch-shakespearisches Meisterstück" (24. März 1772). Nicolai gefiel „das Ganze überschwenglich" (7. April 1772). Wieland schrieb dem Dichter der „Emilia Galotti" nach der Lektüre „auf der Stelle eine Art Huldigungsbrief" (Wieland an Gleim 4. Mai 1772).

Lessing aber äußerte charakteristisch: er wünschte nicht, daß das Stück sein bestes bleiben möchte (Lessing an Wieland, 2. Sept. 1772).

Siebenzehntes Kapitel.

Theologische Kämpfe.

Lessing kam aus einer evangelischen Predigerfamilie. So lange er im Elternhause weilte, hatte er in Vater und Mutter lebendige Vorbilder christlicher Glaubensinnigkeit. Es war die gesunde Luft eines rechtgläubigen, von Milde und werktätiger Liebe beseelten Christentums, die er hier einatmete. Seine empfängliche Seele entzog sich ihrem Einflusse nicht.

Sein Aufenthalt auf der Fürstenschule zu Meißen stand ebenfalls unter einem religiösen Einfluß. Sah die Anstalt doch eine ihrer vornehmsten Aufgaben darin, glaubensfeste Gottesstreiter heranzubilden. Wenn sich das Gebiet seiner wissenschaftlichen Interessen hier auch bedeutend erweiterte, so folgte er doch dem Wunsche seines Vaters, Theologie zu studieren. Denn einmal durfte er hoffen, dieses Studium würde seine wissensdurstige Seele befriedigen, zum andern erkannte er noch nicht, wozu er berufen war, und endlich war er ein viel zu gehorsamer Sohn, um sich, innerlich unfertig, wie er war, gegen den Wunsch des Vaters aufzulehnen, von dessen reinster Absicht er überzeugt war.

Aber draußen in der großen Welt, im brodelnden Getriebe des wirklichen Lebens, das er weder in dem engumfriedeten Kamenzer Pfarrhause, noch in der klösterlichen Abgeschiedenheit des Meißener Afraneums kennen gelernt hatte, gelangte sein nachdenkender Geist trotz mancherlei Zickzackwege bald auf die rechte Bahn seiner Entwicklung. Dieser Geist erwachte früh zur Selbständigkeit und liebte die Unabhängigkeit. Sein Interesse an religiösen Fragen erlosch darum nicht,

ist zeitlebens nicht erloschen, nur daß Lessing nicht mehr mit der Einfalt seines frommen Glaubens von ehedem an ihre Lösung heranging. Schon früh begann er — nach seinem eignen Zeugnis — „klüglich zu zweifeln“ und bekannte sich, wie mitgeteilt, als zwanzigjähriger Jüngling zu der Überzeugung, daß die christliche Religion kein Werk sei, das man von seinen Eltern auf Treue und Glauben annehmen solle (Brief an den Vater vom 30. Mai 1749). Die religiösen Kämpfe, von denen das achtzehnte Jahrhundert laut widerhallte, gingen an seiner empfänglichen Seele nicht spurlos vorüber. Der Umgang mit Mylius in Leipzig, das Vorbild Voltaires in Berlin und das Studium Bayles verleugneten sich nicht in seiner geistigen Entwickelung.

Er las die theologischen Schriften, welche in jene Kämpfe eingriffen, prüfte sie und suchte dadurch zur Klarheit in seinem Glauben zu kommen. Aber — wie er später mitteilt — je bündiger ihm der eine das Christentum mitteilen wollte, desto mehr geriet er in Zweifel; je mutwilliger und triumphierender es der andre zu Boden treten wollte, desto geneigter fühlte er sich, es wenigstens in seinem Herzen aufrecht zu erhalten. Er erkannte, daß der deutsche Protestantismus seit Luther zu mannigfache Wandlungen durchgemacht hatte, um mit dem zur Zeit des Reformators identifiziert werden zu können. Zwar war der knechtische Autoritätsglauben, mit dem ein in Dogmen verknöcherter rechthaberischer Orthodoxismus bald nach Luthers Tod die Glaubenswärme und den schöpferischen Geist des protestantischen Prinzips gebunden hatte, arg erschüttert worden. Der Dreißigjährige Krieg hatte nicht umsonst seine Lehren der Zeit mit Blut ins Gewissen geschrieben. Eine versöhnlichere Stimmung bemächtigte sich der religiösen Gemüter; man hatte der Streitigkeiten nachgerade genug. Der auf Verinnerlichung des religiösen Lebens zielende Pietismus Speners (1635—1705) machte mit der stillen Kraft, welche der wahren

Liebe nun einmal inne wohnt, dem verstandesdürren Dogmatismus Rang und Raum streitig: das Christentum sollte das Gemüt erbauen, den Willen veredeln und zu guten Taten anfeuern. Die von Zinzendorf (1700—1760) gegründete Herrnhuter Brüdergemeinde, welche eine ähnliche Verlebendigung christlichen Glaubenslebens anstrebte, trug dem vielfach erklungenen Rufe nach Duldung, Frieden und Einigkeit der Protestanten insofern Rechnung, als der Graf den verschiedenen protestantischen Bekenntnissen, die auf dem mährischen, lutherischen und reformierten Lehrbegriff beruhten, die Aufnahme in seine Gemeinde gestattete. Ward durch diese religiösen Bewegungen auf friedlichem Wege dem Orthodoxismus manche Lebenswurzel abgegraben, so wurden ihm wuchtigere Schläge von der Philosophie versetzt. Leibniz (1646—1716) und sein großer Schüler Christian v. Wolf (1679—1754) traten auf. Die Offenbarung in der Theologie wurde geachtet, die Vernunft dabei aber nicht — wie bisher — mißachtet. Sie meinten, daß diejenigen theologischen Lehren, welche unsre Vernunft nicht begreife, deshalb noch nicht widervernünftig oder unvernünftig seien. „Vernunft und Offenbarung sollten daher," wie Eduard Zeller in seiner hier mehrfach verwerteten lichtvollen Abhandlung über „Lessing als Theologe" („Vorträge und Abhandlungen" 2. Sammlung) schreibt, „nach der Meinung unsrer Philosophen in dem Verhältnis stehen, daß uns zuerst die Vernunft über das Dasein, die Eigenschaften, die Vorsehung Gottes, über unsre allgemeinen Religionspflichten und unsre zukünftige Bestimmung belehre und sodann die Offenbarung zu diesen Überzeugungen noch die Kenntnis weitrer Lehren und Tatsachen hinzufüge, welche der Vernunft zwar nicht widersprechen, auf welche sie aber durch sich selbst nicht hätte kommen können." Leibniz und Wolf, welcher die Lehren seines Meisters weiter ausführte und in deutscher Sprache größern Kreisen mitteilbarer machte, verlangten des-

halb von der Wissenschaft die Herbeiführung klarer und deutlicher Vorstellungen, Bildung begriffsmäßiger Urteile und Ableitung richtiger Schlüsse daraus. Die Folge war, wie Zellers Gedankengang dartut, daß notwendig ein Zusammenstoß zwischen der alten und der neuen Lehre, zwischen dem Übervernünftigen und dem Vernünftigen erfolgen mußte: der menschliche Geist, welcher sich an der Leibniz-Wolfischen Philosophie gebildet, mußte sich von all dem abwenden, was er nicht klar und deutlich sich vorstellen, was er nicht begreifen und beweisen konnte. Glaubenssätze übersinnlichen Inhalts wurden, weil sie der menschlichen Vernunft widersprachen, entweder abgelehnt oder aber durch Umwandlung dem menschlichen Begriffsvermögen angepaßt. Eine weitre, freilich von Leibniz und Wolf nicht beabsichtigte Folge war die, daß sich zwischen der natürlichen und der geoffenbarten Religion mehr und mehr ein tiefer Gegensatz bildete. Ihre Philosophie ward die Wiege des Rationalismus, der Aufklärung. Von England, dem Vaterlande eines Locke, kam der Deismus diesem Gärungsprozeß in Deutschland zu Hilfe. Seine Stimmführer erschütterten den Kirchenglauben und lehrten, das natürliche Gottesbewußtsein und Gewissen sei hinreichende und vollkommene Religion. Toland ging in seinem „Christentum ohne Geheimnisse" scharf gegen die Echtheit der neutestamentlichen Schriften und gegen jeden positiven Glauben vor. Tindal erkannte in dem Christentum die von jüdischen Beimengseln gereinigte Vernunftreligion der Urwelt; Woolston erblickte in den Wundern Jesu Allegorien; Morgan hielt alles Geschichtliche des Christentums für Priestertrug. In Frankreich eroberte sich die Aufklärung unter Voltaire und Genossen zahlreiche Anhänger. Die historische Forschung lieh diesem Kampfe zwischen Denken und Glauben ihre Waffen zu Gunsten der Vernunft. Der Rationalismus gewann an Boden und ward die herrschende Richtung der Zeit. Leute wie Siegmund Jakob Baumgarten, Johann

August Ernesti und Johann David Michaelis nahmen noch einen gemäßigt freien Standpunkt ein: die Bibel war ihnen als die Urkunde göttlicher Offenbarung heilig. Während Baumgarten aber aus Feigheit seine freiere Ansicht über christliche Glaubenslehre in seinen Vorlesungen und Schriften unterschlug, legten die beiden andern an die Bibel den Maßstab historischer Kritik. Johann Salomo Semler (1725—1791), wie Michaelis ein Schüler Baumgartens, ward mit seiner vierbändigen „Abhandlung von freier Untersuchung des Kanon" der Vater der historisch-biblischen Kritik. Er trat für die Freiheit der theologischen Forschung ein, behauptete, die christliche Religion sei nicht die Bibel, einzelne Bücher dieser Sammlung seien von ungleichem Werte für die Erkenntnis und Erfassung der Heilswahrheiten. Christgläubig sei, wer an Christum als befreienden Heiland glaube. Religion und Theologie seien nicht dasselbe; die Dogmen seien geworden; die Schriften der Apostel seien menschlichen Ursprungs; die Bibel enthalte manches, was nicht göttliche Offenbarung sei. Wie Semler, so erkannten auch die Berliner Freidenker — beispielsweise Sack († 1786) und Spalding († 1804), sowie der im vierzehnten Kapitel erwähnte Abt und Hofprediger Joh. Friedr. Wilh. Jerusalem in Braunschweig († 1789) — in der moralischen Wirkung des Christentums seinen Kerngehalt; das Christentum sollte den Menschen sittlich läutern. Noch andre verneinten jegliche Offenbarung. Der bedeutsamste Vertreter dieser Richtung ist Reimarus.

Lessings interessierten Geist ließen diese Fragen nicht unberührt. Für die Erkenntnis seines religiösen Denkens und Empfindens um 1750 von Belang sind seine „Gedanken über die Herrnhuter". Darin finden sich die markanten Sätze: „Der Mensch ward zum Tun und nicht zum Vernünfteln geschaffen"; „ich betrachte hier Christum nur als einen von Gott erleuchteten Lehrer." — „Das erste Jahrhundert war so glück-

lich, Leute zu sehen, die in der strengsten Tugend einhergingen, die Gott in allen ihren Handlungen lobten, die ihm auch für das schmählichste Unglück dankten, die sich um die Wette bestrebten, die Wahrheit mit ihrem Blute zu versiegeln. Allein sobald man müde wurde, sie zu verfolgen, sobald wurden die Christen müde, tugendhaft zu sein. Sie bekamen nach und nach die Oberhand und glaubten, daß sie nun zu nichts weniger als zu ihrer ersten heiligen Lebensart verbunden wären . . . Solange die Kirche Krieg hatte, solange war sie bedacht, durch ein unsträfliches und wunderbares Leben ihrer Religion diejenige Schärfe zu geben, der wenig Feinde zu widerstehen fähig sind. Sobald sie Friede bekam, sobald fiel sie darauf, ihre Religion auszuschmücken, ihre Lehrsätze in eine gewisse Ordnung zu bringen und die göttliche Wahrheit mit menschlichen Beweisen zu unterstützen." Das ausübende Christentum habe von Tag zu Tag abgenommen, das beschauende sei unterdessen durch phantastische Grillen und menschliche Erweiterungen zu einer Höhe gestiegen, zu welcher der Aberglaube noch nie eine Religion gebracht habe. Und jetzt, sagt Lessing am Schluß seiner Übersicht, jetzt, wo man eine so vortreffliche Zusammensetzung von Gottesgelahrtheit und Weltweisheit gemacht habe, jetzt, wo man Glauben durch Beweise erzwingen und Beweise durch den Glauben unterstützen wolle, sei durch diese verkehrte Art, das Christentum zu lehren, ein wahrer Christ weit seltner als in den dunkeln Zeiten geworden. „Der Erkenntnis nach sind wir Engel und dem Leben nach Teufel." — Das alles sind Sätze, die, selbst wenn man in Betracht zieht, daß die Jugend radikaler denkt, als das Alter, doch zeigen, daß Lessing nicht mehr auf dem Boden des positiven Christentums steht.

Ein Denker wie Lessing mußte notwendig dazu kommen, die Freiheit des Forschens und Prüfens auch auf die Geschichte der Religion auszudehnen. In seinen Rettungen findet sich diese Forderung auch ausgesprochen: „Was ist nötiger,

als sich von seinem Glauben zu überzeugen und was ist unmöglicher als Überzeugung ohne vorhergegangene Prüfung? Man sage nicht, daß die Prüfung seiner eignen Religion schon zureiche. Man bediene sich des Gleichnisses nicht, daß, wenn man einmal den rechten Weg wisse, man sich nicht um die Irrwege zu bekümmern brauche. Man lernt nicht diese durch jenen, sondern jenen durch diese kennen." Das sind Gedanken, die, ausgereift, zum „Nathan" führten.

Einen Markstein in dem künstlerischen Werdegang Lessings bezeichnet die Breslauer Zeit; auch in seiner religiösen und philosophischen Entwicklung. Er studierte hier eifrig die Kirchenväter und — wie man von dem Breslauer Schulmann Klose weiß — den Spinoza. Dieser Philosoph und Leibniz zwangen ihn in ihre Gedankenwelt und haben ihn nachhaltig beeinflußt. Leibniz war ihm der „große Mann", der, „wenn es nach mir ginge, nicht eine Zeile vergebens müßte geschrieben haben." Im Sinne dieses Philosophen ist es, wenn Lessing beispielsweise in seinem vierten „Anti-Goeze" die letzte Absicht des Christentums nicht in unsrer Seligkeit erkennt, sie möge herkommen, woher sie wolle, sondern in unsrer Seligkeit vermittelst unsrer Erleuchtung, welche Erleuchtung nicht bloß als Bedingung, sondern als Ingrediens zur Seligkeit notwendig sei. Im Banne dieses Philosophen schrieb Lessing sein „Christentum der Vernunft". In seinen Paragraphen „Über die Entstehung der geoffenbarten Religion" liest man: „Einen Gott erkennen, sich die würdigsten Begriffe von ihm zu machen suchen, auf diese würdigsten Begriffe bei allen unsern Handlungen und Gedanken Rücksicht nehmen, ist der vollständigste Inbegriff aller natürlichen Religion"; ferner: „Alle positiven und geoffenbarten Religionen sind folglich gleich wahr und gleich falsch", sowie zum Schluß: „Die beste geoffenbarte oder positive Religion ist die, welche die wenigsten konventionellen Zusätze zur natürlichen Religion enthält, die

guten Wirkungen der natürlichen Religion am wenigsten einschränkt".

Was Lessings religiöse Haltung von Anfang an auszeichnet, ist seine Selbständigkeit im Denken und sein tief bohrender Ernst, um über diese wichtige Lebensfrage mit sich ins klare zu kommen. „Dieser Untersuchung, sage ich zu mir selbst, unterziehe dich als ein ehrlicher Mann!" schreibt er am Schluß der Einleitung zu dem Aufsatz „Von der Art und Weise der Fortpflanzung und Ausbreitung der christlichen Religion". „Sieh überall mit deinen eignen Augen! Verunstalte nichts, beschönige nichts! Wie die Folgerungen fließen, so laß sie fließen! Hemme ihren Strom nicht, lenke ihn nicht!"

Lessing sollte in Wolfenbüttel Veranlassung haben, dieses Prinzip von neuem praktisch zu betätigen.

Von seiner schriftstellerischen Tätigkeit, nachdem er in die ehemalige Welfenresidenz übergesiedelt war, ist außer der „Emilia Galotti", zunächst eine Ausgabe seiner „Vermischten Schriften" zu erwähnen. „Kritische Alfanzereien", „der alte, verlegene Bettel," nennt er sie wegwerfend in Briefen. Aber noch nicht einmal der zweite Band davon erschien zu seinen Lebzeiten. Der erste brachte als wertvolle Zugabe die „Zerstreuten Anmerkungen über das Epigramm und einige der vornehmsten Epigrammatisten." Größere Bedeutung hatte das Erscheinen einer andern Schrift.

Es ist begreiflich, daß Lessing, nachdem er das Bibliothekariat übernommen hatte, den Wunsch hegte, sich der Welt als geeignet für dieses Amt zu erweisen. Das Glück begünstigte ihn. Um dem ihm befreundeten Konrad Arnold Schmid, dem Schwiegervater Eschenburgs, bei gewissen Nachforschungen behilflich zu sein, nahm Lessing eine Prüfung der theologischen Handschriften seiner Bibliothek vor. Dabei stieß er auf einen prächtigen Fund. Er entdeckte eine bis dahin

verloren geglaubte Schrift des Berengarius von Tours († 1088). Dieser, ein Zeitgenosse Abälards, hatte das Transsubstantiationsdogma geleugnet, wonach beim Abendmahl sich unter der Wirkung der Einsegnung die Substanz des Brotes und Weines in die Substanz des Leibes und Blutes Christi verwandelt. Berengar verteidigt sich in diesem Traktat gegen eine Schrift des Erzbischofs Lanfranc von Canterbury, seines schlimmen Gegners. Man hatte von dem Vorhandensein dieser Schrift so wenig Kenntnis, daß allgemein die Ansicht herrschte, Berengar sei durch Lanfrancs Auslassungen zum Schweigen genötigt worden. Und nun kam Lessing mit seiner Veröffentlichung des ausgegrabenen „Berengarius Turonensis" (1770), dessen Ankündigung dem alternden Vater noch eine letzte Freude bereitete, und zeigte der aufhorchenden Mitwelt, daß der „Ketzer" auf seinem Standpunkt beharrt habe. Besonders überraschte diese Schrift dadurch, daß, wie Lessing an den Vater schrieb (27. Juli 1770), sie nachweise, Berengar habe vollkommen den nachherigen Lehrbegriff Luthers von dem Abendmahl gehabt. Luther hat jedoch in Berengar einen Vorläufer Zwinglis gesehen. Die neuere Forschung hat zwar ergeben, daß Lessing sich hier irrt; damals aber erregte dieser Fund, welcher Lessing wieder einmal Gelegenheit zu einer „Rettung" gab, — er habe bei deren Niederschrift von allen seinen Büchern das meiste Vergnügen gehabt und die Zeit sei ihm am wenigsten lang geworden, teilte er Nicolai mit — großes Aufsehen. Im Lager der strengen Lutheraner herrschte eitel Freude darüber. An Eva König, die sich damals in Wien aufhielt, schrieb Lessing (25. Okt. 1770), in dem nächsten Wiener Verzeichnis von verbotenen Büchern werde sie den Titel seines Berengar wohl angezeigt finden. „Sie glauben nicht, in was für einen lieblichen Geruch von Rechtgläubigkeit ich mich dagegen bei unsern lutherischen Theologen gesetzt habe. Machen Sie sich nur gefaßt, mich für nichts Geringeres

als für eine Stütze unsrer Kirche ausgeschrieen zu hören. Ob mich das aber so recht kleiden möchte, und ob ich das gute Lob nicht bald wieder verlieren dürfte, das wird die Zeit lehren." Heyne schrieb aus Göttingen (9. Dez. 1770), es müsse Lessing sehr kirr deuchten, sich von Orthodoxen gesegnet zu sehen. Ernesti in Leipzig führte — wie Karl Lessing seinem Bruder mitteilt (4. Juni 1771) — in seinen Vorlesungen den Wolfenbüttler Herausgeber als Beispiel an, daß, wenn man klassische Studien gründlich verstehe, man alles in der Welt mit Ehren gründlich behandeln könne; er wollte Lessing zum Doktor der Theologie machen, wenn er nach Leipzig käme.

Lessing schritt auf dem betretenen Wege fort, der freilich nicht in die Kreise der Orthodoxen münden sollte. 1773 erschien: „Zur Geschichte und Literatur. Aus den Schätzen der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel." Unter den ersten zwei Beiträgen befanden sich die Aufsätze über „Leibniz von den ewigen Strafen" und „Des Andreas Wissowatius Einwürfe wider die Dreieinigkeit", die deshalb aus den übrigen hervorgehoben seien, weil sie auf das große Ziel Lessings hinleiten, das durch den Namen Reimarus angedeutet ist. In der ersten Abhandlung über Leibniz verteidigt Lessing dessen Lehre von der Ewigkeit der Höllenstrafen gegen den Altdorfer Professor Ernst Soner, in der zweiten das Dogma von der Dreieinigkeit gegen Andreas Wiszowaty (Wissowatius), mütterlicherseits Enkel des Faustus Socinus. Beide Abhandlungen, über welche Lessings freidenkende Freunde verwundert den Kopf schüttelten, können aber nicht als Beweise für Lessings religiöse Rechtgläubigkeit betrachtet werden. Zeller urteilt: „Die biblische und kirchliche Lehre wird hier von ihm in einem ihr selbst durchaus fremden Sinn umgedeutet. An die Stelle der himmlischen Seligkeit und der höllischen Verdammnis treten die natürlichen Wir-

kungen unsrer guten und schlechten Handlungen, und die Ewigkeit der Höllenstrafen wird darin gefunden, daß sich diese Wirkungen, wie alles, was einmal in den Naturzusammenhang eingetreten ist, in ihren Folgen auf alle Zukunft forterstrecken."

Schon der nächste Beitrag (1774) zeigte, in welchem Sinne Lessing „den Orthodoxen die Cour machte." Als wichtigste Stücke brachte er den Aufsatz „Von Adam Neusern, einige authentische Nachrichten" und als pièce de résistance „Die Fragmente eines Ungenannten. Von Duldung der Deisten." Adam Neuser, ein Süddeutscher, der im 16. Jahrhundert lebte, war vom lutherischen zum reformierten Glauben übergetreten. Der unruhige Geist dieses Predigers an der Peterskirche in Heidelberg verstrickte sich in schwere religiöse Zweifel; ihm kamen sogar Bedenken über die Dreieinigkeitslehre und die Echtheit der göttlichen Person Christi. Derartige Zweifel galten dem damals herrschenden Zeitbewußtsein gemäß als Todsünde. Die Theologen am pfälzischen Hofe drangen auch auf Bestrafung Neusers; in welchem Sinne, war bekannt. Denn der unglückliche Michael Servet, welcher 1531 sein Buch über die Irrtümer der Dreieinigkeit erscheinen ließ, weshalb der Straßburger Reformator Martin Bucer meinte, der Verfasser „sei würdig, daß man ihm die Eingeweide aus dem Leibe reiße," wurde auf Betreiben des finstern Calvin den Henkersknechten ausgeliefert. Dem Heidelberger drohte ein ähnliches Schicksal. Er entkam aber und ward auf seinen Irrfahrten nach Konstantinopel verschlagen, wo er zum Islam übertrat. Über Adam Neuser waren, bevor Lessing seine „authentischen Nachrichten" veröffentlichte, die schlimmsten Mitteilungen verbreitet, welche diesen Unglücklichen als einen Abtrünnigen, Trunkenbold, Heuchler, Sozinianer, Wollüstling, Atheisten, Gottverfluchten brandmarkten, so zu lesen in Christian Gott-

lieb Jöchers vierbändigem „Allgemeinem Gelehrten-Lexikon" (1750—1751). „Doch Jöcher ist ein gar zu elender Kompilator," sagt Lessing. Der Wolfenbüttler Bibliothekar fand unter den ihm anvertrauten Schätzen einen Brief Adam Neusers und veröffentlichte ihn zur Rechtfertigung des Unglücklichen, „den man aus der Christenheit hinausverfolgt hat." „Schlimm ist es," klagt Lessing, dessen Lust zu „retten" durch die „Wüterei gegen Irrende", durch „blutdürstige Bedenken gehässiger Theologen" mächtig angestachelt wurde, „daß nach zweihundert Jahren ich der erste sein muß, der einem unglücklichen Manne bei der Nachwelt Gehör verschafft." Lessing entschuldigt nicht die persönlichen Fehltritte Neusers — er verurteilt beispielsweise unumwunden seinen Abfall vom Christentum — er bekämpft hier das System der damaligen Zeit, welches einem Menschen das Recht der freien Überzeugung nahm.

Die Forderung der Toleranz war auch die Absicht Lessings, als er die „Fragmente eines Ungenannten" herausgab. Damit betrat Lessing einen Boden, auf dem er bis an sein Lebensende gerungen und gekämpft hat.

Der „Ungenannte", der Verfasser dieser Fragmente, war Hermann Samuel Reimarus (1694—1768). Er war in Hamburg geboren, hatte Theologie, Philosophie und Philologie studiert und war nach Rückkehr von einer Reise, die ihn durch England und Holland führte, Professor der orientalischen Sprachen am Gymnasium seiner Vaterstadt gewesen. Lessing war während seines Hamburger Aufenthaltes den Reimarern näher getreten, hatte in diesem geistig regsamen Kreise Claudius, Klopstock und Büsch getroffen und an Campe einen neuen Freund gewonnen. Ob er den alten kränkelnden Professor, der am 1. März 1768 starb, noch persönlich kennen gelernt, ist ungewiß. Mit dessen Kindern, dem Arzte Johann Albert Heinrich und der fünf Jahre jüngern Schwester Marga-

rete Elisabeth, ward Lessing in der Folge näher bekannt. In Elise gewann er eine verständnisvolle Freundin von hoher Geistesbegabung, klarem Urteil und gewandter Rede. Die Freundschaft der beiden beruhte nicht nur auf einer gewissen Übereinstimmung ihrer Geistesrichtung, sondern auch auf einem gleichen Zuge ihrer Herzen; ihre Sympathie füreinander nahm zuweilen eine wärmere Färbung als Freundschaft an. Schon 1769 stand Lessing zu den Nachkommen des Hamburger Gelehrten in trautem Verkehr. Er konnte die reichhaltige Bücher- und Handschriftensammlung des Verstorbenen benutzen, er bekam sogar Einblick in ein Manuskript des Professors, in die später so oft genannte „Apologie oder Schutzschrift für die vernünftigen Verehrer Gottes." Reimarus war als ein Mann von reinem Charakter geachtet und geehrt worden. Ursprünglich ein Schüler Wolfs, hatte er sich an den Schriften der englischen Deisten (Woolstons, Collins und Morgans), sowie an Bayle und Spinoza gebildet; auch die Werke eines Voltaire, Montesquieu, Maupertuis und d'Alembert, wie der Engländer Bolingbroke und Hume hatte er genau studiert. Die Spuren dieser Männer sind in der „Schutzschrift" zu erkennen. Diese enthält den kühnsten und gründlichsten Angriff auf das Christentum und die geoffenbarte Religion, der bis dahin gewagt wurde. Es kennzeichnet den Charakter und die milde Gesinnung des Verfassers, daß er bestimmte, diese Schrift sollte „als ein geheimer Schatz mit gewissenhafter Verschwiegenheit" so lange aufbewahrt werden, „bis es Gott gefalle, der vernünftigen Religion einen Weg zur öffentlichen ungekränkten Freiheit zu bahnen." Erst kurz vor seinem Tode hat Reimarus diese Schrift, ein Zeugnis seines wahrheitsuchenden Geistes und seiner „eignen Gemütsberuhigung," zum Abschluß gebracht. Sie blieb seinen Kindern ein teures Vermächtnis. „Sie mag im Verborgenen zum Gebrauch verständiger Freunde liegen bleiben," las Lessing in

dem Vorbericht dazu. Als er nach Wolfenbüttel übersiedelte, nahm er wichtige Teile der „Schutzschrift“ mit. Es muß dahin gestellt bleiben, ob er von dem Sohne, der schon mit Rücksicht auf seine noch lebende Mutter den Druck noch nicht wünschte, während die „Lichtfreundin“ Elise freier dachte, formell die Erlaubnis zur Veröffentlichung erhalten hat. Um sich nicht in den Fußangeln der Zensur zu verstricken, was sehr wahrscheinlich eingetreten wäre, wenn Lessing die Bruchstücke bei Voß in Berlin veröffentlicht hätte, so gab er, ein gewandter Taktiker, sie für Bestandteile der Wolfenbüttler Bibliothek aus; dafür genoß er die herzogliche Zensurfreiheit, wobei allerdings Voraussetzung war, daß „nichts der Religion und den Sitten Nachteiliges gedruckt werde.“ Den Namen des Verfassers mußte er mit Rücksicht auf die Familie verschweigen. Absichtlich lenkte er die Leser auf eine falsche Fährte, indem er den Namen des Aufklärers Johann Lorenz Schmidt, Verfassers des sogenannten lange unvollendet gebliebenen „Wertheimischen Bibelwerkes“, in den Vordergrund schob. Als trotzdem der Name Reimarus in der Öffentlichkeit durchzusickern begann, trat der Sohn entschieden gegen diese Annahme auf. Erst 1814 ward das Visier geöffnet. Die Handschrift vermachte der Sohn der Hamburger Stadtbibliothek; eine Abschrift davon erhielt die Göttinger Universitätsbibliothek.

Nachdem Lessing von seiner Absicht zurückgekommen war, das Ganze auf einmal erscheinen zu lassen, brachte er die einzelnen Teile nacheinander in den Druck. Er ging dabei ganz planmäßig vor: er begann mit dem zahmsten Beitrag und stieg dann zu den schärferen auf. 1774 erschien das erste „Fragment eines Ungenannten“: „Von Duldung der Deisten.“ Es hinterließ keine tieferen Spuren. Lessing mußte das Geheimfach seines Schreibtisches schon weiter öffnen, wollte er die Geister aus ihrer dumpfen Ruhe aufrütteln. Denn das war seine reine Absicht, die ihn zur Veröffentlichung der Frag-

mente anspornte: er wollte ein Lehrer der Christenheit sein, er wollte dem christlichen Bildungsideal ein neues Ferment zusetzen. Seine Tat entsprang auch hier dem Drange, die lautere Wahrheit zu erforschen. Er sah, wie die Unwahrheit das Gewissen so vieler „Denkenden, Weisen, Gelehrten" knebelte: sie sollten erwachen, sie sollten nachdenken. Er habe den Ungenannten — gesteht Lessing — darum in die Welt gezogen, weil er nicht länger mit ihm unter einem Dache wohnen wollte. „Uns, dachte ich, muß ein Dritter entweder näher zusammen oder weiter auseinander bringen, und dieser Dritte kann niemand als das Publikum sein." So trat Lessing auch hier in den Dienst der Menschheit.

Schon aus der eben mitgeteilten Stelle geht hervor, daß Lessings persönlicher Standpunkt den Fragmenten gegenüber ein selbständiger ist. Wie er bei den oben genannten Abhandlungen über Leibniz, Wissowatius und Neuser sich nicht zum Verfechter seines eignen Glaubensbekenntnisses machte, so wahrte er sich auch als Herausgeber der Fragmente seine Selbständigkeit. Er ist kein Deist, er ist auch kein Orthodoxer. Weder verwirft er alle Offenbarung, noch bekennt er sich blindlings zur Vernunftreligion; der Gegensatz zwischen Offenbarung und Vernunft erscheint ihm durchaus nicht unüberbrückbar. Seine Stellung zu den Religionsparteien seiner Zeit und seine Absicht bei der Herausgabe der Bruchstücke des Reimarus hat er scharf und klar in seinem Brief an Karl Lessing (2. Febr. 1774) bestimmt. Der Bruder verstünde sein (Gottholds) Betragen „in Ansehung der Orthodoxie sehr unrecht," schreibt der Herausgeber. „Ich sollte es der Welt nicht gönnen, daß man sie mehr aufzuklären suche? Ich sollte es nicht von Herzen wünschen, daß ein jeder über die Religion vernünftig denken möge? Ich würde mich verabscheuen, wenn ich selbst bei meinen Sudeleien einen andern Zweck hätte, als jene großen Absichten befördern zu helfen. Laß mir aber doch

nur meine eigne Art, wie ich dieses tun zu können glaube. Und was ist simpler als diese Art? Nicht das unreine Wasser, welches längst nicht mehr zu brauchen, will ich beibehalten wissen: ich will es nur nicht weggegossen wissen, als bis man weiß, woher reineres zu nehmen; ich will nur nicht, daß man es ohne Bedenken weggieße, und sollte man auch das Kind hernach in Mistjauche baden. Und was ist sie anders, unsre neumodische Theologie, gegen die Orthodoxie, als Mistjauche gegen unreines Wasser? Mit der Orthodoxie war man, Gott sei Dank, ziemlich zu Rande; man hatte zwischen ihr und der Philosophie eine Scheidewand gezogen, hinter welcher eine jede ihren Weg fortgehen konnte, ohne die andern zu hindern. Aber was tut man nun? Man reißt diese Scheidewand nieder und macht uns unter dem Vorwande, uns zu vernünftigen Christen zu machen, zu höchst unvernünftigen Philosophen. Ich bitte Dich, lieber Bruder, erkundige Dich doch nur nach diesem Punkte genauer, und siehe etwas weniger auf das, was unsre neuen Theologen verwerfen, als auf das, was sie dafür in die Stelle setzen wollen. Darin sind wir einig, daß unser altes Religionssystem falsch ist; aber das möchte ich nicht mit Dir sagen, daß es ein Flickwerk von Stümpern und Halbphilosophen sei. Ich weiß kein Ding in der Welt, an welchem sich der menschliche Scharfsinn mehr geübt und gezeigt hätte als an ihm. Flickwerk von Stümpern und Halbphilosophen ist das Religionssystem, welches man jetzt an die Stelle des alten setzen will, und mit weit mehr Einfluß auf Vernunft und Philosophie, als sich das alte anmaßt. Und doch verdenkst Du es mir, daß ich dies alte verteidige? Meines Nachbars Haus droht ihm den Einsturz. Wenn es mein Nachbar abtragen will, so will ich ihm redlich helfen. Aber er will es nicht abtragen, sondern er will es mit gänzlichem Ruin meines Hauses stützen und unterbauen. Das soll er bleiben lassen, oder ich werde mich seines einstürzenden Hauses so annehmen als meines eignen."

Die Herausgabe des zweiten Teils der Fragmente verzögerte sich. Die Werbung Lessings um Eva König, seine Südlandfahrt, sein verzehrendes Verlangen nach Aufbesserung seiner Stellung und endlich seine Heirat kamen dazwischen. 1777 erschien der vierte Wolfenbüttler Beitrag; er brachte „Ein Mehreres aus den Papieren des Ungenannten, die Offenbarung betreffend." Die hier mitgeteilten Fragmente wandten sich gegen die Verschreiung der Vernunft auf den Kanzeln, suchten die Unmöglichkeit einer Offenbarung, die alle Menschen glauben können, darzutun und wandten die kritischen Grundprinzipien des Verfassers auf einzelne Teile des Alten und des Neuen Testamentes an: es wurden die Widersprüche in der Erzählung des Durchgangs der Israeliten durch das Rote Meer, sowie in der Auferstehungsgeschichte erörtert. Wie dem ersten Fragment, so fügte Lessing auch diesen Bruchstücken eigne Bemerkungen, Gegensätze zu jenen, bei, aus denen hervorging, daß er mit der Grundanschauung des Verfassers nicht übereinstimmte.

Jetzt begann es im Blätterwald des theologischen Schrifttums sich zu regen. Die Fragmente wirkten auf die Meinung der Gebildeten wie einst Spinozas theologisch-politischer Traktat, wie nach Reimarus Strauß' „Leben Jesu." Das religiöse Bewußtsein der Zeit ward in seinen Tiefen aufgewühlt. Sollte eine ähnlich aufgeregte Zeit kommen, wie jene, da der thüringische Bauernsohn, ein Held voll Wehr und Waffen, seine wuchtigen Schläge gegen eine vermorschte Kirche führte? Feinde ringsum! Als einer der ersten, aber nicht der tüchtigsten rückte Johann Daniel Schumann, Lycealdirektor in Hannover, heran. Er zollte sowohl dem Ungenannten als einem „Mann von Kenntnissen", wie auch Lessing als dem „allgemein verehrten Herausgeber" ritterliche Achtung; in der Sache selbst aber stand er auf positivem Standpunkt. Lessing antwortete dem Besorgten in ebenso achtungsvollem Tone anonym in zwei

Abhandlungen: „Über den Beweis des Geistes und der Kraft“ und „Das Testament Johannis.“ Lessing führt in dem ersten Aufsatz (1777) aus, er leugne gar nicht, daß in Christo Weissagungen erfüllt worden seien, er leugne gar nicht, daß Christus Wunder getan, sondern er leugne, daß diese Wunder, seitdem ihre Wahrheit völlig aufgehört habe, durch noch gegenwärtig gangbare Wunder erwiesen zu werden, seitdem sie nichts als Nachrichten von Wundern seien, ihn zu dem geringsten Glauben an Christi anderweitige Lehren verbinden können und dürfen. „Zufällige Geschichtswahrheiten können der Beweis von notwendigen Vernunftwahrheiten nie werden.“ — Das „Testament Johannis“ (1777) enthält ein Gespräch zwischen Lessing und Schumann. Der reine versöhnende Grundton, auf den es gestimmt ist, heißt: „Kindlein, liebet einander!“ Diesem Worte nachleben, sei besser, als über christliche Glaubenssätze streiten; die Liebe sei die Grundwahrheit des Christentums.

Aus ähnlichem Holze wie Schumann war der Wolfenbüttler Superintendent Johann Heinrich Reß geschnitzt, der in seinem Gespräch „Die Auferstehungsgeschichte Jesu Christi“ die Auferstehung des Herrn verteidigte. Lessing antwortete darauf in seiner umfangreichen „Duplik“ (1778). In mildversöhnlichem Tone beginnt Lessing mit dem Satze: „Ich habe alle Achtung gegen den frommen Mann, der sich in seinem Gewissen verbunden gefühlt hat, die Auferstehungsgeschichte gegen das Fragment meines Ungenannten zu retten. Wir handeln alle nach dem Maße unsrer Einsichten und Kräfte, und es ist immer rührend, wenn auch der schwache, abgelebte Nestor sich dem ausfordernden Hektor stellen will, falls kein jüngrer und stärkrer Grieche mit ihm anzubinden sich getraut.“ Er (Lessing) richte niemand, um von niemand gerichtet zu sein. Aber er dürfe nicht vergessen, was er sich selbst schuldig sei. „Ich laufe Gefahr, daß meine Absicht verkannt und meine vorgeschlagnen Austräge gemißdeutet werden.“ Diesem Übel

wolle er vorzubeugen suchen. Gleich der erste Teil der „Duplik“*) enthält eine der bekanntesten Stellen aus den Schriften unsers Denkers, jene Worte, die durch Lessings Leben am treffendsten erläutert werden: „Nicht die Wahrheit, in deren Besitz irgend ein Mensch ist oder zu sein vermeint, sondern die aufrichtige Mühe, die er angewandt hat, hinter die Wahrheit zu kommen, macht den Wert des Menschen. Denn nicht durch den Besitz, sondern durch die Nachforschung der Wahrheit erweitern sich seine Kräfte, worin allein seine immer wachsende Vollkommenheit besteht. Der Besitz macht träge, ruhig, stolz. — Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit und in seiner Linken den einzigen immer regen Trieb nach Wahrheit, obschon mit dem Zusatze, mich immer und ewig zu irren, verschlossen hielte und spräche zu mir: ‚Wähle!‘ ich fiele ihm mit Demut in seine Linke und sagte: ‚Vater, gib! die reine Wahrheit ist ja doch nur für dich allein!‘“ Reß hatte in seiner anonymen Schrift die Widersprüche in den Erzählungen der Evangelisten über die Auferstehungsgeschichte zu rechtfertigen versucht. Lessing antwortete, indem er auf zehn Widersprüche kritisch-historisch eingeht, dem unbekannten Verfasser in seiner „Duplik“ und nennt ihn seinen „Nachbar.“ „Sollte er diese Benennung übel nehmen? Wie könnte ich in ihm einen Mann besser bezeichnen, mit dem ich gern in Ruh und Frieden leben möchte, als durch das Wort Nachbar.“ Diese sanfte Stimmung weicht aber mehr und mehr einer entgegengesetzten. Man merkt von einem Abschnitt zum nächsten, wie Lessings Blut mehr und mehr sich erhitzt. Heißt es einmal: „An Worten zwar, sich zu erklären, läßt es der Nachbar nicht fehlen“ oder: „Nachbar, Nachbar, Sie sind ein loser Schalk!“, so ruft

*) „Duplik, nicht Replik“, sagt Lessing. — Der Ungenannte war der erste Ankläger (der Evangelisten), dem Lessing in seinen Gegensätzen replizierte; zweiter Ankläger war Reß, dem er in dieser Verteidigungsschrift (juristisch: Duplik) antwortet.

Lessing ihm weiterhin mit fataler Beziehung zu: „Merken Sie sich doch, wenigstens aufs künftige, lieber Nachbar, daß nach dem Lügner kein Mensch unter der Sonne ein gutes Gedächtnis nötiger hat, als — der elende Ausleger!“ oder: „O Zeter! Der Mann ist schon wieder eingeschlafen. Nun so schlaf denn — und daß dich nie die Schande wecke, ein so alberner Kalumniant eines Evangelisten gewesen zu sein!“ Lessing war sich dieses Wechsels in seiner Stimmung bewußt. „Ich fühle es sehr wohl, daß mein Blut anders umfließt jetzt, da ich diese Duplik ende, als da ich sie anfing. Ich fing so ruhig an, . . . und ich ende so bewegt. . . Wenn der Mensch bei dem, was er deutlich für Mißhandlung der Vernunft und Schrift erkennt, nicht warm und teilnehmend werden darf, wenn und wo darf er es denn?“ Bestimmend auf Lessing, eine schärfere Tonart zu blasen, mag die vorwärts drängende Elise Reimarus, sowie die Schar der Gegner gewesen sein, welche dem kühnen Degen erwuchs. Sieht man von den Kleinern, von J. Lüderwald, G. C. Silberschlag ab, so ist, bevor der Kampf Lessings mit seinem erbittertsten Gegner geschildert wird, noch Fr. Wilhelm Mascho, Rektor aus Neu-Ruppin, damals Kinderlehrer in Hamburg, zu nennen, ein Mann, dessen Hetzereien auch einen weniger streitbaren Charakter als Lessing in Zorn gebracht hätten. Denn Mascho schleuderte unerhörte Behauptungen gegen Lessing in die Welt: „Die Judenschaft zu Amsterdam soll dem Herrn Lessing deswegen ein Geschenk von tausend Dukaten gemacht haben, weil er gewisse Fragmente eines Werkes herausgegeben, in welchen die jüdische Religion gerade am meisten gemißhandelt wird.“ Lessing hat diesen dunklen Ehrenmann im „Anti-Goeze“ etwas näher beleuchtet.

Nun trat aber ein Mann auf den Plan, ein knorriger Kämpe für den Orthodoxismus, ein „zorniger Priester“, gegen den Lessing mit der ganzen Bedeutung seiner Kampfnatur für die bedrohte Geistesfreiheit streiten mußte: Johann Melchior

Goeze. Er war als der Sohn eines Pastors 1717 in Halberstadt geboren und wirkte, nachdem er in Jena und Halle studiert und in Aschersleben, sowie in Magdeburg in geistlichen Ämtern tätig gewesen, seit 1755 als Hauptpastor an der St. Katharinenkirche in Hamburg. In diese Hochburg der Orthodoxie paßte der leidenschaftliche Glaubenseiferer. Er schleppe seine Leute an den Haaren gen Himmel, sagte Lichtenberg von Goeze, der, als Mensch von makellosem Lebenswandel, aus innerster Überzeugung für seine heißgeliebte lutherische Gotteskirche stritt. Sah er sie angetastet, so stellte er sich „vor den Riß" und packte mit derber Faust den Feind an. „Den Papst Hammoniens" nannte Klamer Schmidt ihn später nicht ohne Grund, und durch Deutschland machten die Verse in lateinischer Sprache die Runde:

„Alles in Hamburg erfüllt mit seinem Gezeter der Goeze,
Donnert mit heiserer Stimm', es dröhnet der Turm und die Kirche."

Unerbittlich in seiner Überzeugung trat dieser Zionswächter für das beharrende Prinzip des Protestantismus auf und verdammte jedwede freiere Regung der theologischen Forschung. Männer wie Basedow und Semler, Bahrdt und Alberti haben seinen schnaubenden Zorn empfunden. Wohl durfte Lessing später (11. Juli 1778) in einer Eingabe an den Herzog Karl sagen: „Ich bin von einem Mann angegriffen worden, von dem es genugsam bekannt ist, wie intolerant er gegen die unschuldigen Meinungen ist, sobald es nicht vollkommen seine Meinungen sind. Ich bin von ihm mit einer Wut angegriffen worden, gegen welche das Bitterste, was ich ihm noch zur Zeit geantwortet habe, nur Komplimente sind. Ich bin mit dieser Wut über Dinge von ihm angegriffen worden, die auf die Wahrheit der christlichen Religion gar keinen Einfluß haben, ob sie schon sonst von genugsamer Wichtigkeit sind, bei dieser Gelegenheit näher erörtert zu werden. Freilich stellt er diese Dinge so vor, als ob dadurch ‚die Religion in ihrem Grunde

erschüttert, lächerlich und verächtlich gemacht würde'; aber es ist nur seine Religion, die das zu besorgen hat, und wenigstens zwei Dritteile der Lutherschen Gottesgelehrten haben längst erklärt, daß sie mit seiner Religion nichts wollen zu schaffen haben."

Lessing hatte — wie erinnerlich sein wird — Goeze, der seit 1760 Senior des Ministeriums war, in Hamburg besucht und seine Büchersammlung und seine Rheinweine schätzen gelernt (siehe S. 281). Der theologische Feldzug zwischen den beiden begann im Dezember 1777. Er hatte eine Reihe Streitschriften zur Folge, die — soweit sie aus Lessings Feder stammen — Muster an logischer Schärfe, klarem Aufbau und plastischer Darstellung sind. Sie verschafften Goeze die wenig beneidenswerte Ehre, für alle Zukunft als der Typus eines in Dogmen verknöcherten Geistlichen und unduldsamen Glaubenseiferers zu gelten. Die ersten Fragmente hatten ihn in seiner Ruhe gelassen. Als aber 1777 weitere Bruchstücke erschienen, da begann er den Preßfeldzug in den „Freiwilligen Beiträgen", einem von Ziegra in Hamburg herausgegebenen Blatte, das unter dem Namen der „schwarzen Zeitung" berüchtigt war. Anfangs schrieb Goeze ganz objektiv; Lessings Name ward nirgends genannt. Im zweiten Aufsatz aber, in welcher die erwähnte Schrift des Reß angezeigt ward, erfolgte ein heftiger Angriff gegen Lessing, der, wie es da hieß, „sich zum Pflegevater der von dem Verfasser der Fragmente hinterlassenen Mißgeburt aufgeworfen habe." Lessing erfuhr von dem ersten Artikel durch Eschenburg zu der Zeit, als er, bis ins Lebensmark getroffen, an dem Schmerzenslager Evas stand, das ihr Sterbebett werden sollte. Gegen Ostern 1778 erschienen Goezes Artikel, die um weitere vermehrt waren, in der Schrift: „Etwas Vorläufiges gegen des Herrn Hofrat Lessing mittelbare und unmittelbare feindselige Angriffe auf unsre allerheiligste Religion und den einzigen Lehrgrund derselben, die Heilige Schrift."

Lessing antwortete auf den ersten, in der „schwarzen Zeitung“ erschienenen Goezeschen Artikel in seiner „Parabel. Nebst einer kleinen Bitte und einem eventualen Absagungsschreiben an den Herrn Pastor Goeze in Hamburg.“ In der deutsamen „Parabel“, welche mit der berühmten Parabel im „Nathan“ verwandte Tendenz besitzt, spricht Lessing in friedlichem Sinne von einem unermeßlich umfangreichen, äußerst zweckmäßig eingerichteten Königspalast, der wenig Fenster, aber desto mehr Türen und Tore hatte. Licht empfing er von oben. Man begriff aber nicht die weise Einrichtung, daß man auf dem kürzesten und unfehlbarsten Wege gerade dahin gelangen konnte, wo man bedurft wurde. So entstand unter den vermeinten Kennern mancherlei Streit, dessen Hitze noch stieg, als man verschiedene alte Grundrisse fand, in denen allerlei schwer entzifferbare Worte und Zeichen vermerkt waren. Ein jeder erklärte sie sich nach eignem Gefallen. Nur wenige wollten von den Grundrissen nichts wissen, weil die gütigste Weisheit den Palast erfüllte. Da brach einst Feuer in dem Gebäude aus. Ein jeder, anstatt zur Löschung herbeizueilen, holte schleunigst den Grundriß, um — einer dem andern — rechthaberisch zu zeigen, wo der Palast vermutlich brenne. „Über diese geschäftigen Zänker hätte er denn auch wirklich abbrennen können, der Palast, wenn er gebrannt hätte.“ Aber man hatte ein Nordlicht für eine Feuersbrunst gehalten. — Der Sinn dieser Parabel, in welcher der Königspalast das Christentum ist, die Grundrisse die biblischen Urkunden, die Streitereien über die Grundrisse die Spaltungen innerhalb der Religion, das ungefährliche Nordlicht die Wolfenbüttler Fragmente sind und einer jener „Kenner von Architektur“ Goeze darstellt, ist leicht verständlich. — In der „Bitte“ betont Lessing den Unterschied zwischen einem Pastor und einem Bibliothekar; sie verhalten sich zu einander wie der Schäfer zum Kräuterkenner. Er verwahrt sich dagegen, daß zwischen seiner Absicht bei Heraus-

gabe der Fragmente und der Absicht des Ungenannten, als dieser sie schrieb, kein Unterschied gemacht werde. Seine eigentliche „Bitte" an den „ehrwürdigen Mann" geht dahin, Goeze möge die entstellende Behauptung zurücknehmen, daß Lessing mit dem Ungenannten dieselbe Meinung über die Bibel hege und gesagt habe, auf die Einwürfe gegen die Heilige Schrift lasse sich schlechterdings nichts antworten.

Inzwischen aber hatte Goeze seinen Feldzug gegen Lessing, und zwar in verschärfter Tonart, fortgesetzt. Da erließ Lessing sein „Absagungsschreiben", das kein „friedliches Blatt" mehr ist. Krieg! heißt jetzt die Losung. Kampfbefeuert strömt Lessings Seele hier Wahrheitsglut aus. Er wolle schlechterdings von Goeze nicht als ein Mann verschrieen werden, der es mit der lutherischen Kirche weniger gut meine als jener. „Sie, Herr Pastor, Sie hätten den allergeringsten Funken lutherischen Geistes?" — „Luther, du! — Großer, verkannter Mann! Und von niemand mehr verkannt als von den kurzsichtigen Starrköpfen, die, deine Pantoffeln in der Hand, den von dir gebahnten Weg schreiend, aber gleichgültig dahinschlendern! — Du hast uns von dem Joche der Tradition erlöst, wer erlöst uns von dem unerträglichern Joch des Buchstabens! Wer bringt uns endlich ein Christentum, wie du es jetzt lehren würdest, wie es Christus selbst lehren würde!" — „Mann gegen Mann, nicht Sache gegen Sache zu schätzen, so war dieser Ungenannte des Gewichts, daß in aller Art von Gelehrsamkeit sieben Goeze nicht ein Siebenteil von ihm aufzuwägen vermögend sind." Mit einer schrillen Dissonanz endet das „Absagungsschreiben": „Schreiben Sie, Herr Pastor, und lassen Sie schreiben, soviel das Zeug halten will: ich schreibe auch."

Und er schrieb. Zunächst seine: „Axiomata, wenn es deren in dergleichen Dingen gibt." Die Religion sei selbst dann nicht gefährdet, wenn die Einwürfe des Ungenannten

gegen die Bibel nicht zu widerlegen wären. Die Sätze, welche Lessing „wider den Herrn Pastor Goeze in Hamburg“ aufrecht erhält, sind folgende zehn: Die Bibel enthält offenbar mehr, als zur Religion gehört. — Es ist bloße Hypothese, daß die Bibel in diesem Mehreren gleich unfehlbar sei. — Der Buchstabe ist nicht der Geist, und die Bibel ist nicht die Religion. — Folglich sind die Einwürfe gegen den Buchstaben und gegen die Bibel nicht eben auch Einwürfe gegen den Geist und gegen die Religion. — Auch war die Religion, ehe eine Bibel war. — Das Christentum war, ehe Evangelisten und Apostel geschrieben hatten. Es verlief eine geraume Zeit, ehe der erste von ihnen schrieb, und eine sehr beträchtliche, ehe der ganze Kanon zustande kam. — Es mag also von diesen Schriften noch so viel abhangen, so kann doch unmöglich die ganze Wahrheit der christlichen Religion auf ihnen beruhen. — War ein Zeitraum, in welchem sie (die christliche Religion) bereits so ausgebreitet war, in welchem sie sich bereits so vieler Seelen bemächtigt hatte, und in welchem gleichwohl noch kein Buchstabe aus dem von ihr aufgezeichnet war, was bis auf uns gekommen ist, so muß es auch möglich sein, daß alles, was die Evangelisten und Apostel geschrieben haben, wiederum verloren ginge und die von ihnen gelehrte Religion doch bestünde. — Die Religion ist nicht wahr, weil die Evangelisten und Apostel sie lehrten, sondern sie lehrten sie, weil sie wahr ist. — Aus ihrer innern Wahrheit müssen die schriftlichen Überlieferungen erklärt werden, und alle schriftlichen Überlieferungen können ihr keine innere Wahrheit geben, wenn sie keine hat. — An Gedankentiefe und Lebendigkeit der Darstellung, die stellenweise dramatische Spannung zeigt, übertreffen die „Axiomata“ die voraufgegangenen antigoezischen Schriften Lessings. Nur eine Probe daraus. Goeze hatte die Frage rundweg verneint, ob wohl eine Spur von dem, was Christus getan und gelehrt, in der

Welt übrig geblieben sein würde, wenn die neutestamentlichen Bücher nicht geschrieben und bis auf uns gekommen wären. Lessing, entsetzt über einen solchen finstern Glauben, erwidert: „Gott behüte mich, jemals so klein von Christi Lehren zu denken, daß ich diese Frage so geradezu mit Nein zu beantworten wagte! Nein, dieses Nein spräche ich nicht nach, und wenn es mir ein Engel vom Himmel vorsagte! Geschweige, da es mir nur ein Lutherischer Pastor in den Mund legen will. — Alles, was in der Welt geschieht, ließe Spuren in der Welt zurück, ob sie der Mensch gleich nicht immer nachweisen kann, und nur deine Lehren, göttlicher Menschenfreund, die du nicht aufzuschreiben, die du zu predigen befahlest, wenn sie auch nur wären gepredigt worden, sollten nichts, gar nichts gewirkt haben, woraus sich ihr Ursprung erkennen ließe? Deine Worte sollten erst, in tote Buchstaben verwandelt, Worte des Lebens geworden sein? Sind die Bücher der einzige Weg, die Menschen zu erleuchten und zu bessern? Ist mündliche Überlieferung nichts? Und wenn mündliche Überlieferung tausend vorsätzlichen und unvorsätzlichen Verfälschungen unterworfen ist, sind es die Bücher nicht auch? Hätte Gott durch die nämliche Äußerung seiner unmittelbaren Gewalt ebensowohl die mündlichen Überlieferungen vor Verfälschungen bewahren können, als wir sagen, daß er die Bücher bewahrt hat? — O über den Mann, allmächtiger Gott! der ein Prediger deines Wortes sein will und so keck vorgibt, daß du, deine Absicht zu erreichen, nur den einzigen Weg gehabt, den du dir gefallen lassen, ihm kund zu machen! O über den Gottesgelehrten, der außer diesem einzigen Wege, den er sieht, alle andern Wege, weil er sie nicht sieht, platterdings leugnet! — Laß mich, gütiger Gott, nie so rechtgläubig werden, damit ich nie so vermessen werde!"

Die nächste Artikelserie, welche dieser theologische Waffengang hervorrief, sind die mehr persönlich gehaltenen elf Aufsätze

„Anti-Goeze“ (1778), vielfach stachlichte Dinger, funkelnd von Lessingscher Ironie, köstlich in ihrem überlegenen Spott und erfrischend durch ihren lebendigen Ton, der wirksam von der geschraubten Kanzelsprache seines pastoralen Gegners absticht. „Lieber Herr Pastor! Poltern Sie doch nicht so in den Tag hinein! ich bitte Sie,“ eröffnet Lessing, halb grob, halb höflich, den erbarmungslosen Vernichtungskampf. „Überschreien können Sie mich alle acht Tage; Sie wissen, wo. Überschreiben sollen Sie mich gewiß nicht.“ „Ganz in Luthers Geiste“ sei es „von diesem Lutherischen Pastor“ gedacht, daß er den Reichshofrat zu einem Schritte gern verhetzen möchte, der uns vor zweihundertfünfzig Jahren um alle Reformation gebracht hätte, wäre er ernstlich unternommen worden. Denn der von Goeze so heißverehrte Luther habe, als er an die Bibelübersetzung ging, eigenmächtig gegen eine von der Kirche angenommene Wahrheit gearbeitet, nämlich gegen die, daß es besser sei, wenn die Bibel von dem gemeinen Manne in seiner Sprache nicht gelesen werde. Abermals, wie in seinem „Absagungsschreiben“, charakterisiert Lessing das wahre und das falsche Luthertum: „Der wahre Lutheraner will nicht bei Luthers Schriften, er will bei Luthers Geist geschützt sein; und Luthers Geist erfordert schlechterdings, daß man keinen Menschen in der Erkenntnis der Wahrheit nach seinem eignen Gutdünken fortzugehen hindern muß. Aber man hindert alle daran, wenn man auch nur einem verbieten will, seinen Fortgang in der Erkenntnis andern mitzuteilen. Denn ohne diese Mitteilung im einzeln ist kein Fortgang im ganzen möglich. — Herr Pastor, wenn Sie es dahin bringen, daß unsre Lutherschen Pastores unsre Päpste werden; — daß diese uns vorschreiben können, wo wir aufhören sollen, in der Schrift zu forschen; — daß diese unserm Forschen, der Mitteilung unsers Erforschten Schranken setzen dürfen: so bin ich der erste, der die Päpstchen wieder mit dem Papste vertauscht.“

Ferner: Goeze hatte von der Höhe seiner Kanzelberedsamkeit herab geschrieben („Etwas Vorläufiges" V): „Gleich anfangs übertrifft Herr Lessing sich selbst in der Kunst, schwachen Lesern durch Bilder über Bilder einen blauen Dunst vorzumachen und ihnen gefärbte Brillen aufzusetzen." Goeze hatte ferner gesagt, die Theaterlogik und die Logik, welche in theologischen Streitigkeiten gebraucht werden muß, seien himmelweit verschieden. In der Theaterlogik sei Lessing ein großer Meister, aber er habe sie auf ein ganz andres Gebiet übertragen und habe auch das Vergnügen gehabt, „daß die Witzlinge und alle diejenigen, welche schon lange gewünscht haben, daß der Heilige in Israel bei uns aufhören möchte," ihm zugejauchzt und mit Händeklatschen empfangen hätten. Darauf Lessing: „Jeder Mensch hat seinen eignen Stil, sowie seine eigne Nase; und es ist weder artig noch christlich, einen ehrlichen Mann mit seiner Nase zum besten zu haben, wenn sie auch noch so sonderbar ist. Was kann ich dafür, daß ich nun einmal keinen andern Stil habe? Daß ich ihn nicht erkünstle, bin ich mir bewußt. Auch bin ich mir bewußt, daß er gewöhnlich dann die ungewöhnlichsten Kaskaden zu machen geneigt ist, wenn ich der Sache am reifsten nachgedacht habe. Er spielt mit der Materie oft um so mutwilliger, je mehr ich erst durch kaltes Nachdenken derselben mächtig zu werden gesucht habe. Es kommt wenig darauf an, wie wir schreiben, aber viel, wie wir denken . . . Wie lächerlich, die Tiefe einer Wunde nicht dem scharfen, sondern dem blanken Schwerte zuschreiben! Wie lächerlich also auch, die Überlegenheit, welche die Wahrheit einem Gegner über uns gibt, einem blendenden Stil desselben zuschreiben! Ich kenne keinen blendenden Stil, der seinen Glanz nicht von der Wahrheit mehr oder weniger entlehnt. Wahrheit allein gibt echten Glanz und muß auch bei Spotterei und Posse, wenigstens als Folie, unterliegen. Also von der, von der Wahrheit lassen

Sie uns sprechen und nicht vom Stil!" — Ferner: „Mein Stil ist nicht meine Logik . . . Wer Logik in einer Komödie zeigt, dem würde sie gewiß auch zu einer Predigt nicht entstehen; so wie der, dem sie in einer Predigt mangelt, nimmermehr mit ihrer Hilfe auch nur eine erträgliche Komödie zustande bringen würde, und wenn er der unerschöpflichste Spaßvogel unter der Sonne wäre. Glauben Sie, daß Pater Abraham [a Sancta Clara] gute Komödien gemacht hätte? Gewiß nicht; denn seine Predigten sind allzu elend. Aber wer zweifelt wohl, daß Molière und Shakespeare vortreffliche Predigten gemacht und gehalten hätten, wenn sie anstatt des Theaters die Kanzel hätten besteigen wollen?" — „Doch wozu alles dieses Geschwätz?" ruft Lessing unmutig aus. „Was gehen mich jetzt die Armseligkeiten des Stils und des Theaters an, jetzt, da ein so schreckliches Halsgericht über mich verhangen wird? — Da steht er, mein unbarmherziger Ankläger, und wiehert Blut und Verdammung, und ich einfältiger Tropf stehe bei ihm und lese ihm ruhig die Federn vom Kleide." Zum Schluß des zweiten „Anti-Goeze" schreibt Lessing mit schneidendem Hohn: „Jetzt ist mein Bogen voll, und mehr als einen Bogen sollen Sie auf einmal von mir nicht erhalten. Es ist erlaubt, Ihnen den Eimer faulen Wassers, in welchem Sie mich ersäufen wollen, tropfenweise auf den entblößten Scheitel fallen zu lassen."

Lessing habe die Fragmente drucken lassen und würde sie noch drucken lassen, wenn ihn auch aller Welt Goezen darüber in den tiefsten Abgrund verdammten. Der Gewinn komme allen guten Menschen zu statten, die Erleuchtung und Überzeugung lieben. Den Geistlichen aber, welche aus Sorge für ihr eignes Wohlergehen sich jedem erfrischenden Geisteswehen ängstlich entgegenstemmen, und jenen Heuchlern, denen die Religion ein Schutzmantel für ihr armseliges Ich ist, das von der Aufklärung der Massen eine Einbuße seiner Vorrechte

und Vorteile befürchtet, liest Lessing gehörig den Text: „O ihr Toren! die ihr den Sturmwind gern aus der Natur verbannen möchtet, weil er dort ein Schiff in die Sandbank vergräbt und hier ein andres am felsichten Ufer zerschmettert! — O ihr Heuchler! denn wir kennen euch. Nicht um diese unglücklichen Schiffe ist euch zu tun, ihr hättet sie denn versichert; euch ist lediglich um euer eignes Gärtchen zu tun, um eure eigne kleine Bequemlichkeit, kleine Ergötzung! Der böse Sturmwind! Da hat er euch ein Lusthäuschen abgedeckt, da die vollen Bäume zu sehr geschüttelt, da eure ganze kostbare Orangerie in sieben irdenen Töpfen umgeworfen. Was geht es euch an, wieviel Gutes der Sturmwind sonst in der Natur befördert? Konnte er es nicht auch befördern, ohne eurem Gärtchen zu schaden? Warum bläst er nicht bei eurem Zaune vorbei? oder nimmt die Backen wenigstens weniger voll, sobald er an euren Grenzsteinen anlangt?" —

Des weitern setzt sich Lessing mit Goeze über die Forderung auseinander, daß, wer gegen die Religion schreiben wolle, nicht anders als lateinisch schreiben dürfe, damit der gemeine Mann nicht geärgert werde. Dabei kommt Lessing auf das Grundgesetz aller Entwicklung zu sprechen, das der dunkelsinnende Heraklit in seinem „Alles fließt" formuliert hat, und sagt: „Jede Bewegung im Physischen entwickelt und zerstört, bringt Leben und Tod, bringt diesem Geschöpfe Tod, indem sie jenem Leben bringt; soll lieber kein Tod sein und keine Bewegung, oder lieber Tod und Bewegung?" Den Einwurf, daß die Fragmente Ärgernis erregen, schneidet Lessing mit dem als Motto zum zehnten „Anti-Goeze" gewählten Wort Luthers ab, das er zu seinem eignen macht: „Ärgernis hin, Ärgernis her! Not bricht Eisen und hat kein Ärgernis. Ich soll der schwachen Gewissen schonen, sofern es ohne Gefahr meiner Seelen geschehen mag, wo nicht, so soll ich meiner Seelen raten, es ärgere sich daran die ganze oder halbe Welt."

An eine sachliche Einigung mit Goeze konnte Lessing nicht mehr denken. Goeze „liest nie das, was ich geschrieben habe, sondern immer nur das, was er gern möchte, daß ich geschrieben hätte," sagte Lessing am Schluß seines neunten Flugblattes. Behauptung stand gegen Behauptung, Meinung gegen Meinung, Glaube gegen Glaube. Goeze ließ sich nicht überzeugen, am wenigsten von einem Lessing. Der Streit hatte sich dadurch wesentlich verschärft, daß Lessing mitten in diese Gärung hinein noch ein neues Fragment schleuderte, das „dreisteste und stärkste": „Von dem Zwecke Jesu und seiner Jünger." Es erschien 1778 als selbständige Schrift und führte u. a. aus: das Christentum der Apostel und Evangelisten sei nicht das, was Jesus Christus lebte und lehrte. Es sei überarbeitet, umgedeutet worden. Jesus sei stets ein rechter Jude gewesen. Erst nach seinem unerwarteten Tode hätten die Apostel, welche von seiner ursprünglichen Lehre erfüllt gewesen wären, das Lehrsystem geändert und die Geschichte und die Tatsachen dementsprechend umgestaltet, da nun ihre Hoffnung auf die Erlösung Israels durch Jesum zerronnen war: statt des weltlichen, sieggekrönten Messias lehrten sie den leidenden, auferstandenen; statt des weltlichen Reiches, dessen Errichtung verheißen war, wurde ein geistiges in Aussicht gestellt. Die Erzählungen von der Auferstehung und Himmelfahrt Jesu seien erfunden.

Dieses Fragment krachte wie eine explodierende Bombe in die aufgeregte Menge hinein. Selbst Herder, der gesagt, es sei niemand in Deutschland, der Lessing mehr hochschätze und teuer halte, als er, fand, daß ihm „das Buch vom Zweck Jesu in den Eingeweiden weh täte". Goeze hatte unterdessen in seiner Schrift „Lessings Schwächen" dem Gegner die Pistole auf die Brust gesetzt mit der hochnotpeinlichen „Inquisitorfrage", was für eine Religion Lessing unter dem Wort „christliche Religion" verstehe? Zugleich hatte er Lessing auf-

gefordert, „die wesentlichen Artikel der Religion“ zu nennen, „zu welcher er sich selbst bekennt“. Darauf antwortete Lessing in seiner gleichzeitig in Hamburg und Berlin gedruckten „Nötigen Antwort auf eine sehr unnötige Frage“. Jetzt aber machte Lessing eine Seitenwendung: er beantwortete nur die erste Frage, schwieg sich jedoch über die zweite aus. An Elise Reimarus schrieb er darüber (9. Aug. 1778): „Es freut mich, daß Sie die Taktik meines letzten Bogens so gut verstehen. Ich will ihm [Goeze] Evolutiones machen, deren er sich gewiß nicht versieht. Denn da er sich nun einmal verredet hat und wissen will, nicht was ich von der christlichen Religion glaube, sondern was ich unter der christlichen Religion verstehe, so habe ich gewonnen, und die eine Hälfte der Christen muß mich immer gegen die andre in meinem Bollwerk schützen. So trennte Paulus das Synedrium: und ich, ich darf nur zu verhindern suchen, was ohnedem nicht geschehen wird, nämlich nur zu verhindern suchen, daß die Papisten nicht Lutheraner und die Lutheraner nicht Papisten werden.“ — Auf die Frage Goezes antwortete Lessing: er verstehe unter der christlichen Religion alle diejenigen Glaubenslehren, welche in den Symbolis der ersten vier Jahrhunderte der christlichen Kirche enthalten seien. Das führt er weiter aus. In der „Nötigen Antwort ersten Folge“ kommt Lessing auf den Kernpunkt des ganzen Streites zurück, ob das Christentum ohne Bibel möglich sei. Er erklärt rund heraus: es sei nicht wahr, daß alle Lehrer der christlichen Kirche ohne Unterschied der verschiedenen Parteien die Bibel für den einigen Lehrgrund der christlichen Religion halten, und daß die Gegner der Gottheit Christi (z. B. die Sozinianer) eben dadurch ihre Sache so gut wie gewonnen haben, wenn man die Bibel dazu mache. In der Begründung dazu trifft Lessing den Hauptpastor an der empfindlichsten Stelle, indem er den Katholizismus in die Debatte zieht: die Lehrer der christlich-katho-

lischen Kirche nehmen die Bibel so wenig für den einigen Lehrgrund der christlichen Religion an, daß sie ihn nicht einmal für den vornehmsten gelten lassen; das Ansehen der Bibel sei bei ihnen dem Ansehen der Kirche schlechterdings untergeordnet; bei ihnen komme es nicht darauf an, was die Bibel sage, sondern darauf, was die Kirche sage, daß es die Bibel sage oder sagen hätte können. — „Goeze und Kompanie" hatten schon mit dem Reichshofrat gedroht; diese Staatspolizei sollte gegen Lessing vorgehen. Darauf bezieht es sich, wenn Lessing sagt, er möchte gern wissen, warum man einen Mann da angeben könne, der als Lutheraner lieber seine Zuflucht zu einem Lehrsatze der römischen Kirche nehme, als die ganze christliche Religion erliegen zu lassen.

Allein die Anschwärzung Goezes und seiner Gesinnungsgenossen tat ihre Wirkung. Am 8. Juli 1778 erging von Herzog Karl an den Direktor der Waisenhausbuchhandlung, Professor Remer, ein Erlaß, hinfort von Lessing ohne ministerielle Genehmigung nichts zu drucken. Seinem Bruder Karl schrieb der Gemaßregelte (23. Juli 1778): „Allerdings ist es wahr, daß das hiesige Ministerium auf Ansuchen des Konsistorii das neue Fragment und zugleich meine antigoezischen Schriften verboten, auch mir zugleich untersagt hat, ferner etwas aus dem Manuskript der Fragmente drucken zu lassen 2c. Ich habe meine Ursachen, warum ich die Konfiskation des neuen Fragments recht gern geschehen lasse. Nur sollte man meine Schriften nicht zugleich mit konfiszieren; und darüber beiße ich mich auch noch gewaltig herum, fest entschlossen, die Sache auf das Äußerste ankommen zu lassen, und eher meinen Abschied zu nehmen, als mich dieser vermeinten Demütigung zu unterwerfen." Die kluge Elise Reimarus wußte den Groll des Freundes zu besänftigen. Auch Goeze schwieg, nachdem er das dritte Stück von „Lessings Schwächen" veröffentlicht hatte. Dagegen war der durch die Fragmente entfesselte theologische

Sturm mit der Maßregelung ihres Herausgebers nicht gestillt. Die Herzen zuckten noch immer von der Aufregung, die Meinungen für und wider wogten hin und her. Doch nur vereinzelte Stimmen erklärten sich frank und frei für Lessing. Wieland ließ durch Merck „Lessing, der doch wahrlich ein ganz herrlicher Kerl ist, ein Jo triumphe zurufen". Der gemütvolle Matthias Claudius schrieb von seinem idyllischen Waldort aus im „Hornung" 1786: „Und ich habe Lessing auch gekannt. Ich will nicht sagen, daß er mein Freund gewesen sei; aber ich war der seine. Und ob ich gleich sein Credo nicht annehmen kann, so halte ich doch seinen Kopf hoch." Döderlein sprach in einer Schrift Lessing seinen Dank aus. Semler, die „impertinente Professorengans", dagegen besaß die Liebenswürdigkeit, den Herausgeber der Fragmente ins Tollhaus zu verweisen.

Die theoretischen Streitschriften Lessings fesseln noch heutigestags unser Interesse, weniger durch die darin behandelten Fragen, als vielmehr durch den unvergänglichen Reiz ihrer Darstellung. Sie sind als Zeugnis eines mannhaften, lautern Charakters, der es wagte, im Gegensatz zur herrschenden Anschauung offen das auszusprechen, was er und tausend andre fühlten und dachten, von hohem sittlichem Werte; dazu sind sie mit einer poetischen Kraft und in einer bilderreichen Sprache geschrieben, daß beispielsweise Fr. Schlegel den „Anti-Goeze" zu dem Besten rechnete, was Lessing je geschrieben.

Lessing hatte die Absicht, den Gegnern der Fragmente zu antworten, kam aber nicht mehr dazu. Allein bevor sein Stundenglas ablief, war es ihm vergönnt, sich aus dem Wirrwarr der theologischen Sturm- und Drangzeit zur reinen Harmonie zu retten. Dem Herausgeber der Wolfenbüttler Fragmente war von Amtswegen der Mund verschlossen; dem Dichter aber konnte man nicht den Mund verbieten. Und Lessing bestieg seine „alte Kanzel", das Theater, und predigte seinen „Nathan den Weisen".

Achtzehntes Kapitel.

Nathan der Weise.

„Nathan der Weise“ steht in engem Zusammenhang mit den theologischen Kämpfen Lessings. „Ich muß versuchen, ob man mich auf meiner alten Kanzel, auf dem Theater, wenigstens noch ungestört will predigen lassen“, schrieb Lessing am 6. September 1778 an Elise Reimarus. Da hatte er schon den Plan zu dieser Dichtung aufgegriffen. Er wollte sich nicht mundtot machen lassen, am wenigsten einem Goeze gegenüber. „Noch weiß ich nicht, was für einen Ausgang mein Handel nehmen wird,“ meldet Lessing seinem Bruder (11. Aug. 1778). „Aber ich möchte gern auf einen jeden gefaßt sein. Du weißt wohl, daß man das nicht besser ist, als wenn man Geld hat, so viel man braucht; und da habe ich diese vergangene Nacht einen närrischen Einfall gehabt. Ich habe vor vielen Jahren einmal ein Schauspiel entworfen, dessen Inhalt eine Art von Analogie mit meinen gegenwärtigen Streitigkeiten hat, die ich mir wohl damals nicht träumen ließ . . . Ich möchte zwar nicht gern, daß der eigentliche Inhalt meines Stückes allzu bekannt würde; aber doch, wenn Ihr, Du oder Moses, ihn wissen wollt, so schlagt das Dekamerone des Boccaccio auf, Giornata I. Nov. III. Melchisedech Giudeo. Ich glaube, eine sehr interessante Episode dazu erfunden zu haben, daß sich alles sehr gut soll lesen lassen und ich gewiß den Theologen einen ärgern Possen damit spielen will als noch mit zehn Fragmenten.“ Freilich irrten sich Karl Lessing und die Berliner Freunde gewaltig, da sie in dem

neuen Stück eine Art versifiziertes Seitenstück zu dem „Anti-Goeze“ voll derber Komik und Satire vermuteten. Ihnen ahnte nicht, zu welcher Reinheit menschlicher und künstlerischer Stimmung sich die Dichtung erheben würde. Lessing riß sie aus ihrem Irrtum: sie hätten sich von dem „Nathan“ eine ganz unrechte Idee gemacht. Das Gedicht werde nichts weniger als ein satirisches Stück, um den Kampfplatz mit Hohngelächter zu verlassen. Es werde ein so rührendes Stück, als er nur immer gemacht habe, und Moses Mendelssohn habe ganz recht geurteilt, daß sich Spott und Lachen zu dem Tone nicht schicken würde, den er in seinem letzten Blatte [der „Nötigen Antwort“ ꝛc.] angestimmt habe. Durch diesen dramatischen Absprung habe er seiner eignen Sache nicht im geringsten geschadet (Brief an Karl Lessing, 20. Okt. 1778).

Man merkt es dieser Dichtung, Lessings unsterblichem Meisterwerk, nicht an, unter welch ungünstigen äußern und innern Bedrängnissen sie gereift ist. Sein wundes Herz trauerte um die heißgeliebte Eva; die Schar der theologischen Schwarzröcke rief ihm ihr: „Kreuzige ihn!“ zu, und damit das Maß seiner Sorgen voll würde, befand sich der Dichter wieder in drückender Geldnot, deren Schwere unerträglich werden mußte, wenn, was nicht ausgeschlossen war, Lessing um seine Stelle als Bibliothekar gebracht würde. Um nach dieser Seite hin wenigstens freier blicken zu können, wählte Lessing den Weg der Subskription. Er bat seinen Bruder, überall sein Netz für ihn aufzustellen. „Ich besorge schon, daß auch auf diesem Wege, auf welchem so viele etwas gemacht haben, ich nichts machen werde, wenn meine Freunde nicht tätiger sind als ich selbst. Aber“ — fügt er nicht ohne Bitterkeit hinzu — „wenn sie es auch sind, so ist vielleicht das Pferd verhungert, ehe der Hafer reif geworden.“ Welche Geisteskraft und welche Gemütsstärke müssen Lessing eigen gewesen sein, daß er trotz all der widrigen Strömungen, die

sich in seiner Seele kreuzten, doch ein Werk wie „Nathan" vollenden konnte! Was Nathan in seiner tiefsten Seelennot ausruft: „Ich will! Willst du nur, daß ich will!" — gilt auch von seinem Dichter.

Schon gleich nach seiner Rückkehr von der italienischen Reise hatte Lessing, wovon Professor Schmid und Eschenburg unterrichtet waren, die Absicht gehabt, sein früher entworfenes Stück vollends ins Reine zu bringen und drucken zu lassen. Die Keime zum „Nathan" reichen in eine frühe Zeit des Dichters zurück. Schon in seinen „Beiträgen zur Historie und Aufnahme des Theaters" findet sich der Gedanke ausgesprochen, es lasse sich leicht zeigen, daß man wirklich die ernsthaftesten philosophischen Wahrheiten, ja selbst Religionsstreitigkeiten auf die Bühne bringen könne und auch gebracht habe. Noch deutlicher weist die „Rettung des Hieronymus Cardanus" (veröffentlicht 1754) auf das Grundthema des „Nathan" hin (siehe 5. Kapitel dieses Buches). Liest man das Religionsgespräch des Cardanus, so wird man unwillkürlich an die Fabel von den drei Ringen erinnert.

Zu Ostern 1779 sollte das Drama erscheinen, und wenn auch nicht zwanzig Personen darauf subskribiert hätten, und wenn Lessing es auch für sein eignes Geld müßte drucken lassen. Davon wollte er nichts wissen, daß die Subskribenten vor Empfang des Buches zahlten. Denn wenn er plötzlich stürbe? fragt er seinen Bruder (7. Nov. 1778). „Geld bis zu Ostern brauche ich freilich, und die Sorge, es anzuschaffen, wird mich oft in meiner Arbeit unterbrechen, in der man gar nicht unterbrochen sein müßte . . . Ich brauchte aber wenigstens dreihundert Taler, um mit aller Gemächlichkeit einer Arbeit nachzuhängen, in welcher auch die kleinsten Spuren der Zerstreuung so merklich werden." Es fand sich ein hilfsbereiter Freund: Moses Wessely, den Lessing in Hamburg kennen gelernt, ließ dem verehrten Dichter in zartfühlender

Weise durch Vermittlung Karl Lessings die erforderliche Summe zukommen. Als Lessing Ende Dezember von Braunschweig, wo er Hilfsquellen hatte flüssig machen wollen, nach Wolfenbüttel zurückkehrte, war das Geld schon angekommen, und er konnte Eschenburg und Leisewitz die von ihnen entliehenen neun Louisdor mit dem Wunsche zurückgeben, sie möchten beide nie nötig haben, eine gleiche Gefälligkeit von ihm zu erwarten (28. Dez. 1778). In erstaunlich kurzer Zeit ward die Dichtung vollendet. Anfang November skizziert Lessing den Entwurf in Prosa, am 14. November beginnt die Bearbeitung in fünffüßigen Jamben — „Laß dir nicht bange sein, daß ich darum später fertig werden würde. Meine Prosa hat mir von jeher mehr Zeit gekostet als Verse," schreibt er an Karl — im Mai 1779 liegt das Gedicht im Druck vor. Daß Lessing sich bei Abfassung seines Dramas von künstlerischen und nicht von polemischen Rücksichten leiten ließ, beweist seine briefliche Auslassung vom 7. Nov. 1778: „Mein Stück hat mit unsern jetzigen Schwarzröcken nichts zu tun; und ich will ihm den Weg nicht selbst verhauen, endlich doch einmal aufs Theater zu kommen, wenn es auch erst nach hundert Jahren wäre. Die Theologen aller geoffenbarten Religionen werden freilich innerlich darauf schimpfen; doch dawider sich öffentlich zu erklären, werden sie wohl bleiben lassen." Er hatte die Absicht, seinem Drama eine „ziemlich starke Vorrede" und ein Nachspiel mit auf den Weg zu geben. In der Einleitung wollte er darauf hinweisen, daß der Wert eines Menschen nicht von dem Glauben an eine geoffenbarte Religion abhange, und daß seine Absicht dahin gegangen sei, „dergleichen Leute in einem weniger abscheulichen Lichte vorzustellen, als in welchem der christliche Pöbel sie gemeiniglich erblickt." — „Noch kenne ich keinen Ort in Deutschland", schloß die geplante Vorrede, „wo dieses Stück schon jetzt aufgeführt werden könnte. Aber Heil und Glück dem, wo es zuerst aufgeführt wird."

Der Kernpunkt der Dichtung liegt in der Parabel von den drei Ringen. Als Quelle dafür diente Lessing die dritte Novelle des ersten Tages in Boccaccios Dekamerone, der aus frühern Quellen schöpfte. Aber wie hat Lessings Genius den hier vorgefundenen Stoff umgebildet und aus dem Gestein Geistesfunken geschlagen! Nach Boccaccio war Sultan Saladin infolge seiner kriegerischen Unternehmungen und seiner Prunksucht in große Geldnot geraten. Als er plötzlich einer beträchtlichen Summe bedurfte, erinnerte er sich des reichen und wucherischen Juden Melchisedek aus Alexandrien. Um diesen, der geizig war, seinem Zwecke willfährig zu machen, stellte er ihm eine listige Falle. Er rief ihn zu sich, schmeichelte seiner angeblichen Erfahrenheit in göttlichen Dingen und legte ihm die Frage vor, welche von den drei Religionen er für die wahrhafteste halte, die jüdische, die sarazenische oder die christliche? Melchisedek merkte die Absicht des Sultans, mit ihm Händel zu suchen, um dann eine Anleihe von ihm zu erpressen. Nach kurzem Besinnen erzählte er ein Gleichnis: ein reicher, vornehmer Mann besaß einen schönen, kostbaren Ring. Er wollte dieses wertvolle Kleinod seinen Nachkommen erhalten und bestimmte, daß, wer das Juwel von ihm empfinge, sein Erbe und das Haupt der Familie sein sollte. So vererbte sich der Ring vom Vater auf den Sohn durch viele Geschlechter. Er kam endlich in den Besitz eines Mannes, der drei Söhne hatte, die, gleich liebenswürdig, gleich tugendhaft, gleich gehorsam, von ihm auch gleich geliebt wurden. Die drei Jünglinge kannten die Bestimmung über den Ring, und ein jeder wünschte, daß er ihm nach dem Tode des Vaters zufallen möchte. Dieser, um der bittern Qual zu entgehen, zweien seiner Söhne weh zu tun, versprach jedem von ihnen den Schatz. Er ließ von geschickter Hand zwei Ringe anfertigen, die dem echten so täuschend nachgemacht waren, daß er sogar die drei kaum unterscheiden konnte. Als er dem

Tode nahe war, berief er seine Söhne zu sich und gab jedem von ihnen heimlich einen der Ringe. Der Vater starb. Jeder der Hinterbliebenen kam nun mit seinem Ring; jeder behauptete, den echten zu haben. Allein es konnte nicht festgestellt werden, welcher der echte Ring war, und der Streit blieb unentschieden. Wie mit diesen Ringen, so verhalte es sich auch mit den drei Religionen, die Gott der Vater den drei Völkern vermacht habe: jedes Volk glaube, seine Lehre und seine Gesetze unmittelbar von ihm empfangen zu haben. Eine Entscheidung sei aber unmöglich. — Sultan Saladin war von der Schlauheit des Juden dermaßen betroffen, daß er, jetzt alle Winkelzüge verschmähend, ihm unumwunden seine Bedrängnis mitteilte. Melchisedek half ihm bereitwillig, ward später, nachdem ihm die geliehene Summe zurückgezahlt war, mit Geschenken belohnt und wurde von Saladin als sein Freund betrachtet.

Diese Parabel ward von Lessing ihrem Zwecke gemäß umgebildet und deshalb in wesentlichen Punkten vertieft. Sein religiöses Denken und Empfinden, das gerade jetzt infolge der voraufgegangenen theologischen Kämpfe mit „Goeze und Kompagnie" lebendiger war, sollte in dem Drama zur Ausprägung kommen. Sollte die Dichtung dies aber tun, so durfte die Frage, welche von den drei Religionen die wahre sei, nicht in der Schwebe bleiben, so mußte Lessing ferner den Stoff so meistern, daß er des Verfassers religiöse und philosophische Grundanschauung treu abspiegelte. Es ist ihm nicht leicht geworden: „Mich verlangt (schreibt er an Ramler, 1. Febr. 1779), wie Sie mit der Erzählung zufrieden sein werden, die mir wirklich am sauersten geworden ist." Daß sein Vorhaben ihm aber gelungen ist, beweist sein starkes poetisches Können und erhöht den Wert der Dichtung.

Bei Boccaccio wird dürr erzählt, daß der Vater der drei Söhne unter seinen Schätzen einen kostbaren Ring besaß.

Die Herkunft des Kleinods ist nicht angegeben. Lessing fügt einen wesentlichen Zug ein: es war ein Ring „aus lieber Hand." Ja, noch mehr: dem Stein wohnt eine geheime Kraft inne:

„Der Stein war ein
Opal, der hundert schöne Farben spielte,
Und hatte die geheime Kraft, vor Gott
Und Menschen angenehm zu machen, *wer*
In dieser Zuversicht ihn trug."

Diese Bedingung ist besonders beachtenswert. Der Ring vererbte sich von Vater auf Sohn. Während in der Geschichte des Juden Melchisedek berichtet wird, daß derjenige Sohn, welcher dieses Kleinod bekam, dadurch sein Erbe ward, gestaltet Lessing auch hier die Parabel tiefer; er macht die Erbschaft von einer Bedingung abhängig:

„Er ließ den Ring
Von seinen Söhnen *dem geliebtesten*
Und setzte fest, daß dieser wiederum
Den Ring von seinen Söhnen dem vermache,
Der ihm der liebste sei, und stets der liebste,
Ohn' Ansehn der Geburt, in Kraft allein
Des Rings, das Haupt, der Fürst des Hauses werde."

Ein Besitzer dieses kostbaren Juwels hatte nun einst drei Söhne, die ihm gleich lieb waren. Er wollte keinem weh tun und versprach aus frommer Schwachheit jedem von ihnen den Ring. Kurz vor seinem Ende ließ er von Künstlerhand zwei dem echten nachgebildete Ringe machen. Alle drei glichen einander so sehr, daß „selbst der Vater seinen Musterring *nicht* unterscheiden kann." Auch dieser Zug ist neu. Bei Boccaccio findet man nur berichtet, daß der Vater sie *kaum* zu unterscheiden vermochte. Nicht aus Zufall, sondern aus wohlüberlegter Absicht hat Lessing die Erkennbarkeit des echten Ringes fallen lassen, wie noch gezeigt werden wird. Dem Vater ist es sehr willkommen, daß die drei Ringe nicht unterscheidbar sind; das hat er gerade gewollt: künftigem Zank und

Hader soll vorgebeugt sein. Dann kann er ruhig sterben. „Froh und freudig" ruft er seine Söhne, jeden für sich, gibt jedem insbesondre seinen Segen und seinen Ring und stirbt. Was der Vater hat verhindern wollen, geschieht aber dennoch. Die Zwietracht unter den drei Söhnen lodert hell auf: jeder kommt mit seinem Ringe, jeder beansprucht, der Fürst des Hauses zu sein. Vom Prüfen kommt's zum Zanken, vom Zanken zur Klage. Der Richter befindet sich in einer schwierigen Lage: jeder der drei Söhne schwört, daß er den Ring schon lange vom Vater versprochen erhalten und demgemäß ihn auch eigenhändig von ihm bekommen habe. Der Streit verschärft sich noch dadurch, daß die drei Kläger, da sie in gutem Glauben sind und der ganzen Sachlage nach unmöglich den Vater eines falschen Spiels verdächtigen können, einander beargwöhnen, Betrüger zu sein. Der Richter, nicht gewillt, „Rätsel zu lösen," will die Streitenden schon von seinem Stuhle weisen, als er sich der geheimen Kraft des Ringes erinnert:

„Ich höre ja, der rechte Ring
Besitzt die Wunderkraft, beliebt zu machen,
Vor Gott und Menschen angenehm. Das muß
Entscheiden! Denn die falschen Ringe werden
Doch das nicht können!"

Er will die Kraft des echten Ringes erproben und fragt die drei Brüder: „Wen lieben zwei von euch am meisten?" Da aber zeigt sich, daß keiner der drei Ringe wirkt:

„Ihr schweigt?
Die Ringe wirken nur zurück? und nicht
Nach außen? Jeder liebt sich selber nur
Am meisten? — O, so seid ihr alle drei
Betrogene Betrüger! Eure Ringe
Sind alle drei nicht echt! Der echte Ring
Vermutlich ging verloren. Den Verlust
Zu bergen, zu ersetzen, ließ der Vater
Die drei für einen machen."

Und nun: eine Entscheidung im juristischen Sinne kann der Richter nicht fällen, gleichwohl durfte Lessing die Streitfrage nicht resultatlos im Sand verlaufen lassen — da kleidet er seine Entscheidung in die Form eines Rates, wie er der Sachlage am besten entspricht:

„Mein Rat ist aber der: ihr nehmt
Die Sache völlig, wie sie liegt. Hat von
Euch jeder seinen Ring von seinem Vater,
So glaube jeder sicher seinen Ring
Den echten. — Möglich, daß der Vater nun
Die Tyrannei des einen Rings nicht länger
In seinem Hause dulden wollen! — Und gewiß,
Daß er euch alle drei geliebt und gleich
Geliebt, indem er zwei nicht drücken mögen,
Um einen zu begünstigen. — Wohlan!
Es eifre jeder seiner unbestochnen,
Von Vorurteilen freien Liebe nach!
Es strebe von euch jeder um die Wette,
Die Kraft des Steins in seinem Ring an Tag
Zu legen! komme dieser Kraft mit Sanftmut,
Mit herzlicher Verträglichkeit, mit Wohltun,
Mit innigster Ergebenheit in Gott
Zu Hilf!“

Über tausend tausend Jahre, wenn sich die Kräfte der Steine bei ihren Kindes-Kindeskindern geäußert haben, will er sie wieder vor seinen Stuhl laden.

Nathan ist Lessing. „Nathans Gesinnung gegen alle positive Religion ist von jeher die meinige gewesen,“ schreibt Lessing unzweideutig in einem der beiden Entwürfe zu Vorreden für das Gedicht. Nicht umsonst hat Lessing seiner Dichtung das schöne Motto vorangesetzt: „Introite, nam et heic Dii sunt“ (Tretet ein; denn auch hier sind Götter). Saladin will von Nathan wissen, was für ein Glaube, was für ein Gesetz diesem am meisten eingeleuchtet habe; von der jüdischen, mohammedanischen und christlichen Religion könne

doch nur eine die wahre sein. Darauf antwortet Nathan-Lessing mit der Parabel. Der Vater in der Parabel ist Gott; seine drei Söhne sind die drei Bekenntnisse des Judentums, des Islams und des Christentums. Sie sind also Geschwister, sind dem Vater gleich gehorsam, gleich lieb, stehen ihm gleich nah. Er bevorzugt deshalb keine, benachteiligt auch keine. In dieser ganz bestimmten Absicht läßt er nach dem echten Ring die beiden andern anfertigen. Er selbst kann das Muster von den Nachbildungen nicht mehr unterscheiden. Damit hat der echte Ring seine bisherige alleinige Geltung eingebüßt: alle drei haben jetzt gleichen Wert; so auch die genannten drei monotheistischen Religionen. Wie der echte Ring unerweislich ist, so ist es auch der rechte Glaube. Auf den unwilligen Einwurf Saladins, er dächte, daß die drei Religionen bis auf die Kleidung, bis auf Speise und Trank zu unterscheiden wären, antwortet Nathan-Lessing schlagfertig:

„Und nur von seiten ihrer Gründe nicht. —
Denn gründen alle sich nicht auf Geschichte?
Geschrieben oder überliefert! — Und
Geschichte muß doch wohl allein auf Treu
Und Glauben angenommen werden? — Nicht?
Nun, wessen Treu und Glauben zieht man denn
Am wenigsten in Zweifel? Doch der Seinen?
Doch deren Blut wir sind? Doch deren, die
Von Kindheit an uns Proben ihrer Liebe
Gegeben? Die uns nie getäuscht, als wo
Getäuscht zu werden uns heilsamer war?“

Lessing kommt in diesen Worten abermals auf seine schon zweimal erwähnte Anschauung zurück, daß die christliche Religion von den Eltern nicht einfach auf Treue und Glauben anzunehmen sei. Gleichzeitig mochte er sich einer Stelle aus dem Fragment „Von Verschreiung der Vernunft auf den Kanzeln“ erinnern, wo es heißt: „Wie geht das zu, daß ein Mufti, ein Oberrabbiner, ein Bellarminus, ein Grotius, ein

Gerhard, ein Vitringa mit so vieler Wissenschaft und aufrichtiger Bestrebung von so entgegenstehenden Systemen alle gleich überführt sein können? Es hat allerwärts einerlei Grund. Einem jeden ist seine Religion und Sekte in der Kindheit bloß als ein Vorurteil durch unverstandene Gedächtnisformeln und eingejagte Furcht für Verdammnis eingeprägt worden; und man hat ihn glauben gemacht, er sei durch eine besondre göttliche Gnade von solchen Eltern in einer seligmachenden wahren Religion geboren und erzogen. Das macht einen jeden geneigt zu seiner Sekte; und wenn er dann bei reifern Jahren zur Untersuchung der Wahrheit kommt, so wird die Gelehrsamkeit und Vernunft selbst zu Werkzeugen gebraucht, dasjenige zu erweisen und zu rechtfertigen, was sie schon zum voraus wünschten wahr zu finden."

Nathan-Lessing führt also aus, der echte Glaube läßt sich auf geschichtlichem Wege nicht ergründen, und Saladin muß sich gestehen: „Bei dem Lebendigen! Der Mann hat recht. Ich muß verstummen." Die Besitzer der Ringe, die positiven Bekenner der Religionen, pochen aber auf des Vaters Versicherung, den echten Ring, den echten Glauben, von ihm empfangen zu haben, und der Schiedsrichter, der die Echtheit eines Ringes, die Echtheit eines Glaubens, aussprechen soll, erklärt seine Ohnmacht. Da fällt ihm ein, daß der echte Ring die geheime Kraft besitzen solle, „vor Gott und Menschen angenehm zu machen, wer in dieser Zuversicht ihn trägt." Hier liegt die Entscheidung. Keiner der drei Brüder hat infolge des Zwistes die Zuversicht mehr, daß sein Ring der echte sei; dadurch ist die Wirkung seiner geheimen Kraft aufgehoben. Keine der drei Religionen kann infolge der zwischen ihnen ausgebrochenen Streitigkeiten behaupten, allein den echten Glauben zu haben, da die Hauptbedingung, die Zuversicht in die Kraft ihres Glaubens, ihr mangelt. Jeder der Söhne besitzt zwar einen Ring von des Vaters Hand; der Besitz

allein verleiht dem Ringe aber nicht seine Kraft: der Glaube an die segensreiche Kraft des Kleinods muß hinzukommen. Dieser Glaube fehlt den drei Religionen; jede liebt sich selbst am meisten; darum wirken sie nur zurück und nicht nach außen; an die Stelle der Nächstenliebe ist die Selbstsucht getreten. — Und die Lösung dieses Streites? Es ist völlig unnütz, daß sich die drei Religionen darüber zanken, welcher von ihnen das Attribut der Echtheit zukomme. Alle drei stammen von Gott, der alle drei liebt und gleich liebt und nicht eine zu Ungunsten der beiden andern bevorzugen will. Jede glaube deshalb von sich, die echte zu sein. Dieser seligmachende Glaube, der aus der Überzeugung strömt, von Gott zu stammen, möge sich in edlem Wetteifer, Gutes zu wirken, betätigen; er sei eine Hochschule der Tugenden: der Sanftmut, der herzlichen Verträglichkeit, der Wohltätigkeit, der innigsten Ergebenheit in Gott. Dann nach tausend und abertausendjähriger Übungs- und Prüfungszeit in tätiger Menschen- und Gottesliebe wird sich die Echtheit des Ringes, des Glaubens, die jetzt den Ringen, den Religionen, fehlt, schon enthüllen. — So wird die Parabel und, da hier der Grundgedanke des Dramas ausgesprochen ist, die ganze Dichtung zu einem Hohenlied der Duldung, zu einem Evangelium der Nächstenliebe und praktischen Glanbensbetätigung. Nicht im Deuteln und Vernünfteln und Klügeln über kirchliche Lehrbegriffe und Dogmen kann sich der Glauben als echt erweisen, sondern im göttlichen Tun und Handeln. Das ist derselbe Gedanke, den schon der zweiundzwanzigjährige Kritiker der „Berlinischen privilegierten Zeitung" des öftern ausgesprochen hat, und den der auf der Lebenshöhe stehende gereifte Mann, dem Tode nicht mehr fern, jetzt eindringlicher und mit der Kraft erprobter Überzeugung wiederholt. „Es ist ein Glück," schrieb Lessing 1751 über eine theologische Schrift Rambachs, „daß noch hier und da ein Gottesgelehrter auf das Praktische

des Christentums gedenkt, zu einer Zeit, da sich die allermeisten in unfruchtbaren Streitigkeiten verlieren: bald einen einfältigen Herrnhuter verdammen; bald einem noch einfältigeren Religionsspötter durch ihre sogenannten Widerlegungen neuen Stoff zum Spotten geben; bald über unmögliche Vereinigungen sich zanken, ehe sie den Grund dazu durch die Reinigung der Herzen von Bitterkeit, Zanksucht, Verleumdung, Unterdrückung und durch die Ausbreitung derjenigen Liebe, welche allein das wesentliche Kennzeichen eines Christen ausmacht, gelegt haben. Eine einzige Religion zusammenflicken, ehe man bedacht ist, die Menschen zur einmütigen Ausübung ihrer Pflichten zu bringen, ist ein leerer Einfall. Macht man zwei böse Hunde gut, wenn man sie in eine Hütte sperrt? Nicht die Übereinstimmung in den Meinungen, sonnern die Übereinstimmung in tugendhaften Handlungen ist es, welche die Welt ruhig und glücklich macht." In der Besprechung der „Glaubenslehre der Christen" von Peter Hanssen liest man folgenden „Nathan"-Satz: „Das stärkste innere Kennzeichen, woran man die einige wahre Religion erkennen kann, ist ohne Zweifel dieses, daß sie eine vollkommene Richtschnur des sittlichen Lebens der Menschen lehren und zugleich einen überzeugenden Unterricht erteilen muß, wie man in Ansehung der Abweichungen von derselben Gnade und Vergebung erlangen könne".

Den Grundgedanken der Dichtung, daß alle drei monotheistischen Religionen gleich berechtigt seien, daß ihre Bekenner sich nicht in unduldsamen Streitigkeiten miteinander von dem Urgrund der echten Religion entfernen, sondern vielmehr, tolerant und human, eine Wiedervereinigung der durch unselige Glaubenszwistigkeiten voneinander getrennten Menschen anstreben sollen, wird durch die Handlung des Stückes an einer Familie sinnlich verkörpert. Die Geschichte dieser Familie spielt in Jerusalem kurz nach dem dritten Kreuzzuge, auf welchem Friedrich I. Barbarossa sein Leben verlor. Absichtlich hat Lessing diesen Schauplatz und diesen geschichtlichen

Hintergrund gewählt: war der Boden Jerusalems doch von dem Blute grimmiger Glaubenskämpfe gedüngt, hatten die Kreuzzüge doch die Gemüter der Christen wie der Sarazenen bis zum Fanatismus, zur wilden Verzückung aufgestachelt. Blind wütender Glaubenshaß, himmlische Seelenverklärtheit, politische Eroberungssucht, heißhungrige Gier auf Seite der Christen, das, was man in dem heiligen Lande errungen, festzuhalten, auf Seite des Islams, das, was man verloren, wieder zu erlangen, — das alles ballte sich zu einem Knäuel lodernder Leidenschaften zusammen und wies den Gedanken gegenseitiger Duldung weit zurück. Doch kam auch hier ein Rückschlag; die Enttäuschung trat an Stelle der fieberhaften Erwartung, in der man sich einst das Kreuz auf die Schulter geheftet: man hatte nicht gefunden, was man gesucht. Man ward ernüchtert; eine Ausgleichung der religiösen Gegensätze war eher denkbar. Was einst das Schwert hatte erobern und behaupten sollen, suchte man alsdann durch die Macht des Wortes, der Überredung zu erlangen und durch Verträge zu befestigen: man denke an den fünften Kreuzzug unter Friedrich II. —

Im Mittelpunkt der von Lessing erdachten Handlung, die hinsichtlich ihrer geschichtlichen Grundlage auf Treue keinen Anspruch erhebt, steht Nathan. Den Weisen nennt man ihn. Seine milde Gesinnung, sein in sich selbst gefesteter Charakter, der dem Ansturm menschlicher Leidenschaften widersteht, ist das Resultat langjähriger eigner Zucht. Seine Seele ist in der Glut des Schmerzes geläutert worden. Die Geißel des Schicksals hat ihn grausam getroffen. Die Christen hatten in Gath alle Juden mit Weib und Kind hingeschlachtet; zu den Opfern dieses religiösen Fanatismus gehörte seine Frau mit sieben hoffnungsvollen Söhnen, die in seines Bruders Hause verbrennen mußten.

„Als
Ihr kamt, hatt' ich drei Tag' und Nächt' in Asch'

Und Staub vor Gott gelegen und geweint. —
Geweint? Beiher mit Gott auch wohl gerechtet,
Gezürnt, getobt, mich und die Welt verwünscht,
Der Christenheit den unversöhnlichsten
Haß zugeschworen — — — —
Doch nun kam die Vernunft allmählich wieder.
Sie sprach mit sanfter Stimm': „Und doch ist Gott!
Doch war auch Gottes Ratschluß das! Wohlan!
Komm, übe, was du längst begriffen hast,
Was sicherlich zu üben schwerer nicht
Als zu begreifen ist, wenn du nur willst.
Steh auf!" — Ich stand! und rief zu Gott: „Ich will!
Willst du nur, daß ich will!"

Kleine Seelen wären unter solcher Schicksalsprüfung zusammengebrochen, hätten voll Groll und Gram die Welt geflohen — der willensstarke, sich selbst verleugnende Nathan reifte in dieser Schule des Schmerzes zu einer Seelengröße, zu einem abgeklärten, harmonisch abgeschlossenen Charakter, den man mit Recht als das Urbild des wahren Menschen hingestellt hat. Er kennt aus eigner Erfahrung die großen und die kleinen Leidenschaften, welche den Staubgebornen anhaften, er kennt das heiße Zucken des menschlichen Herzens, weiß, zu welch edlen Taten die Liebe uns zu begeistern vermag, weiß, welch finstere Abgründe in uns lauern — über Glaubenshaß und Lebensschmerz, über Menschenverachtung und Weltgroll hinweg hat er in schweren Kämpfen sein bestes Selbst gerettet. Seine Freigebigkeit kennt keine Grenzen: „So seid Ihr nun! Wenn Ihr nur schenken könnt! nur schenken könnt!" sagt Daja zu ihm. Er ist „die Ehrlichkeit, die Großmut selber." Frei von aller falschen Empfindsamkeit, lebt er die Religion helfender Nächstenliebe. Gutes zu tun, ist ihm ein Gebot seiner Adelsnatur, eine Forderung der Sittlichkeit. Er gibt ohne Unterschied des Glaubens und der Nationalität: „Den Armen gibt er zwar," rühmt Al-Hafi von ihm, „und gibt vielleicht trotz Saladin, wenn schon nicht ganz so viel, doch

ganz so gern, doch ganz so sonder Ansehn. Jud' und Christ und Muselmann und Parsi, alles ist ihm eins." Den „grausamen Schwärmerinnen" Recha und Daja ruft Nathan das Mahnwort zu:

> „Begreifst du aber,
> Wieviel andächtig schwärmen leichter als
> Gut handeln ist? Wie gern der schlaffste Mensch
> Andächtig schwärmt, um nur — ist er zu Zeiten
> Sich schon der Absicht deutlich nicht bewußt —
> Um nur gut handeln nicht zu dürfen?"

Mit Recht sagt der Derwisch von Nathan, daß er „doch immer so gut als klug, so klug als weise" ist, und auch Daja stimmt in dieses Lob ein: sein Volk verehre ihn als einen Fürsten; es nenne ihn den weisen Nathan und nicht vielmehr den reichen: „Vor allem aber hätt's ihn den Guten nennen müssen. Denn Ihr stellt Euch gar nicht vor, wie gut er ist." Und Sittah wiederholt Al-Hafis Worte, wenn sie ihren fürstlichen Bruder über Nathan aufklärt, „wie edel dieser anwende, was so klug und emsig er zu erwerben für zu klein nicht achte; wie frei von Vorurteilen sein Geist, wie offen jeder Tugend sein Herz, wie eingestimmt mit jeder Schönheit sei." Nichts Menschliches ist diesem Weisen fremd; sein scharfes Auge dringt durch die Hülle des Menschen und prüft Herz und Nieren. Den tugendrauhen Tempelherrn, der zum größten Leidwesen Dajas von Dank nichts wissen will, durchschaut er schnell: „Bei Gott! Ein Jüngling wie ein Mann. Ich mag ihn wohl, den guten, trotz'gen Blick! Den drallen Gang! Die Schale kann nur bitter sein, der Kern ist's sicher nicht." Seine vielen sententiös bedeutsamen Worte, oft mit epigrammatischer Schärfe ausgedrückt, sind das Ergebnis seiner Welterfahrung und Menschenkenntnis: „Ich weiß, wie gute Menschen denken, weiß, daß alle Länder gute Menschen tragen." Er ehrt das Recht der Individualität und weiß, daß in unsers Herrn Garten viele Pflanzen wachsen:

„Der große Mann braucht überall viel Boden,
Und mehrere, zu nah gepflanzt, zerschlagen
Sich nur die Äste. Mittelgut, wie wir,
Find't sich hingegen überall in Menge.
Nur muß der eine nicht den andern mäkeln,
Nur muß der Knorr den Knubben hübsch vertragen;
Nur muß ein Gipfelchen sich nicht vermessen,
Daß es allein der Erde nicht entschossen."

Nathans milde Gesinnung und Lebensweisheit greift über die trennenden Schranken der Nationalität und des Glaubens hinweg; sein höchstes Postulat ist das des reinen Menschentums. Als der gegen Nathans Freundschaft sich sträubende Tempelherr den Juden, weil sie auf ihr Vorrecht, zuerst das auserwählte Volk zu sein, pochen, Menschenmäkelei vorwirft und seine Verachtung gegen sie dem Pflegevater Rechas nicht verschweigt, sagt Nathan bezeichnenderweise:

„Ha! Ihr wißt nicht, wie viel fester
Ich nun mich an Euch drängen werde. — Kommt,
Wir müssen, müssen Freunde sein! — Verachtet
Mein Volk, so sehr Ihr wollt. Wir haben beide
Uns unser Volk nicht auserlesen. Sind
Wir unser Volk? Was heißt denn Volk?
Sind Christ und Jude eher Christ und Jude
Als Mensch? Ah! wenn ich einen mehr in Euch
Gefunden hätte, dem es g'nügt, ein Mensch
Zu heißen!"

Beschämt, überwältigt von dieser hohen Denkungsart gesteht der Tempelherr: „Ja, bei Gott, das habt Ihr, Nathan! Das habt Ihr! — Eure Hand! — Ich schäme mich, Euch einen Augenblick verkannt zu haben! . . . Nathan, ja; wir müssen, müssen Freunde werden." Ähnlich sagt der Klosterbruder später (IV. 7) von seinem Standpunkt aus: „Nathan! Nathan! Ihr seid ein Christ! — Bei Gott, Ihr seid ein Christ! Ein bess'rer Christ war nie!" Richtiger ist des Tempelherrn bewundernder Ausruf in dem Monolog des dritten Auf-

zugs: „Welch ein Jude! — Und der so ganz nur Jude scheinen will.“

Recha ist das Geisteskind Nathans: sie ist, wie Lessing im Entwurf ihr Bild skizziert, „ein unschuldiges Mädchen ohne alle geoffenbarte Religion, aber voll Gefühl des Guten und voll Furcht vor Gott.“ Nathan hat sie gebildet, und willig und leicht hat ihre Seele sich der seinen geöffnet. Nathans Denken und Fühlen ist ihre Welt; vor Daja sperrt sie sich. Zwar weiß Daja, daß Recha nicht als Jüdin erzogen wird. Nichtsdestoweniger fühlt sie sich in ihrem religiösen Gewissen bedrückt und will Rechas Seele „retten.“ Recha aber, so weich und für Eindrücke empfänglich sie im Grunde ihres Wesens ist, verschließt sich hier der Pflegerin:

„Wenn mein Vater dich so hörte!
Was tat er dir, mir immer nur mein Glück
So weit von ihm als möglich vorzuspiegeln?
Was tat er dir, den Samen der Vernunft,
Den er so rein in meine Seele streute,
Mit deines Landes Unkraut oder Blumen
So gern zu mischen? — Liebe, liebe Daja,
Er will nun deine bunten Blumen nicht
Auf meinem Boden! — Und ich muß dir sagen,
Ich selber fühle meinen Boden, wenn
Sie noch so schön ihn kleiden, so entkräftet,
So ausgezehrt durch deine Blumen; fühle
In ihrem Dufte, sauersüßem Dufte,
Mich so betäubt, so schwindelnd!“

Ist sie auch nicht Fleisch von seinem Fleisch, Bein von seinem Bein, so hat sie Seele von seiner Seele, Geist von seinem Geist. Mit der rührendsten Liebe hegt und pflegt Nathan diese schöne Menschenblume, und sie vergilt die Sorgfalt ihres Gärtners durch frohes Wachstum und Gedeihen. „Ich möchte dich nicht anders, als du bist,“ sagt Nathan zu ihr, und sie zittert schon bei der Möglichkeit, ihr Herz könnte

sich ihm lieber verhüllen, als ihm alles offenbaren. Was Nathan bewußt, als das Ergebnis seiner in hartem Lebensdrang errungenen sittlichen Charakterstärke und Selbstbesiegung, an Seelenadel besitzt, das besitzt Recha instinktiv, ihr selber noch unbewußt, darum aber nicht minder rein. Wohl darf Nathan ihr sagen: „Was auch in deinem Innern vorgeht, ist Natur und Unschuld" und zu dem Klosterbruder, sie sei zu „jedes Hauses, jedes Glaubens Zierde erschaffen und erzogen." Noch ist zwar ihre Entwicklung nicht abgeschlossen. Ihr leicht erregbares Mädchenherz überläßt sich noch zu sehr ihrer Phantasie, wo diese durch mächtige Eindrücke von außen entfacht wird, wie beispielsweise durch die wunderbare Errettung aus dem nahen Flammentod. Aber dem seelenkundigen Nathan gelingt es, sie von ihrer Schwärmerei zu heilen und sie aus ihrer luftigen Wolkenhöhe wieder auf den Mutterboden des wirklichen Lebens herunterzuholen.

Aus der Grundidee der Dichtung erklären sich auch die Charaktere der übrigen Personen. Für Saladin und Sittah, obwohl andern Glaubensbekenntnisses als Nathan, gilt das schöne Wort: „Begnügt Euch doch, ein Mensch zu sein!" (III. 9). Sie streben danach, gleich Nathan, echte und rechte Menschen zu sein, achten und ehren das Menschliche, wo sie es finden, und sehen nicht auf Religion und Rang. „Ich habe nie verlangt, daß allen Bäumen eine Rinde wachse", sagt Saladin zum Tempelherrn, worauf dieser erwidert: „Sonst wärst du wohl auch schwerlich, der du bist: der Held, der lieber Gottes Gärtner wäre." Wie Nathan, so ist auch Saladin freigebig. Seine Freigebigkeit geht bis zur Verschwendung. Er ist den Bettlern so feind, daß er mit Stumpf und Stiel sie zu vertilgen sich vorgenommen hat, und sollte er selbst darüber zum Bettler werden. Und mit dem Herzen gibt Saladin, nicht nur mit der Hand. Welch ein Edelsinn spricht aus seinen Worten an Al-Hafi, seinen Großschatzmeister:



„Dein Vorfahr war mir viel zu kalt,
Zu rauh. Er gab so unhold, wenn er gab,
Erkundigte so ungestüm sich erst
Nach dem Empfänger; nie zufrieden, daß
Er nur den Mangel kenne, wollt' er auch
Des Mangels Ursach' wissen, um die Gabe
Nach dieser Ursach' filzig abzuwägen.
Das wird Al-Hafi nicht! So unmild mild
Wird Saladin im Hafi nicht erscheinen!
Al-Hafi gleicht verstopften Röhren nicht,
Die ihre klar und still empfangnen Wasser
So unrein und so sprudelnd wiedergeben.
Al-Hafi denkt, Al-Hafi fühlt wie ich!"

Saladins Seele fühlt sich frei und unabhängig von den Gütern dieser Welt. Seine Bedürfnisse sind bald befriedigt:

„Ein Kleid, Ein Schwert, Ein Pferd — und Einen Gott!
Was brauch' ich mehr? Wenn kann's an dem mir fehlen?"

Und wie so ganz dem Bilde entsprechend, das man sich von diesem Manne in dem Gedichte macht, ist die Mahnung Saladins an Al-Hafi, als er wieder einmal Geldanleihen machen muß, nicht bei denen zu borgen, die er (Saladin) reich gemacht. „Denn borgen von diesen, möchte wiederfordern heißen. Geh zu den Geizigsten; die werden mir am liebsten leihen. Denn sie wissen wohl, wie gut ihr Geld in meinen Händen wuchert." In ähnlich hochherziger Weise schenkt er dem Tempelherrn nicht nur das Leben, sondern auch die Freiheit. Offen und gerade ist seine Seele, und sauer genug wird es ihm, als er Nathan zu sich kommen läßt, den Verschlagenen zu spielen, um Geld von ihm zu erlangen: „Ich soll mich stellen, soll besorgen lassen, soll Fallen legen, soll auf Glatteis führen. Wenn hätt' ich das gekonnt? Wo hätt' ich das gelernt?" Und wie wandelt sich sein herrisches „Tritt näher, Jude!" zu Anfang des Gesprächs! Unter dem Zauber von Nathans bezwingender Seelenhoheit, unter dem Banne seines deutungsreichen Gleichnisses bittet Saladin den Erzählenden um seine

Freundschaft, der Muselmann den Juden, der Sultan eines großen Reiches den Handelsmann.

Dem Bruder treu zur Seite steht Sittah, die in vielen Zügen ihre Bluts- und Seelenverwandtschaft mit Saladin offenbart. Nach Frauenart fehlt ihr der Zug ins Große, der Saladin auszeichnet. Sie haftet mehr an Einzelheiten, während sein Blick auf das Ganze geht. Sie denkt nüchterner, man möchte sagen: irdischer als ihr Bruder; er kann sich ihrem Einfluß nicht entziehen. In Sittahs Kopf reift der Anschlag gegen Nathan; aber nicht dem guten, nicht dem weisen Manne wird die Schlinge gelegt, nur dem geizigen, besorglichen, furchtsamen Juden. Nachdem sie ihn aber kennen gelernt hat, da gesteht sie seiner Pflegetochter: „O, was ist dein Vater für ein Mann!" Mit freudigem, liebevollem Herzen kommt sie Recha entgegen. Sie will ihr nicht Prinzessin, sie will ihr Freundin, Schwester, Mutter sein, und wir glauben Recha, die von ihrem Vater gelernt hat, die kalte Buchgelehrsamkeit nicht zu lieben, daß auch Sittah die Buchweisheit nicht mag. Denn Sittah gibt sich — nach Rechas Versicherung — „so schlecht und recht, so unverkünstelt, so ganz sich selbst nur ähnlich." Vor Sittahs klarem Geist und starkem Herzen „gilt kein Winseln, kein Verzweifeln. Kalte, ruhige Vernunft will alles über sie allein vermögen. Wes Sache diese bei ihr führt, der siegt." Darum erscheint ihr der Wunsch Saladins, durch Heirat eine Verbrüderung seines Hauses mit Richard Löwenherz herbeizuführen, nur als ein frommer Wunsch, als ein „schöner Traum," und im Gegensatz zu ihrem Bruder beurteilt sie die Christen und deren Glaubensstolz weit kritischer, weit schärfer, verurteilt sie sie beinahe:

„Hab ich des schönen Traums nicht gleich gelacht?
Du kennst die Christen nicht, willst sie nicht kennen.
Ihr Stolz ist: Christen sein, nicht Menschen. Denn
Selbst das, was noch von ihrem Stifter her

Mit Menschlichkeit den Aberglauben würzt,]
Das lieben sie, nicht weil es menschlich ist:
Weil's Christus lehrt, weil's Christus hat getan. —
Wohl ihnen, daß er so ein guter Mensch
Noch war! Wohl ihnen, daß sie seine Tugend
Auf Treu und Glauben nehmen können! — Doch
Was Tugend? — Seine Tugend nicht, sein Name
Soll überall verbreitet werden, soll
Die Namen aller guten Menschen schänden,
Verschlingen. Um den Namen, um den Namen
Ist ihnen nur zu tun."

Man sieht also: auch in Saladin, wie in seiner kühler denkenden Schwester, in deren Bild man Elise Reimarus hat erkennen wollen, entfaltet sich die edle Blume der Menschlichkeit rein und voll. Auch sie sind Träger des Menschheitideals, das Lessing in seiner Dichtung aufstellt. Und wenn auch der poetische Saladin nicht immer dem geschichtlichen entspricht, so predigt er, wie seine Schwester, doch den großen toleranten Gedanken des Dramas, daß man, gleichviel welchem Glauben man anhängt, doch ein edler Mensch sein kann.

Das am schärfsten ausgeprägte Gegenstück zu Nathan, Saladin und Sittah ist der Patriarch von Jerusalem. Dieser „dicke, rote, freundliche Prälat," wie der Tempelherr ihn nennt, ist der Typus eines unduldsamen, bis zur Glaubensverbissenheit fanatischen Pfaffen, wie er leibt und lebt, durch und durch hierarchisch, durch und durch heuchlerisch. Er sieht in den Menschen nur dann Menschen, wenn sie Christen sind, und zwar Kirchenchristen, Menschen, die sich der Herrschaft seiner Kirche blindlings unterwerfen, Menschen, die nicht selbst über ihr Verhältnis zu Gott nachdenken, sondern die Priester für sich denken lassen. Zum Heil der Kirche soll die menschliche Vernunft geknebelt werden; der Mensch muß untergehen, damit der kirchliche Christ auferstehe. Die „allerheiligste Religion" soll herrschen, und mag darüber auch die Mensch-

heit zu Grunde gehn. Als der Tempelherr zu dem Patriarchen, in dessen Bild unschwer Goeze zu erkennen ist, wenngleich man es auf seinen Vorgänger in Jerusalem, den Patriarchen Heraklius zur Zeit der Kreuzzüge, gedeutet hat, kommt, um seinen Rat in Anspruch zu nehmen, erwidert der Priester herablassend: „Recht gern!", läßt aber unmittelbar darauf sein eindringliches „Nur ist der Rat auch anzunehmen" folgen. „Doch blindlings nicht," meint der Tempelherr mutig. Mit süßsaurer Heuchelmiene zirkelt der Pfaffe in den Kreisen der Logik einher, als er in phrasenreichem Kanzelstil erwidert:

„Wer sagt denn das? — Ei freilich
Muß niemand die Vernunft, die Gott ihm gab,
Zu brauchen unterlassen — wo sie hin
Gehört. — Gehört sie aber überall
Denn hin! — O nein! — Zum Beispiel: wenn uns Gott
Durch einen seiner Engel — ist zu sagen
Durch einen Diener seines Worts — ein Mittel
Bekannt zu machen würdiget, das Wohl
Der ganzen Christenheit, das Heil der Kirche
Auf irgend eine ganz besondre Weise
Zu fördern, zu befestigen: wer darf
Sich da noch unterstehn, die Willkür des,
Der die Vernunft erschaffen, nach Vernunft
Zu untersuchen? und das ewige
Gesetz der Herrlichkeit des Himmels, nach
Den kleinen Regeln einer eitlen Ehre
Zu prüfen?"

Liest man diese Stelle, so wird man an eine Gedankenreihe aus Reimarus „Schutzschrift" erinnert, welche dem Herausgeber der Fragmente ja bekannt war: „Aber das ist auch in der Tat der Vorsatz der Herren Prediger nicht, daß sie die Erwachsenen nunmehr von der Kanzel zu einer vernünftigen Religion und zur vernünftigen Einsicht der Wahrheit des Christentums unterrichten wollten. Sondern man schreckt vielmehr diejenigen, welche nun Lust bekommen möchten nachzu-

denken und auf den Grund ihres bisherigen blinden Glaubens zu forschen, von dem Gebrauche ihrer edelsten Naturgabe, der Vernunft, ab. Die Vernunft wird ihnen als eine schwache, blinde, verdorbene und verführerische Leiterin abgemalt, damit die Zuhörer, welche noch nicht einmal recht wissen, was Vernunft oder vernünftig heiße, jetzt bange werden, ihre Vernunft zur Erkenntnis göttlicher Dinge anzuwenden, weil sie dadurch leicht zu gefährlichen Irrtümern gebracht werden möchten."

Als der Tempelherr dem Patriarchen die Geschichte des Christenkindes, das von einem Juden erzogen ist, erzählt, gerät dieser sofort in einen unheilig-heiligen Bekehrungseifer: er schnüffelt Ketzergeruch und sieht wohl schon einen Scheiterhaufen lohen. Er will wissen, ob die mitgeteilte Geschichte auf Tatsachen oder bloß auf Erdichtung beruhe. Ausweichend sagt der Tempelherr, er glaube, das sei eins; er wolle blos des Hochwürdigen Meinung darüber hören. Da erwidert der Pfaffe, ganz durchdrungen von dem Bewußtsein seiner hierarchischen Unfehlbarkeit: „Eins? — da seh der Herr, wie sich die stolze menschliche Vernunft im Geistlichen doch irren kann." Und abermals wird man an Goeze erinnert, wenn man weiter hört, daß der Patriarch den Tempelherrn, falls er ihm nur eine theatralische Schnurre zum besten gegeben, auf das Theater verweist, „wo dergleichen pro et contra sich mit vielem Beifall könnte behandeln lassen" (vergl. das vorige Kapitel S. 399). Wie „Goeze und Kompanie" nach dem Reichsfiskal schrieen, als die Fragmente des Ungenannten der menschlichen Vernunft zu ihrem Rechte zu verhelfen strebten, so beruft der Patriarch sich jetzt auf das päpstliche und kaiserliche Recht, welches einem Juden, der einen Christen zum Abfall von seinem Glauben verführe, den Holzstoß bestimme. Zumal es sich hier um ein Kind handle! „Denn ist," eifert er mit jesuitischer Verschlagenheit, „nicht alles, was man Kindern tut, Gewalt? — Zu sagen: — a u s g e n o m m e n, w a s d i e K i r c h' a n K i n d e r n

tut." Umsonst sind die Gegenvorstellungen des Templers: der Jude habe sich des Kindes, das sonst vielleicht im Elend umgekommen wäre, voll Barmherzigkeit angenommen, sei ihm ein liebevoller Vater gewesen, habe das Mädchen zu keinem Glauben, weder zu seinem, noch zu einem andern gezwungen, sondern sie von Gott nicht mehr, nicht weniger gelehrt, als der Vernunft genüge — kalt und schneidend fällt der gefühllose Priester immer wieder sein unbarmherziges Verdammungsurteil: „Tut nichts! Der Jude wird verbrannt!" Zweimal zeigt sich seine bübische Seele in ihrer ganzen nackten Gemeinheit. Erstens: wie alle hierarchisch gesinnten Geistlichen hat auch er in der Politik umhergeschnüffelt und ist sogar nicht vor einem Mordanschlag gegen Saladin zurückgeschreckt. Der Tempelherr sollte die Hand zu diesem Bubenstück bieten; denn ein Bubenstück vor Menschen sei nicht auch ein Bubenstück vor Gott, meinte er mit jesuitischer Unverfrorenheit. Jetzt aber, wo seine fanatische Verfolgungswut durch die Geschichte von dem Christenkinde in eine andre Bahn gelenkt ist, will er die Hilfe desselben Mannes in Anspruch nehmen, den er am liebsten hinterrücks aus dem Wege geräumt sähe! Als der Templer sich weigert, den Namen des Juden zu nennen, zetert der Patriarch herrisch, das „mir" und „wir" stark betonend:

„Was? mir nun
Nicht einmal Rede stehn? — Den Bösewicht,
Den Juden mir nicht nennen? — mir ihn nicht
Zur Stelle schaffen? — O, da weiß ich Rat!
Ich geh sogleich zum Sultan. — Saladin,
Vermöge der Kapitulation,
Die er beschworen, muß uns, muß uns schützen,
Bei allen Rechten, allen Lehren schützen,
Die wir zu unsrer allerheiligsten
Religion nur immer rechnen dürfen!
Gottlob, wir haben das Original.
Wir haben seine Hand, sein Siegel. Wir! —
Auch mach' ich ihm gar leicht begreiflich, wie



Gefährlich selber für den Staat es ist,
Nichts glauben! Alle bürgerlichen Bande
Sind aufgelöset, sind zerrissen, wenn
Der Mensch nichts glauben darf."

Zweitens: der heilige Zorn des Edlen wird empfindlich abgekühlt, als der Tempelherr ironisch bedauert, den „trefflichen Sermon" nicht mit beſſ'rer Muße genießen zu können; er sei zu Saladin gerufen. Da wird der Mutige, der eben noch herrisch-laut auf die Rechte der christlichen Kirche gepocht, der eben erst noch den Templer unzweideutig an seine Ordenspflichten zu erinnern sich erdreistet, so kleinlaut, daß er verwirrt stammelt:

„Ja? — Nun so — Nun freilich — Dann —
— — — — — — — — — — —
O, oh! — Ich weiß, der Herr hat Gnade funden
Vor Saladin! — Ich bitte, meiner nur
Im besten bei ihm eingedenk zu sein."

Wieder macht er die Kirche zum „Schanddeckel" seines unchristlichen Treibens, wie Luther auch hier vielleicht gesagt hätte, und versichert mit dem Brustton der Unschuld: „Mich treibt der Eifer Gottes lediglich. Was ich zuviel tu', tu ich ihm. Das wolle doch ja der Herr erwägen."

Auch Daja zeigt eine starke Ader religiöser Unduldsamkeit; doch nimmt diese nicht die häßlichen Formen an, wie beim Patriarchen. Was beim Patriarchen raffiniert, ist bei Daja naiv. Ihr christlicher Glaube ist der beschränkte Glaube so vieler Durchschnittsmenschen, wonach man nur von der Religion, in welche man durch Geburt und Gewohnheit gestellt ist, sein Seelenheil erwarten könne; zu dieser Religion müßten sich mithin alle Menschen bekennen. Es ist Dajas ehrliche Überzeugung, ihre geliebte Recha werde der ewigen Verdammnis anheimfallen, wenn ihre Seele nicht für den alleinigen echten Glauben der römischen Kirche gerettet werde. In diesem Wahn befangen, sucht sie sogar bestimmend in die Handlung einzu-

greifen und quält Recha, Nathan und den Templer mit ihren frommen Bekehrungsversuchen. Herb weist Nathan sie ab: „Dein ‚Sich Gott um so viel näher fühlen‘ ist Unsinn oder Gotteslästerung.“ Treffend charakterisiert Recha sie der Schwester Saladins:

„Ach! Die arme Frau — ich sag' dir's ja —
Ist eine Christin — muß aus Liebe quälen —
Ist eine von den Schwärmerinnen, die
Den allgemeinen, einzig wahren Weg
Nach Gott zu wissen wähnen!
Und sich gedrungen fühlen, einen jeden,
Der dieses Wegs verfehlt, darauf zu lenken.“

Auch der Tempelherr ist anfangs in einem ähnlichen Glaubenswahn befangen, wie Daja. Voll Christendünkel und Ordenshochmut sieht er mit Verachtung auf die Juden herab. „Laßt den Vater mir vom Halse“, sagt er zu Rechas Gesellschafterin; „Jud' ist Jude.“ Er habe Recha nur vom drohenden Flammentode gerettet aus Ordenspflicht, nicht aus Menschlichkeit; er habe ja nicht gewußt, daß sie die Tochter eines Juden sei. Und als Nathan, den es treibt, sich dem Retter seines geliebten Pflegekindes dankbar zu erweisen, auf seinen Reichtum hindeutend, ihn fragt, womit er ihm dienen könne, erwidert der Tempelherr schroff: „Der reiche Jude war mir nie der bess're Jude.“ Er verachtet fast die Juden und zwar wieder aus Glaubenshochmut, wegen ihrer frommen „Raserei,“ sich für das auserwählte Volk Gottes zu halten. Aber Nathan hat ihn richtig beurteilt: die rauhe Schale birgt einen edlen Kern, und beschämt muß der Templer ihm gestehen, Nathan verkannt zu haben. Nathan hilft ihm gewissermaßen sein Menschentum, das im Ordenswesen zu erstarren im Begriffe war, zu retten. Zwar erliegt der Templer noch einem Rückfall. Sein engherziges christliches Gewissen bäumt sich noch einmal trotzig auf, als er vernimmt, der Jude halte ein Christenkind vom Mutterschoß der Kirche fern. Da ver-

schmäht er, der anfangs das Ansinnen des Patriarchen, Spionendienste zu tun, stolz mit dem Wort abgewiesen, Gott und der Orden geböten ihm kein Bubenstück, nicht die Hilfe dieses Mannes. Doch die Büberei eben des Patriarchen, sowie die dem Templer innewohnende gute Gesinnung kommen zum Durchbruch und bewahren ihn, einen Vorsatz zur Tat werden zu lassen, die ebenso unsittlich gewesen wäre, wie die des Verrats an Saladin, seinem Lebensretter.

In dem Klosterbruder tritt uns endlich noch ein Typus des Christentums entgegen, der nicht fehlen darf. Ohne Falsch und Hehl, ein williger Diener seines Ordens, hat sich der Bruder Bonafides eine erquickende Herzenseinfalt und schlichte Gläubigkeit bewahrt. Er ist klüger, als der Patriarch von ihm glaubt. Er durchschaut die pfäffischen Ränke sehr wohl und weiß ihnen mit seiner Ehrlichkeit die Spitze zu nehmen. Wie köstlich ist allein schon sein Gespräch mit dem Tempelherrn im ersten Aufzug. Als der Templer ihn nach dem Zweck seiner Sendung fragt, antwortet der Klosterbruder — nicht aus Einfalt, sondern aus Klugheit, um den ruchlosen Anschlag des Patriarchen zu vereiteln — unverblümt: „Ich soll mich nur nach Euch erkunden, auf den Zahn Euch fühlen," und plaudert alles aus, sich immer darauf berufend: „sagt der Patriarch." Wie prächtig kennzeichnet er, dabei fein ironisierend, die weltlichen Gelüste dieses Herrn:

„Ich hab mich oft gewundert,
Wie doch ein Heiliger, der sonst so ganz
Im Himmel lebt, zugleich so unterrichtet
Von Dingen dieser Welt zu sein herab
Sich lassen kann. Es muß ihm sauer werden."

„Vergnügter," als er kam, scheidet er vom Tempelherrn, froh, daß dieser sich nicht zum Werkzeug des teuflischen Planes hergeben will. Im Bruder Bonafides steckt ein gewiegterer Menschenkenner, als es den Anschein hat. Was der Patriarch

ihm aufträgt, gelingt nicht, weil der Klosterbruder nicht will, daß es gelinge. Dabei bleibt er aber der gehorsame Diener seines Herrn.

„Ja, ja, er hat schon recht, der Patriarch!
Es hat mir freilich noch von alledem
Nicht viel gelingen wollen, was er mir
So aufgetragen. — Warum trägt er mir
Auch lauter solche Sachen auf? — Ich mag
Nicht fein sein, mag nicht überreden, mag
Mein Näschen nicht in alles stecken, mag
Mein Händchen nicht in allem haben. — Bin
Ich darum aus der Welt geschieden, ich
Für mich, um mich für andre mit der Welt
Noch erst recht zu verwickeln?"

Wie ist der Brave erstaunt, als er hört, der Tempelherr wolle den Patriarchen über eine Sache um Rat fragen: „Ihr den Patriarchen? Ein Ritter einen — Pfaffen?" — „Ja," meint der Tempelherr, „die Sach' ist ziemlich pfäffisch." Da bekommt der Templer eine nicht mißzuverstehende Belehrung, die im Munde des Klosterbruders sich doppelt wirksam ausnimmt: „Gleichwohl fragt der Pfaffe den Ritter nie, die Sache sei auch noch so ritterlich", und nicht ohne Beziehung auf das ungeistliche Gebahren des Pfaffentums verschärft er dieses Urteil später durch die persönlichere Angabe: „Der Patriarch braucht mich zu allerlei, wovor ich großen Ekel habe." Aus dem Munde des in tätiger Menschenliebe waltenden, natürlich und warm empfindenden Klosterbruders kommt das schöne Wort: „Nathan! Nathan! Ihr seid ein Christ! — Bei Gott, Ihr seid ein Christ! Ein beſſ'rer Christ war nie," ein Wort, worin der Grundton der ganzen Dichtung wieder angeschlagen wird.

Nicht weil du ein Christ bist, bist du gut, sondern sei gut, und du bist ein Christ — diese Lehre predigt das Gedicht. Es heißt seine Idee verkennen, wenn man behauptet, es wolle den Wert der drei monotheistischen Religionen gegeneinander abwägen. Wäre das Lessings Absicht gewesen, dann könnte

der oft gegen ihn erhobene Vorwurf vielleicht eher zu Recht bestehen, er hätte das Christentum gegen das Judentum und den Islam herabgesetzt, Licht und Schatten ungerecht verteilt, da der Patriarch, der schlechteste Charakter, ein Christ, hingegen Nathan, der edelste, ein Repräsentant des Judentums sei. Schon Mendelssohn, der Jude, hat sich gegen diese Meinung geäußert. Nach ihm ist das Gedicht nicht eine Herabwürdigung, sondern eine Verherrlichung des Christentums; denn nur aus einem christlichen Volke könnten ein Mann wie Lessing und eine Dichtung wie „Nathan der Weise" hervorgehen, nur in einem solchen Volke könnte sich ein Mann zu dieser Höhe der Gesinnungen hinaufschwingen, zu dieser tiefen Erkenntnis göttlicher und menschlicher Dinge sich ausbilden. Auch Gleim pflichtete Mendelssohn bei.

In Bezug auf die Form steht der „Nathan" hinter Lessings vorhergehendem Drama zurück. In „Emilia Galotti" ist die Handlung festgefügt, alles greift ineinander und schreitet energisch vorwärts. Der „Nathan" zeigt hingegen einen losern Aufbau, die Handlung macht Sprünge, ist nicht frei von Episoden, und Lessing wird dem aus Aristoteles geschöpften Grundsatz seiner Dramaturgie nicht gerecht, daß die in sich notwendige und folgenrichtige Verknüpfung der Begebenheiten die Seele der Tragödie sei. Im Bewußtsein dieser Mängel nannte Lessing das Stück auch nur „ein dramatisches Gedicht" und die Begebenheit eine „interessante Episode." Erwähnt sei noch, daß der Nathan in fünffüßigen, reimlosen Jamben geschrieben ist. Dieses Metrum ward fortan für das Drama vorbildlich (vergl. S. 155).

Über die Aufnahme des Nathan auf dem Theater dachte Lessing nicht sehr günstig. „Es kann wohl sein," schreibt er seinem Bruder (18. April 1779), „daß mein Nathan im ganzen wenig Wirkung tun würde, wenn er auf das Theater käme, welches wohl nie geschehen wird. Genug, wenn er sich mit Interesse nur liest, und unter tausend Lesern nur einer daraus

an der Evidenz und Allgemeinheit seiner Religion zweifeln lernt." Karl Lessing und Mendelssohn waren der Meinung, der Nathan sei das beste Stück, das er geschrieben. Ersterer befürchtete, daß, würde es aufgeführt, der Beifall seinem Werke nicht entspräche. Hätten die Schauspieler darin heftige Leidenschaften und stark komische Partien darzustellen, dann ginge es allenfalls noch; aber wo es mehr auf feines Räsonnement und gemäßigte Charaktere ankäme, die mit aller Delikatesse vom ersten bis zum letzten Worte bearbeitet wären, da seien sie erbärmliche Helden. — Elise Reimarus schickte (18. Mai 1779) ihrem „lieben Lessing" „tausend Gotteslohn" für seinen Nathan: „Lange, lange muß kein Trunk Wassers in einer dürren Sandwüste so verschluckt worden sein, so gelabt haben als dieser uns." Herder schrieb (1. Juni 1779) kurz und kräftig: „Ich sage Ihnen kein Lob über das Stück; das Werk lobt den Meister, und dies ist Manneswerk." Goethe wurde — nach Knebels Zeugnis — nicht müde, den „Nathan" als das höchste Meisterstück menschlicher Kunst zu bewundern und zu preisen. Auch auf Schiller wirkte das Stück nachhaltig. Die Kritik verhielt sich, wenn sie die Dichtung nicht totschwieg, lau und lahm. Eine Aufführung auf dem Theater ließ auf sich warten. Theophilus Döbbelins Versuch in Berlin (14. April 1783), das Stück auf der Bühne einzubürgern, mißlang. Bessern Erfolg hatte die Truppe Friedrich Ludwig Schmidts in Magdeburg. Von wirklicher Bedeutung für die theatralische Zukunft des Stückes ward die Goethe zu verdankende Erstaufführung des „Nathan" in Schillers Bühnenbearbeitung auf dem Weimarer Theater. Goethe war es auch, der den schönen Wunsch äußerte, daß das in Lessings „Nathan" „ausgesprochene göttliche Duldungs- und Schonungsgefühl der Nation heilig und wert bleiben möge!"

Neunzehntes Kapitel.

Freimaurerei und „Die Erziehung des Menschengeschlechts".

Lessings Schriften über das Freimaurerwesen, sowie „Die Erziehung des Menschengeschlechts" stehen mit „Nathan dem Weisen" in geistiger Beziehung, wie wir sehen werden. Dieses Drama jedoch als ein „Freimaurerstück" hinzustellen, wie es geschehen ist, heißt engherziges Parteiwesen treiben.

Lessing hatte schon während seines Aufenthaltes in Hamburg Studien über die Freimaurerei gemacht. Bode, damals Meister vom Stuhl in der Hamburger Loge Absalom, hatte sich mit dem Freund und Geschäftsgenossen wiederholt über diesen Bund unterhalten. Seinem Einfluß ist es mit zuzuschreiben, daß Lessing die Veröffentlichung von Schriften über diese Vereinigung, deren Wesen und Bestrebungen er nicht als Mitglied kannte, vorderhand unterließ. Am 14. Oktober 1771, da Lessing abermals in Hamburg weilte, ließ er sich durch Freiherr von Rosenberg in dessen Loge „Zu den drei Rosen" als „Bruder Freimaurer" aufnehmen, wobei Knorre als Pate anwesend war. Das Logenwesen stand damals in Hamburg in Blüte; das Mitgliederverzeichnis der von Lessing erwählten Loge weist später die Namen erlauchter und erleuchteter Männer, wie Bernstorff, Stolberg, Claudius, Voß u. a. auf. Infolge der Ernennung des Herzogs Ferdinand von Braunschweig zum Großmeister der deutschen Logen (1772) bekam diese große Vereinigung ein glänzendes Relief. Auch Goethe, Herder und Wieland gingen unter die Maurer.

Lessing war kein reger „Bruder", weder in Hamburg noch

in Braunschweig. Er wußte, daß auch in diesen Vereinigungen die Selbstsucht einherschlich und das Cliquenwesen Opfer forderte; vielleicht fühlte sich der wackere Kämpe auch hier von vornherein in seiner Geistesfreiheit beengt. Wenigstens sollte er schnell genug davon überzeugt werden, daß er als Mitglied der Loge gewisse Grenzen zu respektieren hatte. Er glaubte nämlich der ursprünglichen Bedeutung des Wortes „Maurer" auf der Spur zu sein. „Bruder"kreisen war eine derartige Veröffentlichung verdächtig, und schon am fünften Tage nach seinem Eintritt in die Rosenloge erhielt Lessing von dem Berliner Bruder von Zinnendorf einen aus herablassender Freundlichkeit und anmaßender Bevormundung gemischten Brief. Der wunderliche Herr wünschte Lessing „zu diesem vollführten Schritte das beste Glück" und rückte nach belanglosen Phrasen mit seinem eigentlichen Ansinnen heraus: auf das „widrige Schicksal" des Sokrates hinweisend, verlangte er von Lessing, „nicht den Zirkel zu überschreiten, den Ihnen die Freimaurerei jedesmal vorzeichnet, und jederzeit eingedenk zu bleiben, daß wir nur hinter verschlossenen Türen, auch allein gegen Brüder, welche mit uns gleiche Erkenntnis haben, von der Freimaurerei reden und die uns darinnen aufgegebenen Arbeiten nie anders verrichten dürfen. Ich erwarte hierüber Dero mir angenehme nähere Erklärung zuversichtlich, gleichwie die Schrift, welche Sie vor Eintritt in den Orden durch den öffentlichen Druck ganz unrecht bekannt zu machen den Vorsatz gehabt haben sollen." Das war deutlich. Lessing mag nicht schlecht über diese Unverfrorenheit geschmunzelt haben.

Er ließ als Antwort darauf — aber erst 1778 — anonym erscheinen: „Ernst und Falk. Gespräche für Freimaurer." Diesen drei Gesprächen folgten 1780 noch zwei; dem ersten, wie zweiten Teile geht die „Vorrede eines Dritten" voran. Verfasser des ersten Vorworts ist jedenfalls Lessing; beim zweiten ist die Autorschaft nicht so sicher.

Die „Gespräche für Freimaurer“ (der Verfasser schreibt stets „Freimäurer“), abermals ein Beleg für Lessings gewandte Darstellung, sind „Sr. Durchlaucht dem Herzoge Ferdinand“ gewidmet mit den klugen, tapfern Worten: „Auch ich war an der Quelle der Wahrheit und schöpfte. Wie tief ich geschöpft habe, kann nur der beurteilen, von dem ich die Erlaubnis erwarte, noch tiefer zu schöpfen. — Das Volk lechzt schon lange und vergeht vor Durst.“ Falk und Ernst sind auf einem Spaziergange in Pyrmonts Umgegend begriffen. Ernst fragt; Falk, der „ein Freimaurer zu sein glaubt“, antwortet. Die Unterhaltung gleitet scheinbar wahllos bald hierhin, bald dorthin, hat aber stets — und darin zeigt sich wieder Lessings Meisterschaft in Führung eines zielbewußten Dialogs — das Wesen der Freimaurerei im Auge. Falk — er macht seinem Namen Ehre — ist ein scharfsichtiger Beurteiler der Freimaurer, aber als „Bruder“ kein sicherer „Kantonist.“ Er läßt sich nicht von dem äußerlichen Aufputz der Freimaurer bestechen. Kritisch wägt er ihren äußern Schein und innern Wert gegeneinander ab: „Die Freimaurerei ist nichts Willkürliches, nichts Entbehrliches, sondern etwas Notwendiges, das in dem Wesen des Menschen und der bürgerlichen Gesellschaft gegründet ist. Folglich muß man auch durch eignes Nachdenken ebensowohl darauf verfallen können, als man durch Anleitung darauf geführt wird. — Die wahren Taten der Freimaurer zielen dahin, um größtenteils alles, was man gemeiniglich gute Taten zu nennen pflegt, entbehrlich zu machen.“ Humanität ist das große Erziehungsideal, auf welches hier hingewiesen wird. — Auf einem zweiten Spaziergange stoßen die beiden Freunde auf einen Ameisenhaufen. Die Geschäftigkeit und Ordnung der Tiere setzt sie um so mehr in Erstaunen, als niemand diesen Staat regiert. Das Gespräch wendet sich zwanglos der bürgerlichen Gesellschaft zu. Diese Äußerungen sind von großem Interesse, weil sie uns Lessings sozialpolitische Ansichten erkennen lassen; und hierbei kommt uns

zu statten, was in frühern Kapiteln dieses Buches über die politischen und gesellschaftlichen Zustände in Sachsen und Preußen mitgeteilt worden ist. Der Zweck des Staates besteht nach Lessing darin, jedem einzelnen Menschen dieser Vereinigung seinen Teil von Glückseligkeit besser und sichrer genießen zu lassen, als außerhalb dieser Vereinigung. Die Summe der Glückseligkeiten aller Mitglieder des Staates macht die Glückseligkeit des letztern aus. Hat der Staat eine Glückseligkeit zum Ziel, die sich nicht gleichmäßig auf die einzelnen Mitglieder verteilt, so ist dies nichts andres als eine Bemäntelung der Tyrannei. Alle Staatsverfassungen sind nichts als Mittel zur menschlichen Glückseligkeit. Da sie von Menschen stammen, sind sie nicht unfehlbar. Sie versagen bei der Erreichung ihres Zweckes, bewirken auch wohl gerade das Gegenteil von dem, was sie bewirken sollen, bringen dem Menschen Nachteile, von denen er, wäre er nicht Glied des Staates, sondern im Zustande der Natur, nichts gewußt hätte. Nehme man an, daß die beste Staatsverfassung erfunden sei, damit alle Menschen in der Welt in dieser besten Staatsverfassung leben — ein einheitliches Ganzes würde er nicht bilden. Es würden sich kleinere Staaten in dem großen Staate bilden. Die Verschiedenheit des Klimas würde eine Verschiedenheit der menschlichen Bedürfnisse und Befriedigungen, mithin eine Verschiedenheit der Sitten und Gebräuche, mithin eine Verschiedenheit der Sittenlehren, also auch eine Verschiedenheit der Religion bedingen. Diese Sätze Lessings lesen sich fast wie Sätze aus Rousseau, Montesquieu, Voltaire. Doch hören wir Lessings Gedankengang weiter. Die Menschen würden auch dann noch Juden und Christen und Türken sein und sich der Verschiedenheit ihrer Sitten, Gewohnheiten, Lehren und Religionen gemäß zu einander verhalten und daraus für sich geistige Vorzüge und Rechte beanspruchen, von denen der natürliche Mensch nichts wüßte. Mehrere Staaten bedingen mehrere Staatsver-

fassungen und mehrere Staatsverfassungen mehrere Religionen. Statt zu vereinigen, trennt die bürgerliche Gesellschaft also die Menschen in verschiedene Völker und Religionen, läßt Klüfte zwischen ihnen entstehen und errichtet Scheidemauern. Das ruft auch eine Verschiedenheit der Stände hervor. Unmöglich können alle Mitglieder des Staates beispielsweise gleichen Anteil an der Gesetzgebung haben; es wird also vornehmere und geringere Mitglieder geben. Ferner wird der eine sein Eigentum besser zu nutzen verstehen als der andre, die Vermögensanteile werden verschieden sein, es wird also auch reichere und ärmere Mitglieder geben. Trotz dieser Übel könnte die bürgerliche Gesellschaft unabsehbaren Segen stiften, wenn sie der menschlichen Vernunft Raum zur Entfaltung gäbe; wenn die bürgerliche Gesellschaft danach strebte, die üblen Folgen, welche sie hat, so unschädlich als möglich zu machen. Recht wünschenswert wäre es, daß es in jedem Staate Männer gäbe, die, frei von den Vorurteilen ihrer Nation, genau wüßten, wo Patriotismus keine Tugend mehr sei; die, frei von dem Vorurteile ihrer angebornen Religion, sich nicht darauf steiften, daß alles notwendig gut und wahr sein müsse, was sie als gut und wahr erkennen; die sich weder von bürgerlicher Hoheit blenden, noch von bürgerlicher Geringfügigkeit anekeln ließen, deren Wesen den Hohen zur Achtung zwinge und den Geringen ermutige. Solche Männer hat es zu allen Zeiten und in allen Zonen gegeben und würde es auch ferner geben. Wie, wenn es die Freimaurer wären, die ihre vornehmste Aufgabe darin sähen, jene Trennungen der Menschen den Bürgern so wenig als möglich fühlbar zu machen, die Trennungen nicht größer einreißen zu lassen, als die Notwendigkeit es erfordert? Mit den Grundsätzen irgend einer bestimmten politischen oder sozialen Partei dürfte sich die Aufgabe der Freimaurer nicht identifizieren. Linderung und Heilung unvermeidlicher staatlicher Übel überläßt der Freimaurer dem Bürger. Nicht Übeln,

welche den mißvergnügten Bürger machen, sondern Übeln, ohne welche auch der glücklichste Bürger nicht sein kann, sucht er zu begegnen, Übeln, die in den Tagen der Schwermut die niederschlagendsten, unauflöslichsten Einwürfe wider Vorsehung und Tugend zu sein scheinen. Und woraus das zu schließen ist? Aus dem Grundgesetz der Freimaurer, wonach sie jeden würdigen Mann von gehöriger Anlage, ohne Unterschied des Vaterlandes, der Religion und seines bürgerlichen Standes in ihren Orden aufnehmen. —

„Der Funke hatte gezündet: Ernst ging und ward Freimaurer." — „Was er vors erste da fand," wird im vierten und fünften Gespräch berichtet, die sich zu den voraufgegangenen verhalten wie Auflösung zur erweckten Spannung, wie Entscheidung zur abgeschlossenen Entwicklung.

Ernst macht Falk bittre Vorwürfe, daß dieser ihn zu einem „albernen Schritte" verleitet habe. Falk verteidigt sich: er habe ihm auf mehr als eine Art zu verstehen gegeben, wie unnütz es sei, daß jeder ehrliche Mann ein Freimaurer werde; man könne die höchsten Pflichten der Maurerei erfüllen, ohne ein Freimaurer zu sein. Er erkenne aber auch in der äußern Symbolik und den Träumereien dieser Ordensverbindungen, ja, sogar in der Geldmacherei und der Geisterbeschwörerei ein gewisses Streben nach Wirklichkeit und die Hoffnung, daß diese Irrwege den wahren Weg ahnen lassen. Ernst ist ungehalten, daß auch die Freimaurer bei Aufnahme neuer Mitglieder auf deren soziale Stellung, auf ihre Kleider, auf ihre Religion sehen, daß hier nicht die gepriesene Gleichheit herrsche, die sich „über alle bürgerliche Modifikations hinwegzudenken verstehen." Falk erwidert, zu lange Zeit außer aller Verbindung mit Logen zu sein. Es seien zwei verschiedene Dinge, auf eine Zeit in die Loge nicht zugelassen werden und von der Freimaurerei ausgeschlossen sein. Denn Loge verhalte sich zur Freimaurerei wie Kirche zum Glauben, und die Geschichte lehre, daß der

äußere Wohlstand der Kirche sich mit dem Glauben noch nie vertragen habe. Das Logenwesen, so wie es jetzt getrieben werde, will ihm „gar nicht zu Kopf." Aber vielleicht hat die Vorsehung eben diesen Weg ausersehen, dem ganzen jetzigen Schema der Freimaurerei, ihrer Hülle, ihrer Einkleidung, ein Ende zu machen. „Ihrem Wesen nach ist die Freimaurerei ebenso alt als die bürgerliche Gesellschaft. Beide konnten nicht anders als miteinander entstehen — wenn nicht gar die bürgerliche Gesellschaft nur ein Sprößling der Freimaurerei ist." Die Freimaurerei „beruht im Grunde nicht auf äußerlichen Verbindungen, die so leicht in bürgerliche Anordnungen ausarten, sondern auf dem gemeinschaftlichen Gefühl sympathisierender Geister." Es folgt alsdann eine Untersuchung über den Ursprung und die Bedeutung des Namens; Lessing irrt sich hier zwar, wie die Wissenschaft nachgewiesen hat. Er führt den Namen auf das englische masony zurück, das nicht von mason (Maurer), sondern von dem alten germanischen mase (Tisch, Tafel) komme. „Masonei" bedeute eine geschlossene, vertraute Tischgesellschaft. Als den „Baumeister dieser zweiten Kirche der ganzen Welt" stellt er Christoph Wren hin.

Abermals — wie im „Nathan" — predigt Lessing in „Ernst und Falk" das hohe Evangelium der Menschenliebe, des Menschentums. Man kann ein wahrer Mensch sein, ohne sich zu einer positiven Religion zu bekennen; man kann ein wahrer Freimaurer sein, ohne, mit dem maurerischen Schurzfell bekleidet, einer sichtbaren Loge anzugehören. Das wahre Menschentum und das wahre Freimaurertum reicht allen Menschen, ohne nach ihrer Nationalität, Religion und sozialen Stellung zu fragen, die Bruderhand. Die Menschen sind Mitglieder einer großen Familie; dieses allen Menschen gemeinsame Familiengefühl trotz der bestehenden staatlichen, religiösen und gesellschaftlichen Unterschiede wachzuhalten, ist nach Lessing der Zweck und das Geheimnis der Freimaurerei.

Auch die letzte gedankengroße Schrift, „Die Erziehung des Menschengeschlechts", über deren Inhalt die Meinungen nicht immer zusammengehen, steht mit dem im „Nathan" und in den Freimaurergesprächen behandelten Thema in verwandtschaftlicher Beziehung. In diesen ebenfalls ohne Angabe des Verfassers (1780) erschienenen hundert Paragraphen schickt Lessing sich an, die Lehren des Christentums philosophisch umzudeuten. Der Theologe Lessing spricht hier zum letzten Male zu den Menschen, anscheinend über die Geschichte der göttlichen Offenbarung, in Wirklichkeit über die religiöse Entwicklung der Menschheit, wobei er sich jedoch auf den jüdischen und christlichen Offenbarungsglauben beschränkt. Die Schrift will keine religiösen Glaubenssätze, sondern religiös-sittliche Anschauungen bieten. Diese Entwicklung zeigt Gesetzmäßigkeit, deren Ursprung die göttliche Vernunft und Vorsehung ist. Gott hat sich den Menschen offenbart, um sie sittlich religiös zu erziehen. „Was die Erziehung bei dem einzelnen Menschen ist", heißt es im ersten Paragraphen, „ist die Offenbarung bei dem ganzen Menschengeschlechte", und im zweiten: „Erziehung ist Offenbarung, die dem einzelnen Menschen geschieht, und Offenbarung ist Erziehung, die dem Menschengeschlechte geschehen ist und noch geschieht." Die Erziehung, liest man weiter, gibt dem Menschen nichts, was er nicht auch aus sich selbst haben könnte; sie gibt ihm dies nur geschwinder und leichter. Dementsprechend gibt auch die Offenbarung dem Menschengeschlechte nichts, worauf die menschliche Vernunft sich selbst überlassen nicht auch kommen würde; sie gibt ihm dies nur früher. Wie die Erziehung, wenn sie die Kräfte des Menschen entwickelt, Ordnung und Maß hält, so tat es ebenfalls die göttliche Offenbarung. Auch sie weist einen stufenmäßigen Fortschritt auf. Der erste Mensch wurde zwar mit einem Begriff von einem einigen Gott ausgestattet. Dieser Begriff büßte aber unter der Einwirkung der sich selbst überlassenen, tätigen menschlichen Vernunft an Lauter-

keit ein. Vielgötterei und Abgötterei entstanden. Um diesem Irren der Menschen zu steuern, von denen jedem einzelnen sich Gott nicht mehr offenbaren konnte und wollte, wählte er sich ein einzelnes Volk zu seiner besondern Erziehung: die Juden. Das Judentum ist das Alter der Kindheit. Er ließ sich diesem Volk anfangs nur als den Gott seiner Väter ankündigen, damit es zunächst mit der Idee eines auch ihm zustehenden Gottes vertraut würde. Allmählich gewöhnte er es zu dem Begriff des Einigen. „Ein Volk aber, das so roh, so ungeschickt zu abgezognen Gedanken war, noch so völlig in seiner Kindheit war, was war es für einer moralischen Erziehung fähig? Keiner andern, als die dem Alter der Kindheit entspricht: der Erziehung durch unmittelbare sinnliche Strafen und Belohnungen.“ Von der Befolgung oder Nichtbefolgung des dem jüdischen Volke gegebenen Gesetzes machte Gott darum die Hoffnung oder die Furcht des Volkes abhängig, hier auf Erden glücklich oder unglücklich zu werden; denn weiter als auf dieses Leben gingen noch die Blicke des von ihm erwählten Volkes nicht. Die Unsterblichkeit der Seele, sowie ein künftiges Leben waren ihm fremd. Als das Volk eine gewisse Reife des Verstandes zeigte, stieß Gott es in die Fremde. Bisher hatte die Offenbarung seine Vernunft geleitet, jetzt — in der Gefangenschaft der Perser — erhellte die Vernunft seine Offenbarung. Es sah Menschen, die mehr wußten, die anständiger lebten, und kam zu dem Entschluß, es ihnen gleichzutun. Jetzt erkannten die Juden in ihrem Jehovah nicht nur den größten aller Nationalgötter, sondern Gott überhaupt und suchten ihn in ihren wiederhervorgeholten heiligen Schriften tiefer und reiner zu erkennen. Um diese Erleuchtung bereichert, kamen sie zurück. An Abfall von Gott und an Abgötterei dachten sie jetzt nicht mehr. Die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele, womit die Juden unter den Chaldäern und Persern bekannter und hernach in den Schulen der griechischen Philo-

sophen in Ägypten vertrauter wurden, ward bei ihnen nicht der Glaube des ganzen Volkes, sondern nur einer gewissen Sekte. Und doch fehlte es ihnen nicht an Vorübung dazu, so z. B. in der göttlichen Androhung, die Sünden der Väter an den Kindern zu bestrafen. Christus kam; das Christentum ist der zweite große Schritt zur Erziehung des Menschengeschlechts. Nicht mehr durch zeitliche Belohnung und Strafen, sondern durch edlere, würdigere Beweggründe sollte das im Gebrauch seiner Vernunft geübtere Menschengeschlecht geleitet werden. Christus ward der erste zuverlässige, praktische Lehrer der Unsterblichkeit. Zwar war es bei manchen Völkern schon vor ihm eingeführter Glaube, daß böse Handlungen noch in jenem Leben bestraft würden; aber das waren doch nur Handlungen, die der bürgerlichen Gesellschaft nachteilig waren und daher auch schon hier ihre Strafe fanden. Christo allein war es vorbehalten, eine innere Reinigkeit des Herzens in Hinsicht auf ein andres Leben zu empfehlen. Seine Jünger wurden die treuen Verbreiter dieser Lehre nicht nur bei den Juden, sondern bei mehreren Völkern und wären schon darum zu den Wohltätern des Menschengeschlechts zu rechnen. Daß sie diese große Lehre mit andern Lehren versetzten, konnte kaum anders sein. Es ist nur zu untersuchen, ob diese beigemischten Lehren der menschlichen Vernunft einen neuen Richtungsstoß gaben. Die alttestamentlichen Schriften waren das erste Elementarbuch des Menschengeschlechts, die neutestamentlichen das zweite, bessere. Aber jedes Elementarbuch ist nur für ein gewisses Alter. Verweilt das ihm entwachsene Kind länger dabei, als die Meinung gewesen, so wirkt das Buch schädlich. Das Christentum ist höher als das Judentum; aber beiden gemeinsam ist die Eigennützigkeit des menschlichen Herzens, das Gute um des daraus entspringenden Vorteils willen zu lieben, das Schlechte um des daraus kommenden Nachteils willen zu hassen. Das dritte Zeitalter des Menschengeschlechts ist das der höchsten Stufe, das der Auf-

klärung und Reinigkeit, die Tugend um ihrer selbst willen zu lieben. „Oder soll das menschliche Geschlecht", ruft Lessing gegen den Schluß hin voll edlen, mutigen, starken Glaubens aus, „auf diese höchsten Stufen der Aufklärung und Reinigkeit nie kommen? Nie? Laß mich diese Lästerung nicht denken, Allgütiger! — Die Erziehung hat ihr Ziel, bei dem Geschlecht nicht weniger als bei dem einzelnen. — Nein, sie wird kommen, sie wird gewiß kommen, die Zeit der Vollendung, da der Mensch, je überzeugter sein Verstand einer immer bessern Zukunft sich fühlt, von dieser Zukunft gleichwohl Bewegungsgründe zu seinen Handlungen zu erborgen nicht nötig haben wird; da er das Gute tun wird, weil es das Gute ist, nicht weil willkürliche Belohnungen darauf gesetzt sind, die seinen flatterhaften Blick ehedem bloß heften und stärken sollten, die immer bessere Belohnungen desselben zu erkennen. Sie wird gewiß kommen, die Zeit eines neuen, ewigen Evangeliums, die uns selbst in den Elementarbüchern des Neuen Bundes versprochen wird." An diesem geschichtlichen Stufengang hat nicht nur die Menschheit, sondern auch jeder einzelne Mensch Anteil. Er ist berufen, auf eine höhere Stufe sittlicher und geistiger Vollkommenheit zu gelangen, als in diesem Leben möglich ist. Daraus folgt für Lessing eine Bestätigung seiner Hypothese von der Seelenwanderung. „Ist diese Hypothese darum so lächerlich, weil sie die älteste ist? weil der menschliche Verstand, ehe ihn die Sophisterei der Schule zerstreut und geschwächt hatte, sogleich darauf verfiel?" In dem aus Lessings Nachlaß stammenden Bruchstück „Daß mehr als fünf Sinne für den Menschen sein können" liest man auf der letzten Seite: „Dieses mein System ist gewiß das älteste aller philosophischen Systeme. Denn es ist eigentlich nichts als das System von der Seelenpräexistenz und Metempsychose [Seelenwanderung], welches nicht allein schon Pythagoras und Plato, sondern auch vor ihnen Ägypter und Chaldäer und Perser, kurz alle Weisen

des Orients gedacht haben. Und schon dieses muß ein gutes Vorurteil dafür wirken. Die erste und älteste Meinung ist in spekulativen Dingen immer die wahrscheinlichste, weil der gesunde Menschenverstand sofort darauf verfiel." In der „Erziehung des Menschengeschlechts" heißt es zum Schluß: „Aber warum könnte jeder einzelne Mensch auch nicht mehr als einmal auf dieser Welt vorhanden gewesen sein? . . . Warum könnte auch ich nicht hier bereits einmal alle die Schritte zu meiner Vervollkommnung getan haben, welche bloß zeitliche Strafen und Belohnungen den Menschen bringen können? . . . Warum sollte ich nicht so oft wiederkommen, als ich neue Kenntnisse, neue Fertigkeiten zu erlangen geschickt bin? Bringe ich auf einmal so viel weg, daß es der Mühe wiederzukommen etwa nicht lohnt? Darum nicht? Oder weil ich es vergesse, daß ich schon da gewesen? Wohl mir, daß ich das vergesse! Die Erinnerung meiner vorigen Zustände würde mir nur einen schlechten Gebrauch des gegenwärtigen zu machen erlauben. Und was ich auf jetzt vergessen muß, habe ich denn das auf ewig vergessen? Oder weil so zu viel Zeit für mich verloren gehen würde? — Verloren? — Und was habe ich denn zu versäumen? Ist nicht die ganze Ewigkeit mein?" — Unter dem Banne dieser letzten Ausführungen Lessings schrieb Elise Reimarus ihm (25. April 1780): „Meine Lieblingsstellen gehen von § 76 an bis zu Ende. Ich habe bei einigen laut aufweinen müssen. Überhaupt sind Sie der einzige Philosoph, den ich kenne, der Wahrheiten auf diese Art, wie durch einen elektrischen Schlag, fühlbar zu machen und durch Mark und Bein zu führen weiß. Als wir an die Stelle kamen, wo Sie von dem mehrmaligen Wiederkommen in dies Leben reden, sagten wir alle aus *einem* Munde, daß Sie gewiß Ihre letzte Reise zu diesem Erden-Philanthropin täten. Um desto mehr, lieber Lessing, wollten Sie denn nicht alles tun, um noch ein wenig bei uns zu verweilen? Ist doch hernach die ganze Ewigkeit Ihr!"

Doch verlieren wir über diese Hypothese Lessings nicht das Wichtigste aus den Augen: daß Lessing auch hier die große Idee der Aufklärung und Reinheit des Herzens predigt, das hohe, herrliche Evangelium des starken, reinen, freien Menschentums.

Zwanzigstes Kapitel.

Letzte Jahre und Tod.

Mit Evas Hinscheiden war Lessings Häuslichkeit freudenarm geworden. Geistig blieb Lessing der wackere Streiter — er wollte sich vom Schicksal nicht niederringen lassen — leiblich alterte und kränkelte er. Wehmütig weilte er, wenn seine Kampfseele Augenblicke der Ruhe fand, in dem Heiligtum seines Hauses, in Evas Sterbezimmer, und seine Gedanken weilten bei der Teuren, die ihm die Erde genommen.

Er fühlte, ihr Tod war ein scharfer Schnitt durch sein Leben gewesen. Mit großen, schnellen Schritten nähere er sich dem ärgerlichen, mißtrauischen Alter, berichtete er Karl Lessing (April 1779). Elise Reimarus hatte er im voraufgegangenen April die trostlosen Worte geschrieben: „Ich bin mir hier ganz allein überlassen. Ich habe keinen einzigen Freund, dem ich mich ganz anvertrauen könnte. Ich werde täglich von hundert Verdrießlichkeiten bestürmt. Ich muß ein einziges Jahr, das ich mit einer vernünftigen Frau gelebt habe, teuer bezahlen ... Wie oft möchte ich es verwünschen, daß ich auch einmal so glücklich [habe] sein wollen als andre Menschen! Wie oft wünsche ich, mit eins in meinen alten isolierten Zustand zurückzutreten, nichts zu sein, nichts zu wollen, nichts zu tun, als was der gegenwärtige Augenblick mit sich bringt! Sehen Sie, meine

gute Freundin, so ist meine wahre Lage ... Doch ich bin zu stolz, mich unglücklich zu denken — knirsche eins mit den Zähnen — und lasse den Kahn gehen, wie Wind und Wellen wollen. Genug, daß ich ihn nicht selbst umstürzen will!" Er meinte, er sei nicht krank, sondern bloß nicht gesund. Und doch zehrten häufig sich wiederholende Unpäßlichkeiten von seinen leiblichen und seelischen Kräften, daß er am 25. Febr. 1780 äußerte, so sei es denn Glück, auch nur vegetieren zu können. Um ihm seine Vereinsamung noch fühlbarer zu machen, hatte sich sein Augenleiden verschärft. Sein Kopf logiere zwar nicht mehr in seinem Magen, meldete er Elise später, aber seine Augen, und er sei so gut wie blind. In solchen Augenblicken mochte er wohl an sein früher geäußertes Wort denken, daß alles zu überstehen und zu übersehen sei, wenn man nur gesund wäre. Schwer litt er unter einer unbezwinglichen Schlafsucht*), seinem alten Übel, und unter schwächenden Fieberanfällen. Die frühere Elastizität seines Wesens war geschwunden. Die langjährige sitzende Lebensweise, der Gram um seine tote Frau, die erbitterten theologischen Kämpfe — alles das trug dazu bei, die gewaltige Kraft dieses Mannes zu brechen, und seine letzte Zeit zu einem Siechtum zu machen. Einst war er ein gesundes, schlankes Bäumchen, und jetzt sei er ein so fauler, knorrichter Stamm; die Szene sei aus, schrieb er gegen Weihnachten 1780 an Moses Mendelssohn.

In solcher Lage, wo er „so verdutzt, so unentschlossen, so mißtrauisch in sich selbst sei in allem und jedem Stücke", mußte er doppelt schmerzlich auffahren, als er von dem unsinnigen Gerede hörte, das ruchlose Klatschsucht ausgesprengt hatte: er sollte in seine Stieftochter Malchen verliebt sein.

---

*) Eigentümlich war Lessing ein traumloser Schlaf. Er hat Leisewitz, wie dieser an Lichtenberg schreibt, oft versichert, nie geträumt zu haben.

Er, der wußte, daß das Herz des lieben Kindes bereits entschieden hatte, fragte die Hamburger Freundin (7. Mai 1780), ob er sie nicht ein wenig schmälen oder still bei sich auslachen sollte, daß das Gerede endlich auch bei ihr Glauben gefunden. „Oder weiß man es etwa, daß ich Ursache bin, daß sie meinetwegen bereits eine Partie ausgeschlagen? Kann sein, daß sie an einem lustigen Abend in Hamburg schon mehrmalen versprochen worden, worüber man den Gecken von Stiefvater in äußerster Verzweiflung zu sehen geglaubt . . . Kurz, liebste Freundin, denn ich plaisantiere nicht gern über etwas, worüber sich so leicht plaisantieren läßt — kurz, schaffen Sie dem armen guten Mädchen einen Mann, oder machen Sie, daß derjenige ihrer mütterlichen Anverwandten, den sie kennt und liebt, sie zu sich verlangt, oder auch, daß eine verständige und gefällige Freundin in Hamburg sie bei sich zu haben wünscht: und sehen Sie, wie ich dann handeln werde! Nur antragen soll sie, mit meinem Willen, sich keinem von diesen; und ich will es durchaus nicht sein, der sie nötigt, sich stockfremden Leuten in die Arme zu werfen oder ihre Zuflucht in ein Land zu nehmen, wohin ihre Mutter, aus sehr guten Gründen, so ungern zurückwollte. Wer diese meine Gesinnung gegen sie Liebe nennen will, der kann seine Worte brauchen, wie er will. Auch ist es allerdings Liebe, und ich gestehe gern, daß mir das Mädchen diese Liebe auf alle Art, die ich nur wünschen kann, erwidert. Ich habe Ihnen, meine Beste, so viel ich mich erinnere, bereits auch unaufgefordert gestanden, daß ihre häuslichen Tugenden es allein sind, die mir das Leben, das ich leider so fortführen muß, so erträglich machen. Ich hätte hinzufügen können, wenn ich es nicht getan habe, daß ich vor dem Augenblick zittere, der sie von mir nehmen wird, ob ich ihn schon meines eignen Nutzens wegen keinen Augenblick verschieben will. Denn ich werde in eine schreckliche Einsamkeit zurückfallen, in die ich mich schwerlich mehr

so gut möchte finden können als ehedem, und der ich also zu entgehen, mich auf das andre Ende werfen könnte, so daß ich mein Leben beschlösse, wie ich es angefangen habe: als ein Landstreicher." Malchen (Amalie) verheiratete sich als einundzwanzigjährige Jungfrau 1782 mit dem Postrat Georg Konrad Henneberg zu Braunschweig. Sie starb am 20. April 1848. Von ihren Geschwistern hatte sie das bessere Teil erwählt. Ihr vier Jahre jüngerer Bruder Engelbert ging im Irrsinn unter; ihr Bruder Friedrich, 1768 geboren, starb 1855 als Vikar in Braunschweig; ihr ältester Bruder Theodor hatte ein noch traurigeres Geschick als Engelbert: geistig zerrüttet soll er sich entleibt haben. —

Es blieb Lessing erspart, sein „Landstreicherleben von ehedem" wieder zu beginnen, und seine Vereinsamung fand durch Besuche eine angenehme Unterbrechung. Von fern und nah kamen sie. Männer wie „Vater" Gleim, der Malchens Zuneigung sofort gewann, Boie, der blinde Verehrer Lessings, Peter Camper, der holländische Anatom, Georg Forster, der Weltreisende, François Cacault, welcher später die Hamburgische Dramaturgie übersetzte, besuchten den Wolfenbüttler Einsiedler und brachten ihm manche Stunde belebterer Geselligkeit. Außerdem wäre noch der vagabundierende Jude Alexander Daveson zu nennen, welcher sich eng an Lessing anzuschließen suchte und Braunschweig nicht verließ, so lange der von ihm verehrte Dichter noch unter den Lebenden weilte. Wie Daveson, so erwies Lessing auch dem geistig nicht recht zurechnungsfähigen deutschrussischen Philosophen Könemann manches Gute. Mit seinem Hausarzte spielte Lessing gern eine Schachpartie, und mit dem Drost von Döring, welcher den Musen huldigte, konnte er auch wohl ein literarisches Gespräch führen. Seiner treuen Elise Reimarus in Hamburg beichtete er seine Stimmungen und Sorgen und ließ sie an allem, was ihn tiefer bewegte, teilnehmen. Vornehmlich in Angelegenheiten seiner Stiefkinder

reiste Lessing im Herbste 1778 nach Hamburg. Malchen, die ihn begleitete, erkrankte hier nicht ungefährlich, und so wurden aus den acht bis zehn Tagen, die Lessing in der Elbestadt verweilen wollte, sechs Wochen. Damals lagen Goeze und Lessing noch miteinander in bittrer Fehde. Aus Rücksichten der Klugheit stieg Lessing nicht bei den Reimarern ab, obschon er wußte, daß Elise tapfer zu ihm hielt. Der liebe, gute Claudius ward besucht, ebenso Voß, und mit Joachim Heinrich Campe, dem Robinsonschreiber und verstandesklaren Pädagogen, wurde Freundschaft geschlossen. Gegen den 20. Oktober kehrte Lessing nach Wolfenbüttel zurück.

Die Aufmunterung und geistige Erfrischung, welche ihm die Reise gebracht, waren nicht von langer Dauer. Die alten Übel stellten sich wieder ein. „Dieser Winter ist sehr traurig für mich," schrieb er Karl Lessing (25. Febr. 1780). „Ich falle aus einer Unpäßlichkeit in die andre." Um die Mitte des Jahres besuchte ihn der Philosoph Friedrich Heinrich Jakobi aus Pempelfort (der Vorstadt Düsseldorfs). Merkwürdig, daß dieser kirchliche Schwarmgeist, der Freund Hamanns und Lavaters, nicht nur Zutritt zu Lessings Haus fand, sondern auch einen tiefern Blick in sein persönliches Geistesleben tun durfte. Jakobi hat vier Jahre nach Lessings Tode in seiner Schrift „Über die Lehre des Spinoza in Briefen an den Herrn Moses Mendelssohn" (Breslau 1785) über diese Unterredungen mit dem Wolfenbüttler Bibliothekar berichtet, und mit seiner Behauptung, Lessing sei ein überzeugter Spinozist gewesen, großes Aufsehen und energischen Widerspruch hervorgerufen, so von seiten Moses Mendelssohns. Jakobi lud Lessing zu einem Besuch nach den gesegneten Rheinlanden ein; umsonst. Aber einen Ausflug zu Gleim nach Halberstadt unternahmen die beiden. Im Dezember 1780 wiederholte Jakobi seine warm empfundene, zartsinnige Einladung, Lessing möge ihn und seine Familie besuchen: „Ergetzlichkeiten

aber (außer Reiten, Fahren, Billardspielen u. dergl.) darf ich Ihnen nicht viel versprechen, sondern hauptsächlich nur leise Munterkeit um Sie herum, ruhiges Leben ohne Totenstille; herzliche — o sehr herzliche Pflege, und doch nicht mehr, als Sie wünschen; grenzenlose Freiheit: kurz, eine gute, bequeme Lage . . . Aber Recha (Malchen) muß mitkommen. Gern reise ich Ihnen bis Osnabrück entgegen." Lessing, immer kränkelnd, lehnte abermals ab. Er hatte im letzten Oktober mit Geldhilfe seines Freundes Knorre noch einmal eine Reise — die letzte — nach Hamburg gemacht. Abermals war in ihm die alte Leidenschaft zum Theater erwacht: mit der Hamburger Bühne, der Schröder angehörte, hatte er schon im August 1780 einen Vertrag abgeschlossen, wonach das Theater jährlich zwei Dramen aus seiner Feder gegen je fünfzig Louisdor Entgelt erhalten sollte und für eine Spielzeit das alleinige Recht hatte, sie aufzuführen. Lessing täuschte sich über seinen Zustand. Die treue Elise sah schärfer: „Jeden Tag, daß er hier ist, hat er gewonnen, teils durch den Umgang mit Freunden und teils durch körperliche Bewegungen, wozu Arzt und Freund ihn hier verdammen. Doch steh' ich nicht dafür, daß er nicht in seinen Seelenschlaf zurückfällt, sobald das ewige Einerlei seiner Lage in Wolfenbüttel wiederkommt, und dazu seine Bequemlichkeit, nichts zu tun, was ihn aus dieser Lage reißt." Schon einen Tag vor Lessings Reise nach Hamburg hatte sie das herzbeklemmende Wort geäußert: „Ich wüßte nichts, was mich so traurig machte, als die Ruinen eines großen Mannes zu sehen" (6. Okt. 1780).

Sie sollte leider Recht behalten. Nach seiner Rückkehr von Hamburg machte der traurige Verfall Lessings unheimliche Fortschritte: die stattliche Eiche starb ab. Die schwachen Augen versagten häufiger denn je den Dienst, die Feder entsank häufiger denn je der müden Hand. Der Krankheitsstoff scheine sich völlig von dem Körper auf die Seele geworfen zu haben,

schrieb er an Elise (15. Nov. 1780). Gegen Ende Januar 1781 kam er nach Braunschweig, ging am Abend in den Klub, besuchte am nächsten Tag Eschenburg, wo er Leisewitz traf, und ging am 1. und 2. Februar an den Hof. Am 3. Februar Abends ward er von einem Stickfluß überrascht, so daß sein Sprachvermögen sogar vorübergehend versagte. Aber noch lebte die alte Energie in ihm: am nächsten Tage bestand er darauf, nach Wolfenbüttel zurückzukehren. Ein herbeigerufener Arzt ließ ihn zur Ader. Die nun ausbrechende Krankheit spottete jedoch aller angewandten ärztlichen Hilfe und treuen Pflege, zu der auch Malchen herbeieilte. Am 15. Februar schien etwas Linderung eingetreten zu sein. Lessing ließ sich von Daveson einen Abschnitt aus Schlözers Briefwechsel über „das dumme Verfahren" der protestantischen Geistlichkeit in Jülich und Kleve vorlesen, und war sogar im stande, sein Leidenslager zu verlassen. Gegen Abend, berichtet seine Tochter Malchen, „öffnete sich die Tür, und Lessing tritt herein, ein Bild des herzzerschneidensten Anblicks! Das edle Antlitz, schon durch hippokratische Züge markiert und von kaltem Todesschweiße überdeckt, leuchtet von himmlischer Verklärung. Stumm und unter einem unaussprechlich seelenvollen Blicke drückt er seiner Tochter die Hand. Darauf neigt er sich freundlich gegen die übrigen Anwesenden, und mit so entsetzlicher Anstrengung es auch geschieht, nimmt er ehrerbietig seine Mütze vom Haupte. Aber die Füße versagen den Dienst; er wird zum Lager zurückgeführt, und ein Schlagfluß endet, auch den ängstlichen Besorgnissen noch überraschend, das teure Leben." Es war am 15. Februar 1781, Abends nach der siebenten Stunde, da Lessing — wie Daveson als Augenzeuge sagte — „so wie er gelebt, als ein Weiser, entschlossen, ruhig, voll Besinnung bis in den letzten Augenblick", starb. Der Sektionsbericht nennt als Todesursache Brustwassersucht mit ungewöhnlich starken Verknöcherungen.

Fünf Tage nach seinem Tode ward die irdische Hülle Lessings auf herzogliche Kosten dem Magnikirchhofe übergeben; an seiner Gruft standen schmerzergriffen Eschenburg, Schmid, Leisewitz, Ebert, Kuntzsch und andre Teilnehmer.

Auf Trauerschwingen flog die Kunde von Lessings Heimgang durch die Lande. Selbst im Tode gehörte er noch zu den Bestgeliebten und Bestgehaßten. Heiß und ehrlich war der Schmerz, den für Licht und Wahrheit glühende Herzen um ihn fühlten, unversöhnbar der Haß, den die Freunde der Finsternis ihm ins Grab nachschleuderten. In Hamburg versuchten Dunkelmänner sogar eine Trauerfeier zu hintertreiben. Aber mit unhemmbarer Naturgewalt brach die Verehrung für den Dahingeschiedenen hervor, und kein geistliches Ministerium und kein Fürstenwort vermochten zu unterdrücken, was so viele Herzen empfanden. In einer Trauerklage rief die auch jetzt noch streitbare Elise die zusammen, welche seines Geistes waren:

„So schwört an seiner Asche, schwört's im Ernst:
Für Wahrheit, für der Menschheit heil'ges Recht,
Wie er, trotz Vorurteil und Fürst und Pfaffen
So lang' mit unerschrocknem Mut zu kämpfen,
Bis Gott auch Euch ins Reich der Wahrheit ruft."

Gleim dichtete schmerzergriffen:

„Den Einen, unsern Stolz, den haben wir verloren,
Ihn, der der Nation beim Ausland Ruhm erwarb.
Es werde Licht! sprach Gott, und Leibniz ward geboren;
Es werde Finsternis! sprach Gott, und Lessing starb."

Goethe schrieb an Charlotte von Stein: „Wir verlieren viel, viel an ihm, mehr als wir glauben." Herder löste dem allgemeinen Schmerz die Zunge, als er in Wielands „Teutschem Merkur" das Wort ergriff und nach einer gedrungenen, inhaltreichen Würdigung des großen Toten schmerzlich fragte: „Und wo bist du nun, edler Wahrheitsucher, Wahrheitkenner, Wahrheitverfechter — was siehest, was erblickst du jetzt?

Dein erster Blick, da du über die Grenzen dieser Dunkelheit, dieses Erdennebels hinwegwarst, in welch anderm, höhern Lichte zeigte er dir alles, was du hienieden sahest und suchtest? Wahrheit forschen, nicht erforscht haben, nach Gutem streben, nicht alle Güte bereits erfaßt haben, war hier dein Blick, dein strenges Geschäft, dein Studium, dein Leben. Augen und Herz suchtest du dir immer wach und wacker zu erhalten und warst keinem Laster so feind als der unbestimmten, kriechenden Heuchelei, unsrer gewohnten täglichen Halblüge und Halbwahrheit, der falschen Höflichkeit, die nie dienstfertig, der gleißenden Menschenliebe, die nie wohltätig sein will oder sein kann; am meisten (deinem Amt und Beruf nach) der langweiligen, schläfrigen Halbwahrheit, die wie Rost und Krebs in allem Wissen und Lernen von früh auf an menschlichen Seelen nagt. Dies Ungeheuer und ihre ganze fürchterliche Brut gingst du, wie ein Held, an und hast deinen Kampf tapfer gekämpft. Viele Stellen in deinen Büchern voll reiner Wahrheit, voll männlichen, festen Gefühls, voll goldner, ewiger Güte und Schönheit werden, so lange Wahrheit Wahrheit ist und der menschliche Geist das, wozu er erschaffen ist, bleibt — sie werden aufmuntern, belehren, befestigen und Männer wecken, die auch, wie du, der Wahrheit durchaus dienen, jeder Wahrheit, selbst wo sie uns im Anfange fürchterlich und häßlich vorkäme, überzeugt, daß sie am Ende doch gute, erquickende, schöne Wahrheit werde. Wo du irrtest, wo dich dein Scharfsinn und dein immer tätiger, lebendiger Geist auf Abwege lockte, kurz, wo du ein Mensch warst, warst du es gewiß nicht gern und strebtest immer, ein ganzer Mensch, ein fortgehender, zunehmender Geist zu werden!"

Einundzwanzigstes Kapitel.

Über Lessings Sprache.

Gustav Kühne sagt einmal von Lessing: fortschreiten heiße jetzt in vielen Dingen nichts anders als auf Lessing zurückgehen. Dies Wort gilt auch von Lessings Sprache. Ein Blick auf die Bildungsgeschichte unsrer Muttersprache von Luther an bestätigt es.

Mit Luther hebt unsre neue Sprachgeschichte an. Die Sprache dieses Reformators muß, nach Jakob Grimms Urteil, wegen „ihrer fast wunderbaren Reinheit und ihres gewaltigen Einflusses für Kern und Grundlage der neuhochdeutschen Sprachniedersetzung gehalten werde." Männer wie Behaghel, Kluge, v. Bahder, Socin u. a. haben Grimms Anschauung zugestimmt; andre Gelehrte wie Scherer, Burdach sind ihr entgegengetreten, freilich ohne sie erschüttern zu können. In seinen sprachgeschichtlichen Aufsätzen „Von Luther bis Lessing", die leider den letztgenannten Dichter nicht behandeln, führt Friedrich Kluge aus, daß allein schon die gewaltige folgenreiche Tatkraft, mit der Luther das mittelalterliche Latein der Kirche und die literarische Knechtschaft Deutschlands aufhebe, ihn in den Beginn der Neuzeit stelle. „Der Reformator, der mit seiner welterschütternden Tätigkeit das gesamte geistige Leben der Nation umgeschaffen, hat durch die Entdeckung der Muttersprache einen sprachgeschichtlichen Erfolg errungen, wie in Deutschland niemand vor oder nach ihm." Bis zu Luthers Zeit herrschte unter dem Schutze der Kirche das Latein unbestritten. Die Kirchensprache war lateinisch; lateinisch wurde die Messe gelesen, lateinisch war die amtliche Sprache des

deutschen Reiches. Verordnungen und gesetzliche Erlasse stärkten die Herrschaft dieser Sprache. 1369 erschien eine Verordnung des wenig deutschgesinnten Kaisers Karls IV., welche deutschsprachliche Bücher über die heiligen Schriften verbot. Zu Anfang des 16. Jahrhunderts galt es noch in weiten Kreisen der Gelehrten für gefährlich, die Bibel deutsch zu drucken. Besonders die Geistlichkeit beharrte bei dieser Anschauung und vertrat sie vielfach mit rücksichtsloser Unduldsamkeit. Der Dominikaner Augustin von Geteln, ein pfäffischer Heißsporn, konnte sich noch im Winter auf 1526 in Hamburg nicht genug gegen die Tatsache ereifern, daß das Neue Testament in der Volkssprache Verbreitung fand.

Es ist Luthers Verdienst, der einheimischen Sprache zum Sieg über das Latein verholfen zu haben. Zwar hatten schon Kaiser Maximilian I. und sein Kanzler Niklas Ziegler dahin gestrebt, der deutschen Sprache das ihr gebührende Ansehen zu verschaffen. Der Tod des Kaisers (1519) verhinderte, daß mancher seiner sprachlichen Verbesserungspläne zur Ausführung kam. 1521 begann Luther seine Bibelübersetzung. Er entnahm dazu aus dem Meißnischen oder Obersächsischen das Schriftdeutsch, das zur Norm für Deutschland wurde. Er ward ferner der Vater des deutsch-evangelischen Kirchenliedes, schrieb den Katechismus, verfaßte Predigten in einer Sprache, die in ihrer Kraft und Gefügigkeit sich vorteilhaft von der steifen, unbeholfenen Kanzleisprache abhob. Darum äußerte Justus Jonas am Sarge Luthers: „Es haben auch die Kanzleien zum Teil von ihm gelernt recht deutsch schreiben und reden; denn er hat die deutsche Sprache wieder recht hierfür gebracht, daß man nu wieder kann recht deutsch reden und schreiben, wie das viel hoher Leut müssen zeugen und bekennen."

„Warum sollten wir Deutschen nicht Meß lesen auf unsere Sprache, so die Lateinischen, Griechen und viel andre auf ihre Sprach Meß halten?" hatte Luther 1520 in seiner Schrift

vom heiligen Sakrament gefragt. Sein mutiges und kluges Beispiel erweckte Nachahmer. Das geht aus einer Zusammenstellung hervor, die P. Pietsch in seiner Schrift über „Martin Luther und die hochdeutsche Schriftsprache" gibt. Danach erschienen 1500 etwa 80, 1518 etwa 150, 1524 aber bereits 990 Bücher in deutscher Sprache. Luthers Saat war also auf fruchtbaren Boden gefallen, natürlich zunächst in den protestantischen Gebieten Niederdeutschlands; das katholische Oberdeutschland dagegen trotzte noch lange dieser Neuerung. Die nationale Gesinnung, welche dem Vorgehen Luthers zu Grunde lag, teilte sich mehr und mehr auch den Kreisen der Nichttheologen mit; sie reichte so weit, daß beispielsweise um 1523 ein Schweizer Katholik in Freiburg, als er gegen die Lehre Luthers eine Schrift veröffentlichen wollte, in der Gegend keinen Drucker finden konnte, da sie „bishar all mit diesen Irrtumben verblendt gesin seind." Einen ähnlichen Sachverhalt teilt um dieselbe Zeit Erasmus für Basel an König Heinrich VIII. von England mit. Unaufhaltsam war der Siegeszug der deutschen Sprache. 1520 begann Ulrich von Hutten deutsch zu schreiben, anfangs unbeholfen und holprig, später gewandt und flüssig (namentlich in seiner von Szamatólski aufgefundenen letzten deutsch abgefaßten Streitschrift „libellus in tyrannos"). 1528 erschienen Johann Agricolas deutsche Sprichwörter. Lateinische Schriften von Luther, Ökolampadius, Erasmus, Hutten u. a. wurden ins Deutsche übertragen. Auch die Volksdichter förderten dies Nationalwerk, allen voran der ehrsame Schuhmacher Hans Sachs in seiner poetischen Urwüchsigkeit; neben ihm ist sein Landsmann Jakob Ayrer gleichfalls als Verfasser deutscher Schauspiele zu nennen. Johann Fischart aus Mainz bildete sich eine eigne deutsche Sprache, die an Sonderheiten und Kühnheiten Unglaubliches leistete. Ferner ist von Bedeutung, daß man noch zu Luthers Lebzeiten damit begann, unsre Muttersprache wissenschaftlich zu betrachten — abermals ein

Beweis, welch weitgehendes und tiefes Interesse die deutsche Sprache trotz der jahrhundertlangen Zurücksetzung fand. Valentin Ickelsamers „Rechte weis auffs kürtzist lesen zu lernen", sowie seine „Teutsche Grammatica" sind zwar bescheidene Anfänge, verdienen als erste Schriften dieser Art aber doch Erwähnung. Bedeutsamer ist Fabian Franck von Bunzlaus Orthographie (1531); A. Socin nennt ihn den Vater des Lutherischen Deutsch. 1573 erschienen Albert Ölingers und Laurentius Albertus' deutsche Sprachlehren, die allerdings mit Luthers Sprache nichts gemein haben, während Johannes Clajus' fünf Jahre später veröffentlichte Grammatik der deutschen Sprache vielfach auf der Lutherbibel fußt. Mit der zunehmenden Verbreitung der deutschen Sprache entstand auch das Bedürfnis nach Wörterbüchern, von denen die „Teutsche Sprach und Weißheit" (Augsburg 1616) von Georg Henisch das wichtigste ist, trotzdem es nur bis G reicht. Die Luthersprache ist darin berücksichtigt.

Es kam der Dreißigjährige Krieg. Mit verderbenbringender Gewalt griff er in die kulturelle Entwicklung unsres Vaterlandes ein. Unter seinen Greueln und seiner Blutschuld verwilderte und verrohte das Volk; die Muse schwieg im Lärm der Zeit. Wie deutscher Grund und Boden der Schauplatz ward, auf welchem die Heere der meisten europäischen Reiche ihre blutigen Kämpfe miteinander zum Austrag brachten, so wurden deutsches Wesen und deutsche Sitte, deutsches Wort und deutscher Sang von einer unheilvollen Ausländerei durchseucht. Die Aristokratie und die meisten Fürstenhöfe verwelschten, und die Latinisierung der Gelehrten förderte diese antinationale Strömung. Die Kluft zwischen den Gebildeten und der großen Menge der geistig Darbenden ward tiefer und breiter. Vornehmlich dem französischen Einflusse erlagen nicht nur die höfischen und gelehrten Kreise, sondern auch die besser gestellten Bürgerlichen. Unser Schrifttum lag fast ganz im

Banne der Nachahmung. Die Sprache deutscher Gebildeten enthielt nicht selten mehr fremde Wörter als einheimische. Außerdeutsche Schriftsteller waren die Vorbilder, denen eifrig nachgestrebt wurde. Die Heldensagen unsrer ruhmreichen Vergangenheit waren verschollen; unsre Muttersprache zeigte wenig nationales Fühlen und Empfinden.

Der Überdruß an der beispiellosen Vermischung der deutschen Sprache mit fremden, namentlich französischen, Wörtern und Redensarten, rief die Sprachgesellschaften ins Leben: die Fruchtbringende Gesellschaft oder den Palmenorden unter Ludwig von Anhalt (1617); die Deutschgesinnte Genossenschaft, 1643 von Philipp von Zesen in Hamburg gestiftet; die Aufrichtige Tannengesellschaft, 1633 von Esaias Rumpler von Löwenhalt in Straßburg begründet; den Blumenhirtenorden (den gekrönten Blumenorden oder die Pegnitzschäfer) Johann Klajs und Philipp Harsdörfers (Nürnberg 1644) und endlich Johann Rists Schwanenorden an der Elbe. Ihre Aufgabe erblickten diese Vereinigungen in der Reinhaltung und höheren Ausbildung der deutschen Sprache. Männer wie Opitz, Andreas Gryphius, Logau, Olearius, Moscherosch, von Fremden wie Oxenstierna, Baner, Wrangel, Octavio Piccolomini u. a. abgesehen, gehörten beispielsweise der Fruchtbringenden Gesellschaft an, welche unter dieser Art Gründungen die bedeutendste war. Ihre tatsächliche Einwirkung auf die Entwicklung unsrer Muttersprache war jedoch eine recht bescheidene, was zum Teil der Ungunst der damaligen Zeit zuzuschreiben ist. Nicht ohne Belang dagegen ist ihr mittelbarer Einfluß. Einige sprachwissenschaftliche Untersuchungen, welche in der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts erschienen, sind auf ihre Anregungen zurückzuführen, so Rektor Gueintz' „Deutscher Sprachlehre Entwurf" (1641) und besonders Justus Georg Schottels „Ausführliche Arbeit von der Teutschen Haubt-Sprache" (1633). Es ist Schottels Verdienst, einen Einblick in den deutschen

Sprachschatz gewährt und eine systematische Regelung der neuhochdeutschen Schriftsprache angestrebt zu haben, ein Verdienst, das angesichts der Willkürlichkeit im Gebrauch unsrer Sprache damals nicht gering ist. Von welch nationaler Gesinnung dieser Mann beseelt war, ersieht man aus seiner „Todesklage Germaniens:"

„Die Sprache, die da kann die Kron' Europens nehmen,
die will man henkergleich zerstückeln und erlähmen.
Ach, schämt ihr euch nicht, ihr kindergleichen Affen,
die ihr wollt gieriglich nach fremden Sünden gaffen,
und gerne unteutsch sein, euer Vaterland veracht,
und habt in Teutschland ein unteutsches Land gebracht?"

Der Hauptfehler, den Schottel in seinem Werke beging, bestand darin, daß er, der herkömmlichen Ansicht seiner Zeit gemäß, die Sprache gleichsam als ein Werk der Gelehrten betrachtete und den Sprachgebrauch nicht wertete. Das tat der Berliner Rektor Johann Bödiker in seinem wichtigen Buche über „Grundsätze der Teutschen Sprache im Reden und Schreiben" (1690). Diese Schrift blieb bis auf Gottsched die maßgebende.

Unter den Männern, denen ein Einfluß auf die weitere Entwicklung unsrer Sprache zuzuschreiben ist, sei zunächst Martin Opitz genannt (1597—1637). Schon als etwa Zwanzigjähriger verteidigte er — allerdings in lateinischer Rede! — unsre Volkssprache in seinem „Aristarch oder über die Verachtung der deutschen Sprache" und wendete sich nachdrücklich gegen die Fremdländerei. 1624 ließ er sein „Buch von der Deutschen Poeterey" erscheinen. Es ist der erste Versuch einer deutschen Verskunst. Statt der Silbenzählung verlangt Opitz eine regelrechte Versmessung. Hebung und Senkung müßten im deutschen Verse ebenso regelmäßig abwechseln, wie Länge und Kürze in der Silbenmessung der alten Sprachen. Damit war dem Knittelvers eines Hans Sachs und der Meistersänger

der Todesstoß versetzt. Daß Opitz ferner nach französischem Muster den Alexandriner in unsre Poesie brachte, war allerdings ein fragwürdiges Verdienst dieses Mannes, der, obwohl nicht ohne eine nationale Ader, doch auch ein Nachahmer der Römer, Franzosen und Holländer war. Er war in erster Linie ein formales Talent. Er poetisierte mehr, als daß er poetisch tätig war, schuf manche neuen Wörter, merzte fremde aus, verlieh unsrer Sprache größere Geschmeidigkeit und mied bei allem rednerischen Aufputz doch jenen Wortschwall, der sich bei Leuten vom Schlage der Pegnitzschäfer, sowie bei Hofmannswaldau und Lohenstein unangenehm breit machte. Harsdörfer, Klaj und Birken haben in dieser Hinsicht arg gesündigt und unsrer Dichtkunst schlechte Dienste getan. Von Harsdörfer stammt der bereits S. 68 erwähnte „Poetische Trichter," der eine Anleitung zum — Erlernen der Poesie in sechs Stunden gibt! Statt auf eine einfache natürliche Ausdrucksweise zu halten, verlangte Harsdörfer die Verwendung sogenannter sinnreicher Beiwörter und Umschreibungen und fälschte dadurch den guten Geschmack und naturwahres Empfinden. Der Wein hieß in seiner Dichtersprache Kelterblut, der Wind: Wolkentreiber, das Blut: nasses Lebensgold oder: der Leber Kuchenspeiß, der Frühling: Blumenvater; das Feld bekam je nach dem Monat ein andres Beiwort: es gab ein windbetrübtes und ein vielbegrastes, ein hitzemattes und ein schneebesamtes Feld. Derartige Geschmacklosigkeiten brachten die Sprachgesellschaften in Verruf, zumal Harsdörfer und Genossen eine süßlich tändelnde Schäferpoesie in unsre Dichtkunst einführten. Ihre ästhetische Sinnlosigkeit ging so weit, gleichlautende Worte in Verse als Gedächtnisstütze zusammenzuzwängen:

„Die Griechin Helena macht Troja unterliegen,
weil Griechen-Land vermeint, durch Kriegen Rach zu kriegen,
wie kriechen sie so schön ins Pferdes Bauch hinein,
der etwan leer gewest von Krügen voll mit Wein."

Eine noch ungünstigere Wendung als durch Harsdörfer, Klaj und Birken erfuhr die deutsche Poesie und ihre Sprache durch die Mitglieder der sogenannten zweiten schlesischen Dichterschule. Hatten Opitz und die Poeten, welche sich an ihn anschlossen und die sogenannte erste schlesische Dichterschule bildeten, hauptsächlich auf eine Reinhaltung der Sprache von Fremdwörtern, sowie auf Regelmäßigkeit des Versbaues geachtet, so strebten Hofmann von Hofmannswaldau und von Lohenstein, die Häupter der zweiten schlesischen Dichterschule, nach „galanter" Schreibart à la Frankreich und Italien. Dabei verfielen sie in einen Schwulst und Prunk, der sich obendrein mit sinnlicher Lüsternheit paarte, so daß ihr Einfluß als Dichter verhängnisvoll und verderblich war; denn die kritiklosen Zeitgenossen staunten sie bewundernd als tonangebende Muster an, und ein Schwarm von Nachtretern heftete sich an ihre Sohlen. Welchen Wust von schwülstigen Bildern Hofmannswaldau in seinen lyrischen Gedichten ablud, zu welch hohlen Empfindungen und falscher Erhabenheit er seine unbestreitbar poetische Begabung und unsre Sprache mißbrauchte, mögen folgende Stellen aus seinen Gedichten beweisen.

„Lippen, die Scharlach und Rosen bedecken,
Welche der Marmel der Wangen umflicht,
Rühret vom purpurnen Schaume der Schnecken
Euere göttliche Lieblichkeit nicht?"

Vertraulichkeit ist bei ihm „der Zucker reiner Herzen", Küsse sind nach ihm „Kerzen liebender Seelen und kochender Herzen." War Hofmannswaldau sich dieser Manieriertheit bewußt? Man möchte es annehmen, wenn man erfährt, daß er absichtlich geschmacklose Bilder aneinanderreiht, um eine komische Wirkung zu erzielen, wie z. B. in dem Liebesgedicht:

„Amanda, liebstes Kind, du Brustlatz kalter Herzen,
der Liebe Feuerzeug, Goldschachtel edler Zier,
der Seufzer Blasebalg, des Trauerns Löschpapier,
Sandbüchse meiner Pein und Baumöl meiner Schmerzen" u. s. w.

Aber auch in ernstgemeinten Versen dieses Mannes blüht toller Unsinn. Es zeugt für die Geschmacksverwirrung der damaligen Zeit, daß man Hofmannswaldau in seinen lyrischen Gedichten blindlings pries. Ebenso fanden seine Heldenbriefe kritiklose Bewunderung. In diesen „Heroiden", welche er nach romanischen Vorbildern (Marini) in die deutsche Literatur einführte, schilderte er in langatmigen Briefen, die in Alexandrinern gereimt sind, berühmte Liebespaare (Abälard und Heloise, Eginhard und Emma, Albert III. von Bayern und Agnes Bernauerin). Trotz all der kritischen Bedenken, zu denen Hofmannswaldaus Dichtungen veranlassen, hat er mittelbar doch ein gewisses Verdienst um unsre Sprache, freilich ein ungewolltes. War sie vorher vielfach steif und ungelenk gewesen — Karl V. hatte sie in die Pferdeställe verbannt — so zeigte Hofmannswaldau, leider in übertriebener Weise, daß sie durchaus der Fülle und Glätte fähig war. Indem spätere Poeten an den Dichtungen dieses Schlesiers und seiner Geistesverwandten die geschmacklosen Übertreibungen kennen lernten, suchten sie sie zu vermeiden, strebten nach naturwahrer Ausdrucksweise unter Beibehaltung einer flüssigen, glatten Darstellung.

Zunächst allerdings fand Hofmannswaldau Nachahmer, die an gedunsener Schreibweise ihn noch übertrafen. Man braucht nur Daniel Kaspar von Lohenstein zu nennen, und jeder Literaturfreund weiß, daß dieser Dichter den Gipfel der damaligen Manieriertheit erstiegen hat. „Lohensteinischer Schwulst" ist sprichwörtlich geworden. Man urteile. Lohenstein sagt in seinen Heldenbriefen:

„Die Wangen sind an ihr Granaten ohne Kerne,
Geblüme, das nicht riecht, ein Feld von Rosen leer" —

und:

„Der Liebeszucker ist im Tränensalz zerronnen,
So oft ein irdisch Mund den Göttern Küsse gab."



Ein andermal dichtet er:

„So weiß als dies Papier, so rein ist mein Gemüte,
Die Tint' ist Kohl und Rauch von meiner Liebesglut.“

Von derartigen Entgleisungen, unplastischen Bildern, saloppen Wendungen, dunkeln Ausdrücken wimmelt es in Lohensteins Schriften, die an vielen Stellen unsittlich sind. Seine dramatischen Dichtungen triefen von Blut. Sein über sechstausend Foliospalten umfassender, unvollendet gebliebener Heldenroman „Großmütiger Feldherr Arminius oder Hermann nebst seiner durchlauchtigsten Thusnelda“ wurde als der beste seiner Zeit betrachtet. Zeigt auch dieses hochtrabende Werk an „schwerlastenden“ Worten übergenug, so rühmt Mundt in seiner Kunst der deutschen Prosa an ihm doch „ausgezeichnete Seiten der Darstellung, die sich an mehreren Stellen zu einer großartigen Energie erhebt.“ Von Lohenstein gilt in verstärktem Maße, was von Hofmannswaldau gesagt ward: er macht große Worte, aber sie entbehren des Inhalts, er strebt nach „galanter“ Schreibart, aber sie wird bei ihm meistens zur geglätteten Roheit.

Notgedrungen rief diese Richtung in unserm Schrifttum eine Gegenströmung hervor. Man ward dieser Unnatur in Empfindung und Sprache satt, zumal man an Friedrich von Logau, dem tüchtigen Epigrammatisten (vergl. oben S. 159), an Simon Dach, dem Verfasser des gefühlsinnigen „Der Mensch hat nichts so eigen“, an Paul Fleming und andern Männern Dichter besaß, deren Poesien mit der Unnatur jener Schlesier nichts Gemeinsames hatten. Auch Moscherosch, der unter dem Namen Philander von Sittewald packende Satiren schrieb, und Zinkgref, der seine scharfsinnigen und witzigen „Apophthegmata, d. i. der Deutschen kluge Sprüche“ herausgab, sowie namentlich Christoffel von Grimmelshausen mit seinem berühmten Volksroman Simplicissimus verdienen Erwähnung. In ihren Dichtungen, besonders bei Grimmels-

hausen, erkennt man das Streben nach einer kernigen, gehaltreichen Sprache, nach Wahrheit und Wärme der Empfindung und nach einem natürlichen Stil. Diese Vorzüge sind um so anerkennenswerter, als man in den meisten der damaligen Schriften eine Verwelschung und Verfälschung der deutschen Sprache antrifft, die Moscherosch, obwohl auch er dem Fremdwörtersport huldigt, in den bittern Worten geißelt: „Ihr bösen Teutschen, man soll euch peitschen, daß ihr die Muttersprach so wenig acht. Ihr lieben Herren, das heißt nicht mehren, die Sprach verkehren und zerstören. Ihr tut alles mischen mit faulen Fischen und macht ein Mischgemäsch, eine wüste Wäsch. Wir hans verstanden mit Spott und Schand, wie man die Sprach verkehrt und ganz zerstört. Ihr bösen Teutschen, man sollt euch peitschen in unserm Vaterland. Pfui dich der Schand!" Moscherosch' entrüstete Worte waren leider zu sehr begründet. Von einer Fortführung und weitern Ausbildung der durch Luther angebahnten deutschen Sprache war wenig zu spüren. Bald war sie zu gelehrt und mit fremdsprachlichen Brocken vermengt, bald geistlos und platt, dann schwülstig und phrasenhaft und endlich matt und wässerig.

In den letztgenannten Fehler verfielen die sogenannten Wasserpoeten. Man könnte sie auch die Bilderstürmer der Poesie nennen, da sie den Bilderschmuck aus der Dichtkunst verbannten und in einer nüchternen und flachen Sprache, welche der geistbeseelten Phantasie entbehrte, Prosa auf Prosa reimten. Sie ahmten Christian Weise aus Zittau nach, übertrafen diesen Vielschreiber aber noch an Seichtigkeit und Gedankenarmut. Weise setzte in seinen lehrhaften Dichtungen dem Gemachten und Gedunsenen der Schlesier Einfachheit und Wahrheit entgegen, übertrieb jedoch dieses Streben und strandete an der Klippe öder Nüchternheit. Ein zweiter Angriff auf die Hofmannswaldau-Lohensteinsche Richtung erfolgte von seiten der niedersächsischen Dichtergruppe, die in Hamburg ihren Sitz

hatte. Die Mehrzahl dieser mehr als sechzig Poeten zählenden Schule waren geistlose Gelegenheitsreimer. Nur zwei ragen aus ihnen hervor: Christian Wernicke und Heinrich Brockes, die bereits früher charakterisiert wurden (S. 84). Sie und andre Männer, wie Günther, Liscow und zum Teil auch die sogenannten Hofpoeten (s. oben S. 68), haben an ihrem Teile dazu beigetragen, die Unnatur, unter welcher unsre Muttersprache aus den genannten Gründen litt, zu überwinden und einen bessern Geschmack in der deutschen Poesie vorzubereiten, wenn ihr Verdienst als selbstschaffende Dichter auch nur ein geringes ist.

Viel für die Reinheit und den Wohlklang, für den Gedankenreichtum und die logische Bestimmtheit der deutschen Sprache war gewonnen, als Christian Thomasius in Leipzig sich entschloß, seine wissenschaftlichen Vorträge fortan in deutscher Sprache zu halten (1687). Mußte er infolge dieser Neuerung auch dem Ansturm der Scholastiker weichen und Leipzig verlassen (er fand in Halle eine Wirkensstätte), so stand er mit seiner Forderung doch bald nicht mehr vereinzelt da. Schon ungefähr 1679 hatte Leibniz seine „Ermahnung an die Teutsche, ihren Verstand und Sprache besser zu üben, samt beigefügten Vorschlag einer Teutschgesinnten Gesellschaft" erlassen *), und sein Schüler Christian Wolf beherzigte die Mahnung des Meisters und schrieb seine mathematisch-philosophischen Lehrbücher in deutscher Sprache.

Eine weitere Befruchtung empfing unsre Sprache durch gewissenhafte Übersetzungen aus dem Französischen und Englischen. Es sei nur an Bodmers Verdeutschung des „Verlornen Paradieses" von Milton erinnert (1731), sowie an

Man vergl. auch die aus Leibniz' Nachlaß von Eccard herausgegebenen Collectanea Etymologica, worin sich die „unvorgreiflichen Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbesserung der teutschen Sprache" finden.

Wielands Shakespeare-Übersetzung (1762—1766). Auch Bodmers und Breitingers Leipziger Gegner, Gottsched, gebührt ehrende Erwähnung. Seine „Beiträge zur kritischen Historie der deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit" (1732—1744), sowie seine deutsche Sprachkunst haben, indem sie Korrektheit und Regelmäßigkeit forderten, unsre Muttersprache in gewisser Weise günstig beeinflußt. Freilich blieb Gottsched, der Stimmführer der „Deutschübenden poetischen Gesellschaft" in Leipzig, die eine Art Academie française werden sollte, zu tief im Banne seiner pedantischen, vorwiegend auf das Nüchtern-Verständige gerichteten Natur stecken, wie in diesem Buch wiederholt nachgewiesen ist. Er verkannte den Lebensgeist der Sprache Luthers, da er dieser die Sprache seines ihm in mancher Hinsicht geistesverwandten Martin Opitz als Norm gegenüberstellte. Wiederum war es Bodmer, welcher in seiner Grammatik „Grundsätze der deutschen Sprache" Gottscheds Ansichten über unsre Sprache bekämpfte. Sowohl die Schweizer als auch die Mitarbeiter an den „Bremer Beiträgen", die Gottsched den Gehorsam aufgekündigt hatten, suchten, unbekümmert um das aus seiner Schule stammende Wort, wonach das Dichten „das feuerreiche Spiel der dichtenden Vernunft" genannt wird, einer gemütvollern Poesie Eingang in weitere Kreise zu verschaffen. Besonders aber war Klopstocks Genie der glänzendste Gegenbeweis zu der seit Opitz immer weiter verbreiteten Anschauung, daß die Poesie etwas Erlernbares sei. Es ist eins der Hauptverdienste Klopstocks, daß er in seinen Dichtungen die großartige rhythmische Beweglichkeit unsrer Sprache praktisch nachwies, ihre Biegsamkeit und Bildsamkeit zeigte und sie mit einer Wärme der Empfindung beseelte, die zwar nicht selten in dunklen Stimmungen und verschwommenen Umrissen wirkungslos sich verflüchtigte, gegenüber der dürren und verstandesmäßigen Sprache der voraufgegangenen Zeit aber doch wie eine Erquickung anmutete.

Auch Wieland half diesen Läuterungsprozeß unsrer Sprache fördern. Er hüllte seine Dichtungen zwar nicht in den majestätischen Faltenwurf des ideellen Klopstockschen Pathos. Die heitern Kinder seiner frei spielenden Phantasie bekundeten in ihrer muntern, gefälligen Sprache eine reizvolle Anmut und einen feinen Geschmack, weshalb sie sich schnell die Gunst gebildeter Kreise erwarben. Überhaupt zeigte die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts einen gesteigerten Lebensdrang auf fast allen Gebieten geistigen Schaffens; es waren Jahre fruchtverheißender Aussaat. Und in diese Zeit allgemeiner geistiger Regsamkeit ward Lessing von der Vorsehung gestellt.

Er war ein Kind der Lausitz und brachte als Stammeseigentümlichkeit die Lebhaftigkeit des Redens mit auf die Welt, worin sich nach Treitschke, seinem Landsmann, die Obersachsen vor andern Deutschen auszeichnen. Diese Lebhaftigkeit und Beweglichkeit zeigt sich besonders in seinen Zwiegesprächen und in seinem polemischen Stil, dem er ja gern die Form des Dialogs gab. Im Wechselgespräch hatte er am ehesten Gelegenheit, seiner Grundneigung gemäß das, was er lebhaft empfand und klar erkannte, individuell zum Ausdruck zu bringen; hier schreibt er nicht die Sprache, sondern spricht sie. Gab er doch schon als Fünfzehnjähriger seiner Schwester den Rat: „Schreibe, wie Du redest, so schreibst Du schön," und in der Dramaturgie liest man den Satz: „Der wahre Kunstrichter folgert keine Regeln aus seinem Geschmacke, sondern hat seinen Geschmack nach den Regeln gebildet, welche die Natur der Sache erfordert."

Lessings Stil ist das Ergebnis einer jahrelangen Entwicklung. Wie Goethe, als er in Leipzig in ein freieres Fahrwasser kam, vielfach unter dem Einfluß der feinsinnigen Frau Professor Boehme, sich eine reinere Aussprache und ein mehr dialektfreies Deutsch aneignete, so machte Lessing ungefähr zwanzig Jahre früher einen ähnlichen Lehrkursus durch, frei-

lich nicht unter dem Walten einer zarten Frauenhand. Seine deutsche Sprache war das unverfälschte Meißnische seiner Heimat; ihm hat er sich niemals ganz entziehen können. Doch lagen die Verhältnisse auf dem Gebiete der deutschen Sprache für Lessing auch bei weitem nicht so günstig als für den Frankfurter Patriziersohn. Als Goethe produktiv an unserm Schrifttum teilzunehmen begann, da hatten Klopstock, Wieland, Lessing und Winckelmann der deutschen Sprache vielfach schon das Siegel ihres schöpferischen Geistes aufgedrückt, und Goethes Genius konnte fortführen und zur Vollendung bringen, was andre vor ihm begonnen. Lessing aber fand eine Schriftsprache der Art, wie er sie später schrieb, nicht vor, wie aus dem geschichtlichen Abriß zu Anfang dieses Kapitels hervorgeht, sondern mußte sie sich erst schaffen. Von großer Bedeutung dabei waren ihm die Franzosen, in erster Linie Voltaire, von dem Goethe später schrieb, er sei der denkbar höchste Schriftsteller seiner Nation. Lessing rühmte an ihm den ganz eignen historischen Vortrag; niemand wisse so gut als Voltaire, die wichtigsten Begebenheiten in ein Epigramma zu bringen, und alles mit einer gewissen Spitze zu sagen. Das ist eine Eigentümlichkeit, der man bei Lessing auch sehr oft begegnet. Ein andermal hob er lobend hervor, Voltaire besitze nicht allein die Kunst, schön zu schreiben, sondern auch, wie Pope sage, die letzte und größte Kunst, die Kunst zu streichen (vergl. S. 80). Ferner ging der Stilist Lessing bei Diderot und Rousseau in die Schule. Wie sehr er die französische Sprache schätzte, bekundet er in der Vorrede zu Marignys „Geschichte der Araber". Nachdem er den lehrreichen und fesselnden Inhalt, sowie den übersichtlichen Aufbau des Buches gerühmt, fährt er fort: „Daß er [Marigny] überdieses die Kunst wohl zu erzählen und die edle Einfalt in Worten und Ausdrücken werde in seiner Gewalt gehabt haben, läßt sich schon daraus schließen, weil er ein Franzose ist.

Man lasse uns dieser Nation wenigstens den Ruhm nicht streitig machen, daß die allermeisten von ihren Schriften, wenn sie schon mit keiner schweren Gelehrsamkeit prahlen, dennoch von einem guten Geschmacke zeugen." Wie Lessing in seinem Stil mehr und mehr das Schülerhafte abstreift, nach einer natürlichen, fesselnden, wahren und anmutigen Ausdrucksweise strebt, ist in den voraufgegangenen Kapiteln dieses Buches bei der Würdigung seiner einzelnen Schriften mehrfach des nähern dargetan. Hier möge eine zusammenfassende Übersicht folgen.

Lessings Stil ist der Ausdruck seiner gesamten geistigen Persönlichkeit. Natürlich und wahr wie der Mensch Lessing, ist auch der Stilist Lessing. Darum schrieb er gelegentlich einmal gegen Goeze (vergl. S. 399): „Wie lächerlich, die Tiefe einer Wunde nicht dem scharfen, sondern dem blanken Schwerte zuschreiben! Wie lächerlich also auch, die Überlegenheit, welche die Wahrheit einem Gegner über uns gibt, einem blendenden Stil desselben zuschreiben! Ich kenne keinen blendenden Stil, der seinen Glanz nicht von der Wahrheit mehr oder weniger entlehnt. Wahrheit allein gibt echten Glanz." Wie verhaßt waren ihm deshalb die tönenden Phrasen und die süßliche Geziertheit Hofmannswaldaus und Genossen! „Bei einer gesuchten, kostbaren, schwülstigen Sprache kann niemals Empfindung sein. Sie zeugt von keiner Empfindung und kann keine hervorbringen. Aber wohl verträgt sie sich mit den simpelsten, gemeinsten, plattesten Worten und Redensarten", sagt er im 59. Stück seiner Dramaturgie. Die Ehrlichkeit und Wahrheit seines Empfindens spiegelt sich treu in seiner Sprache wieder. Was man so lebhaft empfunden, werde einem so leicht zu schreiben, äußerte er zu Gerstenberg (25. Febr. 1768), und in einem Schreiben an seinen Vater liest man: „Wenn ich einmal schreibe, ist es mir nicht möglich, anders zu schreiben, als ich eben denke und empfinde." Diese innere Übereinstimmung zwischen der gedachten Sache

und dem Ausdruck dafür verleiht seiner Sprache jene überzeugende Kraft, jene Klarheit und Wahrheit, welche ihr die Befähigung sichern, eine Bildungsschule des sprachlichen Ausdrucks zu sein. Mit Recht nennt Gelzer die Sprache Lessings „ein im freiesten Flusse und doch zugleich in strengster innerer Wahrheit fortschreitendes lautes Denken." Wiederholt betont Lessing die Notwendigkeit des Denkprozesses, welcher der schriftlichen oder mündlichen Bezeichnung einer Sache voraufgehen muß. „Wovon ich einen Begriff habe, das kann ich auch mit Worten ausdrücken," läßt er Ernst zu Falk im ersten Freimaurergespräch sagen. „Es kommt wenig darauf an, wie wir schreiben, aber viel, wie wir denken," ruft er im „Anti-Goeze" (II) seinem Hamburger Gegner zu. Und in „Emilia Galotti" sagt der Prinz zum Maler: „Der denkende Künstler ist noch eins soviel wert."

Ein denkender Schriftsteller verlangt, um verstanden zu werden, auch denkende Leser. Lessing mutet einem in der Tat eine straffe Konzentration des Denkvermögens zu, wenn man ihm folgen will. Seine Darstellung ist kraftweckend, wie bei Besprechung des „Laokoon" (S. 239) näher ausgeführt ist. Sie stellt den Leser nicht vor eine fertige Sache hin; er muß vielmehr mit Lessing, dem Sokratiker, denken und untersuchen, prüfen und wägen, bevor er zu einer abschließenden Erkenntnis gelangt. Oberflächliche Menschen, welche die Lektüre nur zum Zeitvertreib oder zur Befriedigung einer rohen Neugierde betreiben, gehen darum einem ernsten Geiste wie Lessing gern aus dem Wege. Wer aber liebt, seinen Verstand zu schulen und seine Denkkraft zu erproben, wem es ästhetisch und sittlich behagt, eine klare Sprache, gelenkig und schlagfertig im Ausdruck, scharfsinnig und fesselnd in den Folgerungen, und einen Stil auf sich wirken zu lassen, der in seiner körnigen Gedrungenheit, in seiner Wahrhaftigkeit und muntern Natürlichkeit das treue Abbild eines mannhaften, ehr-

lichen Charakters und reichgebildeten Geistes ist, der greise zu Lessing. Seine Sprache ist mehr die des Verstandes, der Reflexion, als die des Herzens, des Gefühls. Man atmet bei ihm Höhenluft der Gedanken. Der Kritiker in ihm war stets wachsam. Sein Wirklichkeitssinn zügelte seine Phantasie und nahm sein Gefühlsleben in stramme Zucht; lyrische Töne eigneten ihm nicht. Darum ist der Ausdruck in seiner Sprache eher sachgemäß als poetisch, eher sinnfällig als ausschmückend, eher kurz und bestimmt als vielsagend. Sie hat weder den Schleppenprunk der Schillerschen Rhetorik, noch die graziöse Leichtigkeit und den undefinierbar poetischen Duft des Sprachkünstlers Goethe. Lessings Sprache ist gedankenernst und ideenschwer, klar und wahr. Der einfache und natürliche Ausdruck ist ihm der schöne. Sein Streben nach sprachlicher Genauigkeit geht so weit, daß er eine Sache innerhalb eines Satzganzen oft mit demselben Ausdruck bezeichnet; synonyme Wörter gebraucht er vorsichtig. Richtig schauen, richtig denken, richtig ausdrücken, ist ihm unerläßliche schriftstellerische Pflicht. Aus all diesem resultiert die epigrammatische Schärfe und sententiöse Kraft seiner Sprache, sowie sein mustergültiger Lapidarstil späterer Zeit, der in frühern Arbeiten, so in der „Miß Sara Sampson", sich in zerhackten Sätzen gefällt. Allerdings artet Lessings Streben nach pointierter Kürze bisweilen in Manier aus. Schillers Xenion, das von Trauerspielen voll Salz und epigrammatischer Nadeln spricht, gilt beispielsweise von der Sprache der „Emilia Galotti", während „Minna von Barnhelm" in geradezu mustergültiger Komödiensprache geschrieben ist.

Andrerseits aber konnte Lessing, trotzdem er mit seinem Erkenntnisvermögen so fest im Mutterboden der Wirklichkeit wurzelte, seine dichterische Schöpferkraft auch in seiner Sprache nicht verleugnen, weder in seiner Poesie noch in seiner Prosa. Auch in dieser nicht. Sie nahm ihm mehr Zeit, verursachte

ihm mehr Mühe als seine Poesie. „Meine Prosa hat mir von jeher mehr Zeit gekostet als Verse," schrieb er seinem Bruder Karl (1. Dez. 1778). Das wird aus Lessings Hinneigung zur Reflexion erklärlich, die sich auch auf Etymologisches erstreckte. Er selbst gesteht diese „Schwäche" ein. So liest man im siebenundvierzigsten seiner „Antiquarischen Briefe": „. . . mir ist es selten genug, daß ich ein Ding kenne und weiß, wie dieses Ding heißt; ich möchte sehr oft auch gern wissen, warum dieses Ding so und nicht anders heißt. Kurz, ich bin einer von den entschlossensten Wortgrüblern; und so lächerlich als vielen das etymologische Studium vorkommt, so geringfügig es mir selbst, mit dem Studio der Dinge verglichen, erscheint, so erpicht bin ich gleichwohl darauf . . . Es ist nicht so gar ohne Grund, daß oft, wer das Wort nur recht versteht, die Sache schon mehr als halb kennt." In diesem Worte Lessings steckt zugleich ein wertvoller pädagogischer Fingerzeig.

Daß eine Sprache, die tiefe, klare und deutliche Vorstellungen zu erwecken sucht, dennoch reich an poetischen Bildern voll plastischer Anschaulichkeit und Schönheit sein kann, ja, daß eine solche Sprache gerade durch ein Zusammenwirken von Verstand und Phantasie Gehalt gewinnt, auch dafür ist Lessing ein vollkommenes Beispiel. Am liebsten und häufigsten — vielleicht zu häufig — verwendete er das Gleichnis, was sein Streben nach einer möglichst vollendeten Ausdrucksweise unterstützte. Freilich sind Lessings Bilder andrer Art als die seufzenden Blasebälge und die marzipanenen Herzen Hofmannswaldaus oder die Granatenwangen und der Liebeszucker Lohensteins. Sie sind durchgehends innerlich geschaut, treffen die Sache, die im Brennpunkt des Interesses steht, erfrischen in ihrer Ursprünglichkeit und halten sich fern von jenem Fehler, den Lessing einmal dahin kennzeichnet, daß Erklärungen bekannter Dinge wie überflüssige Kupferstiche in Büchern seien.

Gleichwohl warf Goeze unserm Schriftsteller vor, er suche in seinen Streitschriften nicht sowohl den Verstand seiner Leser durch Gründe zu überzeugen, sondern vielmehr sich ihrer Phantasie durch allerhand unerwartete Bilder und Anspielungen zu bemächtigen. Darauf erwiderte Lessing: „Ich suche allerdings durch die Phantasie mit auf den Verstand meiner Leser zu wirken. Ich halte es nicht allein für nützlich, sondern auch für notwendig, Gründe in Bilder zu kleiden und alle die Nebenbegriffe, welche die einen oder die andern erwecken, durch Anspielungen zu bezeichnen. Wer hiervon nichts weiß und versteht, müßte schlechterdings kein Schriftsteller werden wollen; denn alle guten Schriftsteller sind es nur auf diesem Wege geworden" (8. Anti-Goeze). Schon früher (im 2. Anti-Goeze) hatte Lessing in ähnlicher Veranlassung dem Hauptpastor erwidert: „Was kann ich dafür, daß ich nun einmal keinen andern Stil habe? Daß ich ihn nicht erkünstle, bin ich mir bewußt. Auch bin ich mir bewußt, daß er gerade dann die ungewöhnlichsten Kaskaden zu machen geneigt ist, wenn ich der Sache am reifsten nachgedacht habe. Er spielt mit der Materie oft um so mutwilliger, je mehr ich erst durch kaltes Nachdenken derselben mächtig zu werden gesucht habe." Weiterhin führt er aus, Goeze wolle doch wohl nicht behaupten, „daß unter verblümten, bilderreichen Worten notwendig ein schwanker, schiefer Sinn liegen muß? daß niemand richtig und bestimmt denken kann, als wer sich des eigentlichsten, gemeinsten, plattesten Ausdrucks bedient?" (2. Anti-Goeze.) Lessing vergleicht den Begriff mit dem Manne, das sinnliche Bild des Begriffes mit dem Weibe und die Worte mit den Kindern, die beide hervorbringen. Verächtlich sagt er: „Ein schöner Held, der sich mit Bildern und Worten herumschlägt und immer tut, als ob er den Begriff nicht sähe!"

Daß Lessing auch da, wo er nach seiner eignen Meinung mit Worten am meisten spielt, dennoch nicht mit leeren Worten

spielt, daß — wie er sagt — „überall ein guter triftiger Sinn zu Grunde liegt, auch wenn nichts als lauter ägyptische Grillen und chinesische Fratzenhäuserchen daraus emporsteigen," das weiß der Leser dieses Buches aus mitgeteilten Stellen. Ein paar Beispiele mögen noch hinzugefügt werden. Er gebraucht u. a. folgende Bilder: jede Silbe auf die Folter spannen; windschiefe Fragen; eingeschlossen sein, wie der Dotter in der Schale des Eies; lendenlahmer Stil; Wetterleuchten des Witzes; grammatische Folter; ein Jucken, seine Belesenheit zu zeigen; hirnlose Urteile; geschminkte Unwahrheit; logischer Fechterstreich; ein redendes Gemälde; einen Strahl des Evangeliums auffangen; schreiende Taten; ein malerisches Auge; ein nervenreicher Ausdruck; mit höhnischem Achselzucken; jemand mit seinem eignen Fett beträufeln; sich zu Schanden sinnen; auf Treibsand bauen; klingender Vorteil; das Pferd verhungert, ehe der Hafer reif geworden; der Firnis der Bewunderung; der Phantasie die Flügel binden; Bemäntelung der Tyrannei; des Staubes nicht wert sein; der düstre Thron der Lüge; sich mit Mücken herumschlagen; die Wahrheit ist kein Wetterhahn; ein rhetorischer Ausfall; den Nachtisch vor der Suppe aufzehren; an den Faden einer Spinne nichts weniger als die ganze Ewigkeit hängen wollen; eine solche Katechismusmilch dem Leser noch vorkauen; die Henne ward über ihr Ei so laut, und es war noch dazu ein Windei; der Tag brach für sie an, aber sie suchten die aufgehende Sonne im Abend; denken Sie, daß meine Haut Elefantenleder ist; zu einer Arbeit unlieber gehn, als der Dieb zum Galgen; die Gedanken unter der Feder reif werden lassen; ein mißgebildeter Körper und eine schöne Seele sind wie Öl und Essig, die, wenn man sie schon ineinander schlägt, für den Geschmack doch immer getrennt bleiben; sich in den philosophischen Mantel einhüllen. Ein Bund Stroh aufzuheben, muß man keine Maschinen in Bewegung setzen; was ich mit dem Fuße um-

stoßen kann, muß ich nicht mit einer Mine sprengen wollen; ich muß keinen Scheiterhaufen anzünden, um eine Mücke zu verbrennen. Ich vergleiche ihn einem mutigen Pferde, das niemals mehr Feuer aus den Steinen schlägt, als wenn es stolpert. — Diese Beispiele dürften genügen.

In dem engen Rahmen dieser Darstellung sei noch erwähnt, daß Lessing, so sehr er auch nach einem reinen Deutsch strebt, aus Gründen der Klarheit doch nicht ein leidenschaftlicher Verfolger der Fremdwörter war; ferner, daß er, um das Kind beim rechten Namen zu nennen, auch vulgäre Kraftausdrücke anwendet, die in dem Wortschatz unsrer jetzigen Schriftsprache ein Heimatrecht kaum noch haben. Es darf hierbei nicht der Charakter der Zeit vergessen werden, in welcher Lessing lebte. Auch Luther verwendet oft Ausdrücke und Redewendungen, die das verfeinerte Sprachgefühl der Gegenwart nicht erlaubt. Andrerseits hat Lessing auch neue Ausdrücke für unsre Sprache geprägt; am bekanntesten ist das Wort „empfindsam".

Rückhaltlos haben Zeitgenossen Lessings und Späterlebende die Bedeutung seiner Sprache anerkannt. Herder schrieb: „Am meisten aber übertraf er [Lessing] alle seine Vorgänger in der Gelenkigkeit des Ausdrucks, in den immer neuen und glänzenden Wendungen seiner Einkleidung und Sprache, endlich in dem philosophischen Scharfsinn, den er mit jedem Eigensinn seines muntern, dialogischen Stils zu verbinden und die durchdachtesten Sachen mit Neckerei und Leichtigkeit nur hinzuwerfen wußte. Solange Deutsch geschrieben ist, hat, dünkt mich, niemand wie Lessing Deutsch geschrieben, und komme man und sage, wo seine Wendungen, sein Eigensinn nicht Eigensinn der Sprache selbst wären? Seit Luther hat niemand die Sprache von dieser Seite so wohl gebraucht, so wohl verstanden. In beiden Schriftstellern hat sie nichts von der plumpen Art, von dem steifen Gange, den man ihr zum Nationaleigentume machen will; und doch, wer schreibt ursprüng-

lich deutscher als Luther oder Lessing?" In „Dichtung und Wahrheit" (II. 7) sagt Goethe, auf den unleidlichen Stil um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts hindeutend: er wurde gewahr, „daß der erste Schritt, um aus der wässrigen, weitschweifigen, nullen Epoche sich herauszuretten, nur durch Bestimmtheit, Präzision und Kürze getan werden könne. Haller und Ramler waren von Natur zum Gedrängten geneigt; Lessing und Wieland sind durch Reflexion dazu geführt worden. Der erste wurde nach und nach ganz epigrammatisch in seinen Gedichten, knapp in der ‚Minna', lakonisch in ‚Emilia Galotti', später kehrte er erst zu einer heitern Naivität zurück, die ihn so wohl kleidet im ‚Nathan'". Jean Paul, der als Schriftsteller doch wahrlich keine Lessing-Natur ist, gesteht: „So oft ich Lessing gelesen, spürt' ich mehrere Tage eine besondere dialektische Kraft und Leichtigkeit des Distinguierens. Ich habe weniger Wahrheit vielleicht aus ihm gelernt, als viele Wege, zu ihr zu gelangen," und Heinrich Heine schrieb begeistert: „Das schöne Wort Büffons, ‚der Stil ist der Mensch selber', ist auf niemand anwendbarer als auf Lessing. Seine Schreibart ist ganz wie sein Charakter, wahr, fest, schmucklos, schön und imposant durch die inwohnende Stärke. Sein Stil ist ganz der Stil der römischen Bauwerke: höchste Solidität bei der höchsten Einfachheit; gleich Quadersteinen ruhen die Sätze aufeinander, und wie bei jenen das Gesetz der Schwere, so ist bei diesen die logische Schlußfolge das unsichtbare Bindemittel. Daher in der Lessingschen Prosa so wenig von jenen Füllwörtern und Wendungskünsten, die wir bei unserm Periodenbau gleichsam als Mörtel gebrauchen. Noch viel weniger finden wir jene Gedankenkaryatiden, welche ihr [die Franzosen] la belle phrase nennt."

Eine Zusammenstellung Lessingscher Aussprüche im nächsten Kapitel wird das Gesagte am besten durch Beispiele belegen.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Aussprüche Lessings.

I. Persönliches.

Ich halte mich kein Haar besser als irgend einen Menschen in der Welt, aber ich habe auch keine Ursache, mich für schlechter zu halten als irgend einen. Ich kann fehlen wie andre, aber andre können auch fehlen wie ich. Und wenn ja gefallen sein muß, so will ich lieber über meine eignen Beine zu Boden straucheln, als zu Boden gerissen werden.

Nachlaß: Gegen Mascho.

Ich bin nicht gelehrt — ich habe nie die Absicht gehabt, gelehrt zu werden — ich möchte nicht gelehrt sein, und wenn ich es im Traume werden könnte. Alles, wonach ich ein wenig gestrebt habe, ist, im Fall der Not ein gelehrtes Buch brauchen zu können.

Ebenso möchte ich um wie vieles nicht reich sein, wenn ich allen meinen Reichtum in barem Gelde besitzen und alle meine Ausgaben und Einnahmen in klingender Münze vorzählen und nachzählen müßte.

Nachlaß: Selbstbetrachtungen, Einfälle und kleine Aufsätze.

Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit und in seiner Linken den einzigen immer regen Trieb nach Wahrheit, obschon mit dem Zusatze, mich immer und ewig zu irren, verschlossen hielte und spräche zu mir: „Wähle!“ ich fiele ihm mit Demut in seine Linke und sagte: „Vater, gib! die reine Wahrheit ist ja doch nur für Dich allein!“

Eine Duplik I.

Kritik ist das einzige Mittel, mich zu Mehrerem aufzufrischen oder vielmehr aufzuhetzen . . . Worauf es bei mir ankommt: mich durch Tadel zu reizen, nicht dieses Nämliche besser zu machen, sondern überhaupt etwas Beßres zu machen. Und wenn auch dieses Beßre sodann notwendig noch seine Mängel haben muß, so ist dieses allein der Ring durch die Nase, an dem man mich in immerwährendem Tanze erhalten kann.

Lessing an Ramler (21. April 1772).

Sie [die Nachwelt] erweckt von Zeit zu Zeit Leute, die sich ein Vergnügen daraus machen, den Vorurteilen die Stirn zu bieten und alles in seiner wahren Gestalt zu zeigen, sollte auch ein vermeinter Heiliger dadurch zum Bösewichte und ein vermeinter Bösewicht zum Heiligen werden. Ich selbst . . . kann mir keine angenehmere Beschäftigung machen, als die Namen berühmter Männer zu mustern, ihr Recht auf die Ewigkeit zu untersuchen, unverdiente Flecken ihnen abzuwischen, die falschen Verkleisterungen ihrer Schwächen aufzulösen, kurz, alles das im moralischen Verstande zu tun, was derjenige, dem die Aufsicht über einen Bildersaal anvertraut ist, physisch verrichtet.

Rettungen des Horaz.

Man darf mich nur in einer Sache loben, wenn man haben will, daß ich sie mit mehrerem Ernste treiben soll.

Lessing an seine Mutter (20. Jan. 1749).

Ich bin nun einmal so; was ich den Leuten zu sagen habe, sage ich ihnen unter die Augen, und wann sie auch darüber bersten müßten.

Ein Vademecum für Lange.

Ich habe nie verlangt, daß allen Bäumen eine Rinde wachse.

Nathan der Weise: IV. 4.

Auf wen alle zuschlagen, der hat vor mir Friede.

Lessing an Eva König (8. Jan. 1773).

Ich will mit Männern lieber fallen, als mit Kindern stehen.

Nathan der Weise: III. 8.

Ich denke nicht, daß man eine Schanze darum sogleich aufgibt, weil man voraussieht, daß sie in die Länge doch nicht zu behaupten sei.

Briefe antiquar. Inhalts (38. Br.).

Wenn der Mensch bei dem, was er deutlich für Mißhandlung der Vernunft und Schrift erkennt, nicht warm und teilnehmend werden darf, wenn und wo darf er es denn?

Eine Duplik (Schlußsatz).

Ich suche durch meine Freunde ebensowenig zu gewinnen, als ich möchte, daß sie durch mich verlieren sollten.

Eine Parabel.

Hochachtung ist bei mir Freundschaft.

Lessing an Gleim (8. Jan. 1770).

Du schmähst mich hinterrücks? Das soll mich wenig kränken. Du lobst mich ins Gesicht? Das will ich dir gedenken!

Sinngedichte: Erstes Buch.

Mein Freund muß kein Freund der ganzen Welt sein.

Der Freigeist: I. 1.

Ich hasse die Lobsprüche, und besonders die, welche meinem Herzen auf Unkosten meines Verstandes gegeben werden.

Der Freigeist: I. 1.

Wenn ich besser belehrt werde, nehme ich eine kleine Demütigung schon vorlieb.

Nachlaß: Über eine Aufgabe im „Teutschen Merkur".

Ich schreibe nicht gern Briefe, aber ich lasse mich ebenso gern schriftlich unterrichten als mündlich.

Lessing an v. Gerstenberg (25. Febr. 1768).

Ich bin das Denken wenig gewohnt, aber das Abschreiben ohne zu denken, noch weniger.

Briefe (16.).

Wenn ich einmal schreibe, ist es mir nicht möglich, anders zu schreiben, als ich eben denke und empfinde.

Lessing an seinen Vater (21. Dez. 1767).

Viele bedauern im Tode, was sie im Leben nicht geliebt haben. Ich will im Leben lieben, was mir die Natur zu lieben befiehlt, und nach dem Tode so wenig als möglich zu bedauern suchen.

Lessing an seinen Vater (9. Febr. 1764).

Ich werde vielleicht in meiner Todesstunde zittern, aber vor meiner Todesstunde werde ich nie zittern.

Lessing: Eine Parabel (Die Bitte) XII. S. 106.

II. Welt und Menschen.

Begnügt Euch doch, ein Mensch zu sein!

Nathan der Weise: III. 9.

Dem Menschen ist ein Mensch immer noch lieber als ein Engel.

Nathan der Weise: I. 2.

Es sei uns immer angelegner, Menschlichkeit zu zeigen als Lebensart!

Hamb. Dramaturgie: 17. Stück.

Der Mensch ward zum Tun und nicht zum Vernünfteln erschaffen.

Nachlaß: Gedanken über die Herrnhuter.

Es eifre jeder seiner unbestochnen, von Vorurteilen freien Liebe nach!

Nathan der Weise: III. 7.

Was ist ein Held ohne Menschenliebe?

Philotas: 7. Auftritt.

Wie gern der schlaffste Mensch
Andächtig schwärmt, um — ist er zu Zeiten
Sich schon der Absicht deutlich nicht bewußt —
Um nur gut handeln nicht zu dürfen?

Nathan der Weise: I. 3.

Begreifst du, wieviel andächtig schwärmen leichter als gut handeln ist?

Nathan der Weise: I. 3.

Wenn Gott was Gutes durch uns tut, muß man so kalt nicht sein! — selbst aus Bescheidenheit so kalt nicht scheinen wollen!

Nathan der Weise: IV. 4.

Kein Mensch muß müssen.

Nathan der Weise: I. 3.

Sind Christ und Jude eher Christ und Jude als Mensch?

Nathan der Weise: II. 5.

Gott lohnt, Gutes hier getan, auch hier noch.

Nathan der Weise: I. 3.

Nicht die Übereinstimmung in den Meinungen, sondern die Übereinstimmung in tugendhaften Handlungen ist es, welche die Welt ruhig und glücklich macht.

Aus einer Rezension (30. März 1751).

Der menschliche Verstand läßt sich zwar ein Joch auflegen; sobald man es ihn aber zu sehr fühlen läßt, sobald schüttelt er es ab.

Nachlaß: Gedanken über die Herrnhuter.

Mitleid bringt jedem Ehre.

Die Matrone von Ephesus: Zweiter Entwurf, 4.

Der mitleidigste Mensch ist der beste Mensch, zu allen gesellschaftlichen Tugenden, zu allen Arten der Großmut der aufgelegteste. Wer uns also mitleidig macht, macht uns besser und tugendhafter.

Lessing an Nicolai (Nov. 1756).

Werke der Barmherzigkeit muß man nicht bloß an Bekannten ausüben.

Die Matrone von Ephesus: Zweiter Entwurf, 4.

Wer kein Mitleid mit sich selbst haben will, muß darum nicht aufhören, es mit andern zu haben.

Die Matrone von Ephesus: Erster Entwurf, 5.

Die nicht getröstet sein wollen, denen ist eben der Trost am nötigsten. Die andern trösten sich selbst.

Die Matrone von Ephesus: Zweiter Entwurf, 4.

Großmütige Vergebung kann oft eine von den härtesten Strafen sein, und wenn wir mit denen Mitleiden haben, welche Strafe leiden, so können wir auch mit denen Mitleiden haben, welche eine außerordentliche Vergebung annehmen müssen.

Lessing an Moses Mendelssohn (21. Jan. 1756).

Die Menschen sind nicht immer, was sie scheinen.

Nathan der Weise: I. 6.

Die sich am leichtesten übereilen, sind nicht die schlechtesten Menschen. Denn sie sind größtenteils ebenso fertig, ihre Übereilung zu bekennen; und eingestandene Übereilung ist oft lehrreicher als kalte überdachte Unfehlbarkeit.

Eine Parabel: Die Bitte.

Worte und Handlungen liegen nicht so weit auseinander, als man insgemein glaubt.

Anti-Goeze V.

Einem ehrlichen Mann ist nichts angelegener, als Unrecht, welches er nicht hat tun wollen und doch getan, wieder gutzumachen.

Eine Parabel: Die Bitte.

Ein ehrlicher Kerl muß nichts auf sich sitzen lassen.

Die Juden: 14. Auftritt.

Wir handeln alle nach dem Maße unsrer Einsichten und Kräfte, und es ist immer rührend, wenn auch der schwache, abgelebte Nestor sich dem ausfordernden Hektor stellen will, falls kein jüngerer und stärkerer Grieche mit ihm anzubinden sich getraut.

Eine Duplik (Einleitung).

Ein kluger Mann sagt öfters erst mit Lachen, was er hernach im Ernste wiederholen will.

Hamb. Dramaturgie: 84. Stück.

Zeige weder deinen Witz noch dein gutes Herz in ihrer völligen Stärke! Zeigst du zu viel Witz, so wird man dir kein gutes Herz zutrauen; zeigst du ein zu gutes Herz, so wird man an deinem Witze zweifeln.

Nachlaß: Auszüge aus Otway und Wycherley.

Dem Alter nicht, der Jugend sei's geklagt, wenn uns das Alter nicht behagt.

Sinngedichte: Zweites Buch.

Nichts tut man lieber und gewisser, als das, was man sich selber befohlen hat.

Briefe (15.).

Das Gewissen ist doch mehr als eine ganze uns verklagende Welt.

Miß Sara Sampson: I. 1.

Nichts kann unbilliger sein, als die Verspottung eines ganzen Standes in der Person eines Einzigen, in welcher man die Laster aller Mitglieder zusammenhäuft.

Rezensionen 1754 (Die Advokaten).

Man ist noch sehr glücklich, wenn man bloß nicht glücklich ist.

Fatime, Erster Auftritt.

Die Unglücklichen ketten sich so gern aneinander.

Emilia Galotti: IV. 7.

Vorwärts! denkt der Sieger, es falle neben ihm Feind oder Freund.

Emilia Galotti: V. 1.

Junge Bekanntschaft ist warm.

Minna von Barnhelm: III. 9.

Es ist der Fehler des Jünglings, sich immer für glücklicher oder unglücklicher zu halten als er ist.

Philotas: Zweiter Auftritt.

Warum sollen Traurige ihre Traurigkeit mitteilen und sie vorsätzlich dadurch verstärken?

Lessing an seinen Vater (9. Febr. 1764).

Man prahlt oft mit dem, was man gar nicht hat, damit man es wenigstens zu haben scheine.

Literaturbrief (12. Br.).

Es ist unglaublich, was gewisse Leute für eine Gabe haben, aus nichts die allerentferntesten Dinge zu schließen, indem sie über das, was ihnen klar vor den Augen liegt, hinwegsehen!

Berengarius Turonensis IV. 5.

Wer gewisse Dinge nicht sogleich fühlt, dem sind sie auf keine Weise fühlbar zu machen.

Eine Duplik (Neunter Widerspruch).

Furcht und Hoffnung tut bei den verderbten Menschen allezeit mehr als Scham und Ehrliebe.

Beiträge zur Historie und Aufnahme des Theaters.

Das Gift, welches man uns unvermerkt einflößt, verfehlt seltener seine Wirkung, als das, welches man uns offenbar aufzubringen sucht.

Beiträge zur Historie und Aufnahme des Theaters.

Gewalt! Gewalt! Wer kann der Gewalt nicht trotzen? Was Gewalt heißt, ist nichts: Verführung ist die wahre Gewalt.

Emilia Galotti: V. 7.

Starke Schilderungen von Leidenschaften können unsre Leidenschaften unmöglich ganz ruhig lassen.

Theatralische Bibliothek VII.

Die Leidenschaften machen alle Menschen wieder gleich.

Literaturbriefe (81. Br.).

Wie aus einer guten Tat, gebar sie auch schon bloße Leidenschaft, doch so viel andre gute Taten fließen!

Nathan der Weise: III. 7.

Manche Leute sind gewohnt, am meisten zu eifern, wenn sie am wenigsten zu antworten haben.

Beiträge zur Historie und Aufnahme des Theaters (Vorrede).

Der Zorn ist eine Raserei, und einem Rasenden muß
m alles zu sagen vergönnen.

Die glückliche Erbin: I. 2.

Die Eifersucht ist eine Art von Neid; und Neid ist ein
ines, kriechendes Laster, das keine andre Befriedigung kennt
s das gänzliche Verderben seines Gegenstandes.

Hamb. Dramaturgie: 31. Stück.

Die Rache ist keine Zierde für eine große Seele.

Beiträge zur Historie und Aufnahme des Theaters.

Unser Stolz beruht meistens auf unsrer Unwissenheit.

Fabeln in Prosa: Die Maus.

Es gibt eine Art von Leuten, die nichts ungerner als
:rgebung annehmen, und zwar, weil sie keine zu erzeigen
lernt haben. Es sind stolze, unbiegsame Leute, die durchaus
cht gestehen wollen, daß sie unrecht getan.

Miß Sara Sampson: III. 3.

Die Wespe, die den Stachel verloren hat, kann weiter
chts als summen.

Miß Sara Sampson: IV. 4.

Oft lockt man einen nur darum mit Schmeicheleien aus
r Szene hervor, um ihn mit einem desto spöttischern Ge-
chter wieder hineinzutreiben.

Vorrede zu den Schriften 3. u. 4. Teil 1754.

Es gibt eine Art des Tadels, welche dem Getadelten
jre macht.

Briefe (15.).

Wer allen alles traut, dem kann man wenig trauen.

Sinngedichte: Erstes Buch.

Wo sind Leute sicher, die sich selbst nicht trauen dürfen!

Nathan der Weise (Entwurf): III. 1.

Immer und überall gibt es Leute, die, weil sie sich am
sten kennen, bei jedem guten Unternehmen nichts als Neben-
sichten erblicken.

Hamb. Dramaturgie: Ankündigung.

Man traue doch ja seinem Herzen nicht zu viel. Das Herz redet uns gewaltig gerne nach dem Maule. Wenn das Maul ebenso geneigt wäre, nach dem Herzen zu reden, so wäre die Mode längst aufgekommen, die Mäuler unterm Schlosse zu tragen.

Minna von Barnhelm: II. 1.

Das albernste Gewäsche in den Tag hinein hat oft Gelegenheit zu einem sehr sinnreichen Gedanken gegeben, und gar nicht witzige Leute werden oft durch dringende Verlegenheit, geschwind etwas zu ihrer Verteidigung sagen zu müssen, sehr witzig.

Eine Duplik: Achter Widerspruch.

Der Pöbel hält alle für groß, welche ihre Schwächen seinen Augen zu verstecken wissen.

Aus einer Rezension (22. Juli 1751).

Nur der Pöbel wird gleich außer sich gebracht, wenn ihn das Glück einmal anlächelt. — Vielleicht weil der Pöbel noch sein Gefühl hat, das bei Vornehmern durch tausend unnatürliche Vorstellungen verderbt und geschwächt wird.

Miß Sara Sampson: IV. 3.

Auf welche Schriften pflegt man begieriger zu sein als auf die, welche die Schande der Großen entdecken und durch ihre Herabsetzung unserm Hochmute schmeicheln?

Aus einer Rezension (9. Juni 1753).

Der aus Büchern erworbene Reichtum fremder Erfahrung heißt Gelehrsamkeit. Eigne Erfahrung ist Weisheit. Das kleinste Kapital von dieser ist mehr wert als Millionen von jener.

Nachlaß: Selbstbetrachtungen, Einfälle und kleine Aufsätze.

Eine allzu zärtliche Empörung gegen alle Worte und Einfälle, die nicht mit der strengsten Zucht und Schamhaftigkeit übereinkommen, ist nicht immer ein Beweis eines lautern Herzens und einer reinen Einbildungskraft. Sehr oft sind das verschämteste Betragen und die unzüchtigsten Gedanken in

einer Person. Nur weil sie sich dieser zu sehr bewußt sind, nehmen sie ein desto züchtigeres Äußerliches an. Durch nichts verraten sich dergleichen Leute aber mehr, als dadurch, daß sie sich am meisten durch die groben, plumpen Worte, die das Unzüchtige geradezu ausdrücken, beleidigt finden lassen und weit nachsichtiger gegen die schlüpfrigsten Gedanken, wenn sie nur in feine unanstößige Worte gekleidet sind.

Nachlaß: Delikatesse.

Ich weiß nicht, mit was für einem Rechte man die oft erzwungene Fertigkeit, bei Anhörung gewisser Worte, bei Erblickung gewisser Gegenstände rot und unwillig zu scheinen, unter die Tugenden setzen kann. Die Schamhaftigkeit in diesem Verstande ist nichts als die Schminke des Lasters.

Beiträge zur Historie und Aufnahme des Theaters.

Röte ist Schamhaftigkeit, und Schamhaftigkeit ist nie ohne Unwillen oder Furchtsamkeit.

Zerstreute Anmerkungen über das Epigramm ꝛc. (III. Martial).

Das Schämen kann überall an seiner rechten Stelle sein, nur bei dem Bekenntnisse unsrer Fehler nicht.

Miß Sara Sampson: III. 4.

Alle Moral muß aus der Fülle des Herzens kommen, von der der Mund übergeht; man muß ebensowenig lange darauf zu denken als damit zu prahlen scheinen.

Hamb. Dramaturgie: 3. Stück.

Nichts ist züchtiger und anständiger als die simple Natur.

Hamb. Dramaturgie: 59. Stück.

Wie wahr ist es, daß die Natur das Siegel des Genies, die Stütze des Geschmacks und die Seele der Harmonie ist!

Rezensionen 1753 (Oeuvres mêlées de Bernis).

Natur tut allzeit mehr als Demonstration.

Gereimte Fabeln und Erzählungen.

Die Natur weiß nichts von dem verhaßten Unterschiede, den die Menschen unter sich festgesetzt haben. Sie teilt die

Eigenschaften des Herzens aus, ohne den Edeln und den Reichen vorzuziehen, und es scheint sogar, als ob die natürlichen Empfindungen bei gemeinen Leuten stärker als bei andern wären. Gütige Natur, wie beneidenswürdig schadlos hältst du sie wegen der nichtigen Scheingüter, womit du die Kinder des Glücks abspeisest! Ein fühlbar Herz — wie unschätzbar ist es! Es macht unser Glück, auch alsdann, wenn es unser Unglück zu machen scheint.

Briefe (13).

Die Liebe, wenn ich mich so ausdrücken darf, nimmt die Farbe der Seele an, welche sie besitzt. Selten macht sie aus einem ehrlichen Mann einen Schelm, oft genug aber aus einem Schelm einen ehrlichen Mann. Die Begierde zu gefallen läßt uns gemeiniglich die Neigungen, den Geschmack, die Denkungsart des geliebten Gegenstandes annehmen; besonders wenn sie der natürlichen Rechtschaffenheit nicht entgegen sind, welche jeder Mensch in dem Innersten seines Herzens eingegraben trägt.

Das Neueste aus dem Reiche des Witzes (Juli 1751).

Es ist kein Verbrechen, geliebt haben; noch viel weniger ist es eines, geliebt worden sein. Aber die Flatterhaftigkeit ist ein Verbrechen.

Miß Sara Sampson: IV. 8.

Wo das Herz reden darf, braucht es keiner Vorbereitung.

Minna von Barnhelm: V. 4.

Die fürchtende Liebe sieht weit.

Emilia Galotti: V. 1.

Gleichheit ist immer das festeste Band der Liebe.

Minna von Barnhelm: V. 5.

Eine Königin liebt nicht edler als eine Bettlerin und eine Philosophin nicht edler als eine dumme Bauersfrau.

Damon: 3. Auftritt.

Es ist eine nichtswürdige Liebe, die kein Bedenken trägt, ihren Gegenstand der Verachtung auszusetzen.

Minna von Barnhelm IV. 6.

Liebe ist nichts als die innigste Gattung der Freundschaft.

Die Matrone von Ephesus: Zweiter Entwurf, 7.

Wer Freunde sucht, ist sie zu finden wert: wer keinen hat, hat keinen noch begehrt.

Sinngedichte: Zweites Buch.

Trau' keinem Freunde sonder Mängel, und lieb' ein Mädchen, keinen Engel.

Sinngedichte: Zweites Buch.

Es ist die Pflicht eines Freundes, dem andern zu verzeihen. Doch ist es auch des andern Pflicht, ihm so wenig Gelegenheit dazu zu geben, als ihm nur möglich ist.

Damon: 5. Auftritt.

Zug um Zug, ist eine Regel in der Handlung, aber nicht in der Freundschaft. Handel und Wandel leidet keine Freundschaft; aber Freundschaft leidet auch keinen Handel und Wandel.

Lessing an Friedrich Nicolai (22. Okt. 1762).

Wir haben, so lange unser Freund hat.

Minna von Barnhelm: III. 7.

Nichts geht über das Laut-Denken mit einem Freunde.

Ernst und Falk I.

Alle Freunde sind Liebhaber, aber nicht alle Liebhaber sind Freunde.

Alcibiades in Persien.

Der Haß, den man auf verloschne Freundschaft pfropft, muß unter allen die tödlichsten Früchte bringen.

Philotas: 3. Auftritt.

Leute, die eine große Wohltat gleich, ohne Bedenken annehmen können, sind der Wohltat selten würdig. Die sie am meisten verdienen, haben auch immer das meiste Mißtrauen gegen sich selbst. Doch muß das Mißtrauen nicht über sein Ziel getrieben werden.

Miß Sara Sampson: III. 3.

Die Dankbarkeit ist eine schöne Tugend; aber ohn' ein feines Gefühl bringt sie dem Wohltäter oft Dinge auf, die

er nicht haben mag, und wobei er sich besser befindet, sie nicht zu haben, als zu haben.

Briefe antiquar. Inhalts (9. Br.).

Wohltaten hören auf, Wohltaten zu sein, wenn man sucht sich für sie bezahlt zu machen.

Der junge Gelehrte: II. 1

Der Wille und nicht die Gabe macht den Geber.

Nathan der Weise: I. 5.

Die Höflichkeit macht, daß wir liebenswürdig scheinen, aber nicht groß.

Hamb. Dramaturgie: 41. Stück.

Sowie es selten Komplimente gibt ohne alle Lügen, so finden sich auch selten Grobheiten ohne alle Wahrheit.

Hamb. Dramaturgie: 42. Stück.

Die Höflichkeit ist keine Pflicht: und nicht höflich sein, ist noch lange nicht, grob sein. Hingegen, zum Besten der mehrern, freimütig sein, ist Pflicht; sogar es mit Gefahr sein, darüber für ungesittet und bösartig gehalten zu werden, ist Pflicht.

Briefe antiquar. Inhalts (57. Br.).

Die Bescheidenheit richtet sich genau nach dem Verdienste, das sie vor sich hat; sie gibt jedem, was jedem gebührt. Aber die schlaue Höflichkeit gibt allen alles, um von allen alles wieder zu erhalten.

Briefe antiquar. Inhalts (Vorbericht).

Bescheidenheit nur immerdar zu hören, wo man trockene Vernunft erwartet, ekelt.

Nathan der Weise: III. 5.

Wer seine Taten rühmt, will keine größern wagen.

Briefe (23.).

Seines Fleißes darf sich jedermann rühmen.

Hamb. Dramaturgie: 101.—104. Stück.

Nicht die Wahrheit, in deren Besitz irgend ein Mensch ist oder zu sein vermeint, sondern die aufrichtige Mühe, die

er angewandt hat, hinter die Wahrheit zu kommen, macht den Wert des Menschen. Denn nicht durch den Besitz, sondern durch die Nachforschung der Wahrheit erweitern sich seine Kräfte, worin allein seine immer wachsende Vollkommenheit besteht. Der Besitz macht ruhig, träge, stolz.

Eine Duplik I.

Ich weiß nicht, ob es Pflicht ist, Glück und Leben der Wahrheit aufzuopfern; wenigstens sind Mut und Entschlossenheit, welche dazu gehören, keine Gaben, die wir uns selbst geben können. Aber das, weiß ich, ist Pflicht, wenn man Wahrheit lehren will, sie ganz oder gar nicht zu lehren, sie klar und rund, ohne Rätsel, ohne Zurückhaltung, ohne Mißtrauen in ihre Kraft und Nützlichkeit zu lehren, und die Gaben, welche dazu erfordert werden, stehen in unsrer Gewalt. Wer die nicht erwerben, oder, wenn er sie erworben, nicht brauchen will, der macht sich um den menschlichen Verstand nur schlecht verdient, wenn er grobe Irrtümer uns benimmt, die volle Wahrheit aber vorenthält und mit einem Mitteldinge von Wahrheit und Lüge uns befriedigen will. Denn je gröber der Irrtum, desto kürzer und gerader der Weg zur Wahrheit; dahingegen der verfeinerte Irrtum uns auf ewig von der Wahrheit entfernt halten kann, je schwerer uns einleuchtet, daß er Irrtum ist.

Berengarius Turonensis I.

Der Mann, der bei drohenden Gefahren der Wahrheit untreu wird, kann die Wahrheit doch sehr lieben, und die Wahrheit vergibt ihm seine Untreue um seiner Liebe willen. Aber wer nur darauf denkt, die Wahrheit unter allerlei Larven und Schminke an den Mann zu bringen, der möchte wohl gern ihr Kuppler sein, nur ihr Liebhaber ist er nie gewesen.

Berengarius Turonensis I.

Ein Mann, der Unwahrheit unter entgegengesetzter Überzeugung, in guter Absicht, ebenso scharfsinnig als bescheiden

durchzusetzen sucht, ist unendlich mehr wert als ein Mann, der die beste, edelste Wahrheit aus Vorurteil mit Verschreiung seiner Gegner auf alltägliche Weise verteidigt.

Eine Duplik I.

Es sei, daß noch durch keinen Streit die Wahrheit ausgemacht worden: so hat dennoch die Wahrheit bei jedem Streite gewonnen. Der Streit hat den Geist der Prüfung genährt, hat Vorurteil und Ansehen in einer beständigen Erschütterung erhalten; kurz, hat die geschminkte Unwahrheit verhindert, sich an der Stelle der Wahrheit festzusetzen.

Wie die Alten den Tod gebildet (Vorrede).

Das Vergnügen einer Jagd ist ja allezeit mehr wert als der Fang, und Uneinigkeit, die bloß daher entsteht, daß jeder der Wahrheit auf einer andern Stelle aufpaßt, ist Einigkeit in der Hauptsache und die reichste Quelle einer wechselseitigen Hochachtung, auf die allein Männer Freundschaft bauen.

Vorrede und Zusätze zu Jerusalems „Philos. Aufsätzen".

Das große Geheimnis, die menschliche Seele durch Übung vollkommen zu machen, besteht einzig darin, daß man sie in steter Bemühung erhalte, durch eignes Nachdenken auf die Wahrheit zu kommen.

Literaturbriefe (11. Br.).

Die Neugier eines ehrlichen Mannes steht da gern still, wo Wahrheitsliebe sie nicht weiter treibt und Liebe des Nächsten sie still zu stehen bittet.

Anti-Goeze X.

Wahrheit ist der Seele notwendig; und es wird Tyrannei, ihr in Befriedigung dieses wesentlichen Bedürfnisses den geringsten Zwang antun.

Laokoon II.

Einem ehrlichen Manne ist es nicht genug, die Wahrheit entdeckt zu haben, er tritt auch offenbar auf ihre Seite.

Rezensionen 1751 (Bowers Historie d. röm. Päpste).

Es bringt freilich nichts ein, den Leuten die Wahrheit zu sagen und ihnen ihre schlechten Streiche vorzurücken; man macht sie sich meistenteils dadurch zu Feinden.

Der Schatz, 1. Auftritt.

Der wahre Wert des Menschen kann bei keiner Wahrheit verlieren.

Nachlaß: Anmerkungen über Burke.

Jeder sage, was ihm Wahrheit dünkt, und die Wahrheit selbst sei Gott empfohlen.

Lessing an J. A. H. Reimarus (6. April 1778).

Nichts ist groß, was nicht wahr ist.

Hamb. Dramaturgie: 30. Stück.

Wahrheit bleibt Wahrheit, wenn sie gleich schlecht bewiesen wird, und derjenige, der schlechte Beweise für sie verwirft, verwirft sie deswegen nicht selbst.

Aus einer Rezension (30. Nov. 1751).

Der Menge Beifall ist zwar nie der Wahrheit Grund.

Fragmente.

Das gegründetste Vorurteil wiegt auf der Wage der Gerechtigkeit soviel als nichts.

Emilia Galotti: V. 5.

Eine Wahrheit, die jeder nach seiner eignen Lage beurteilt, kann leicht gemißbraucht werden.

Ernst und Falk II.

Die innere Wahrheit ist keine wächserne Nase, die sich jeder Schelm nach seinem Gesichte bossieren kann, wie er will.

Axiomata X.

Ein anders ist, die Wahrheit aus Vorurteil glauben, und ein anders, sie um ihrer selbst willen glauben.

Axiomata X.

Nicht die Kinder bloß speist man mit Märchen ab.

Nathan der Weise: III. 6.

O, die Tugend, die keinen andern Grund hat als ein was werden die Leute sagen, die verdient diesen Titel sehr wenig.

Weiber sind Weiber: I. 1.

Man spricht selten von der Tugend, die man hat, aber desto öfter von der, die uns fehlt.

Minna von Barnhelm: II. 1.

Die Tugend ist oft eine Art von Dummheit.

Der junge Gelehrte: III. 4.

Wenn der Teufel und ein Eremit lange beisammen leben, so wird entweder der Teufel ein Eremite, oder der Eremite ein Teufel werden.

Komische Einfälle und Züge.

Es ist ganz etwas anders, aus Unwissenheit auf das Laster treffen, und ganz etwas anders, es kennen und dem-ungeachtet mit ihm vertraulich werden.

Miß Sara Sampson: IV. 8.

Wessen ist ein Ehrgeiziger nicht fähig, wie der größten Tugenden, so der schändlichsten Laster, mit dem Unterschiede nur, daß diese Laster ganz unfehlbare Laster und jene Tugenden sehr zweifelhafte Tugenden sind.

Alcibiades: I. 1.

Man ist auch verzweifelt wenig, wenn man weiter nichts ist als ehrlich.

Minna von Barnhelm: III. 3.

Ein ehrlicher Mann mag stecken, in welchem Kleide er will, man muß ihn lieben.

Minna von Barnhelm: V. 13.

Das Weib wollte die Natur zu ihrem Meisterstücke machen. Aber sie vergriff sich im Tone, sie nahm ihn zu fein. Sonst ist alles besser an euch [Frauen] als an uns [Männern].

Emilia Galotti: V. 7.

Die Natur rüstete das weibliche Geschlecht zur Liebe, nicht zu Gewaltseligkeiten aus; es soll Zärtlichkeit, nicht Furcht

erwecken; nur seine Reize sollen es mächtig machen; nur durch Liebkosungen soll es herrschen und soll nicht mehr beherrschen wollen, als es genießen kann.

Hamb. Dramaturgie: 30. Stück.

Ein halb Dutzend vernünftige Männer sind zusammen oft nicht mehr als ein altes Weib.

Lessing an Ebert (25. Juli 1778).

Je schöner ein Frauenzimmer ist, desto aufrichtiger sollte es sein; denn nur durch ihre Aufrichtigkeit kann es dem Schaden vorbauen, den seine Schönheit verüben würde.

Der Misogyn: II. 2.

Wenn wir [Frauen] schön sind, sind wir ungeputzt am schönsten.

Minna von Barnhelm: II. 7.

Ich kenne an einem unverheirateten Mädchen keine höhern Tugenden als Frömmigkeit und Gehorsam.

Lessing an seinen Bruder Karl (10. Febr. 1772).

Häßliche Frauen können nichts Hübsches um sich leiden.

Die Matrone von Ephesus: Zweiter Entwurf. 4.

Eines Fehlers wegen entsagt man keinem Manne.

Minna von Barnhelm: III. 12.

Viel Weiber sind gut, weil sie nicht wissen, wie man es machen muß, um böse zu sein.

Lessing an Eva König (29. Nov. 1770).

Daß die Weiber doch so gern den Mann zu sich herunter hätten!

Nathan der Weise: III. 4.

Was hätt' ein Weiberkopf erdacht, das er nicht zu beschönen wüßte!

Nathan der Weise: III. 4.

Sie werden krank, die lieben eigensinnigen Weiberchen, wenn man nicht tut, was sie haben wollen.

Literaturbriefe (3. Br.).

Die Freude ist schwatzhaft.

Der junge Gelehrte: III. 11.

Es ist so traurig, sich allein zu freuen.

Minna von Barnhelm: II. 3.

Was kann der Schöpfer lieber sehen als ein fröhliches Geschöpf!

Minna von Barnhelm: II. 7.

Ein Vergnügen erwarten ist auch ein Vergnügen.

Minna von Barnhelm: IV. 6.

Wer zur Ehre seines Vaterlandes etwas unternimmt, dessen Handlung ist auch oft des guten Willens wegen zu loben.

Rezensionen aus d. „Krit. Nachrichten“ 1751.

Man muß Soldat sein für sein Land oder aus Liebe zu der Sache, für die gefochten wird. Ohne Absicht heute hier, morgen da dienen, heißt wie ein Fleischerknecht reisen, weiter nichts.

Minna von Barnhelm: III. 7.

Einerlei Kriegszucht, nicht einerlei Himmelsstreich macht im Soldatenstande den Landsmann.

Lessing an Gleim (12. Mai 1759).

Die Siege geben dem Kriege den Ausschlag; sie sind aber sehr zweideutige Beweise der gerechten Sache, oder vielmehr, sie sind gar keine.

Nachlaß: Gedanken über die Herrnhuter.

Die Staaten vereinigen die Menschen, damit durch diese und in dieser Vereinigung jeder einzelne Mensch seinen Teil von Glückseligkeit desto besser und sichrer genießen könne. Das Totale der einzelnen Glückseligkeiten aller Glieder ist die Glückseligkeit des Staats. Außer dieser gibt es gar keine. Jede andre Glückseligkeit des Staats, bei welcher auch noch so wenig einzelne Glieder leiden und leiden müssen, ist Bemäntelung der Tyrannei.

Ernst und Falk II.

[Es wäre] recht sehr zu wünschen, daß es in jedem Staate Männer geben möchte, welche bürgerliche Hoheit nicht blendet und bürgerliche Geringfügigkeit nicht ekelt; in deren Gesellschaft der Hohe sich gern herabläßt und der Geringe sich dreist erhebt.

Ernst und Falk II.

[Es wäre] recht sehr zu wünschen, daß es in jedem Staate Männer geben möchte, die über die Vorurteile der Völkerschaft hinweg wären und genau wüßten, wo Patriotismus Tugend zu sein aufhört.

Ernst und Falk II.

Warum will man unsre ursprüngliche Sprache in das Joch fremder Charaktere zwingen? Laßt uns doch das ehrwürdige Altertum unsrer Muttersprache auch in den ihr eignen Buchstaben behaupten! Man wirft unsern Buchstaben vor, daß sie so viel Ecken haben! Welch ein Vorwurf! Gleich als ob die Ecken nicht so ehrlich wären als die Rundungen, und als ob die lateinischen Charaktere nicht ebensoviel Ecken hätten.

Rezensionen aus d. „Krit. Nachrichten" 1751.

Unter tausend Menschen wird nur ein Weltweiser sein, welcher den Tod nicht für das größte Übel und das Totsein nicht für eine Fortdauer dieses Übels hält.

Lessing an Moses Mendelssohn (28. Nov. 1756).

Der ist ein weiser Mann, der zwar das Leben liebt, doch mutig sterben kann!

Gereimte Fabeln und Erzählungen: Der Wunsch zu sterben.

Wer so viel Furcht vor dem Tod hat, beweist, daß er das Leben zu sehr liebt. Bestrebe dich, gut zu leben, wenn du gut sterben willst!

Die glückliche Erbin: I. 4.

Jede Bewegung im Physischen entwickelt und zerstört, bringt Leben und Tod, bringt diesem Geschöpfe Tod, indem

sie jenem Leben bringt; soll lieber kein Tod sein und keine Bewegung oder lieber Tod und Bewegung?

Anti-Goeze IV.

III. Kunst und Wissenschaft.

Die Künste sind das, zu was wir sie machen wollen. Es liegt nur an uns, wenn sie uns schädlich sind.

Das Neueste aus dem Reiche des Witzes (April 1751).

Das ist unter allen Nationen immer ein sehr vortrefflicher Dichter, von dessen Gedichten ein Dritteil gut ist.

Vorrede zu Logaus Sinngedichten.

Ich liebe es, wenn ein junger Dichter etwas wagt.

Hamb. Dramaturgie: 9. Stück.

Zum Dichten braucht man Bequemlichkeit und zum Ausarbeiten Zeit.

Fragmente: Die Religion.

Das Unglück gibt oft die beste Anleitung zur Weltweisheit; allein ob es zum Dichten gleich nützlich sei, daran kann man um soviel mehr zweifeln, je mehr man Beispiele von Dichtern anführen könnte, welche Armut und Niedrigkeit entkräftet und zu Boden geschlagen hat.

Abhandl. von d. Leben u. den Werken des M. A. Plautus.

Wann ein kühner Geist, voller Vertrauen auf eigne Stärke, in den Tempel des Geschmacks durch einen neuen Eingang bringt, so sind hundert nachahmende Geister hinter ihm her, die sich durch diese Öffnung mit einzustehlen hoffen. Doch umsonst; mit eben der Stärke, mit welcher er das Tor gesprengt, schlägt er es hinter sich zu. Sein erstaunt Gefolge sieht sich ausgeschlossen, und plötzlich verwandelt sich die Ewigkeit, die es sich träumte, in ein spöttisches Gelächter.

Das Neueste aus dem Reiche des Witzes (Mai 1751).

Ein Dutzend Zeitungsschreiber sind eine vortreffliche Po-

saune für einen jungen Gelehrten, wenn man ein silbernes Mundstück darauf steckt.

Der junge Gelehrte: II. 3.

Das Theater bildet nicht den besten prosaischen Schriftsteller.

Anti-Goeze II.

Kunst und Natur
Sei auf der Bühne eines nur;
Wenn Kunst sich in Natur verwandelt,
Dann hat Natur mit Kunst gehandelt.

Lessings Sinngedichte I.

Studiere fleißig Moral, lerne dich gut und richtig ausdrücken und kultiviere deinen eignen Charakter; ohne das kann ich mir keinen guten dramatischen Schriftsteller denken.

Lessing an seinen Bruder Karl (28. Okt. 1768).

Das Theater soll die Schule der moralischen Welt sein.

Hamb. Dramaturgie: 2. Stück.



Der einzige unverzeihliche Fehler eines tragischen Dichters ist der, daß er uns kalt läßt; er interessiere uns und mache mit den kleinen mechanischen Regeln, was er will.

Hamb. Dramaturgie: 16. Stück.

Mich dünkt immer, daß man in dem dramatischen Fache eher mit einer Tragödie als mit einer Komödie den Versuch machen sollte. Es ist leichter, zum Mitleiden zu bewegen, als lachen zu machen. Man lernt eher, was Glück und Unglück, als was sittlich und unsittlich, anständig und lächerlich ist.

Lessing an seinen Bruder Karl (9. Juni 1768).

Die Komödie soll ein Spiegel des menschlichen Lebens sein.

Hamb. Dramaturgie: 21. Stück.

Die Komödie will durch Lachen bessern, aber nicht eben durch Verlachen; nicht gerade diejenigen Unarten, über die sie zu lachen macht, noch weniger bloß und allein die, an welchen sich diese lächerlichen Unarten finden. Ihr wahrer allgemeiner Nutzen liegt in dem Lachen selbst, in der Übung unsrer Fähig-



keit, das Lächerliche zu bemerken, es unter allen Bemäntelungen der Leidenschaft und der Mode, es in allen Vermischungen mit noch schlimmern oder mit guten Eigenschaften, sogar in den Runzeln des feierlichen Ernstes, leicht und geschwind zu bemerken.

Hamb. Dramaturgie: 29. Stück.

Man muß mit der Vorstellung eines Stückes zufrieden sein, wenn unter vier, fünf Personen einige vortrefflich, und die andern gut gespielt haben. Wen, in den Nebenrollen, ein Anfänger oder sonst ein Notnagel so sehr beleidigt, daß er über das Ganze die Nase rümpft, der reise nach Utopien und besuche da die vollkommenen Theater, wo auch der Lichtputzer ein Garrick ist.

Hamb. Dramaturgie: 2. Stück.

Bessern sollen uns alle Gattungen der Poesie; es ist kläglich, wenn man dieses erst beweisen muß; noch kläglicher ist es, wenn es Dichter gibt, die selbst daran zweifeln.

Hamb. Dramaturgie: 77. Stück.

Eine schöne Figur, eine bezaubernde Miene, ein sprechendes Auge, ein reizender Tritt, ein lieblicher Ton, eine melodische Stimme sind Dinge, die sich nicht wohl mit Worten ausdrücken lassen. Doch sind es auch weder die einzigen noch größten Vollkommenheiten des Schauspielers. Schätzbare Gaben der Natur, zu seinem Berufe sehr nötig, aber noch lange nicht seinen Beruf erfüllend! Er muß überall mit dem Dichter denken; er muß da, wo dem Dichter etwas Menschliches widerfahren ist, für ihn denken.

Hamb. Dramaturgie: Ankündigung.

Ein Kunstwerk kann allen Beifall verdienen, ohne daß sich zum Ruhme des Künstlers viel Besonders sagen läßt. Wiederum kann ein Künstler mit Recht unsre Bewunderung verlangen, auch wenn sein Werk uns die völlige Genüge nicht tut.

Laokoon XX.

Je größer der Dichter ist, je weiter wird das, was er von sich selbst mit einfließen läßt, von der strengen Wahrheit entfernt sein. Nur ein elender Gelegenheitsdichter gibt in seinen Versen die eigentlichen Umstände an, die ein Zusammenschreiber nötig hat, seinen Charakter einmal daraus zu entwerfen. Der wahre Dichter weiß, daß er alles nach seiner Art verschönern muß und also auch sich selbst, welches er oft so fein zu tun weiß, daß blöde Augen eine Bekenntnis seiner Fehler sehen, wo der Kenner einen Zug seines schmeichelnden Pinsels wahrnimmt.

Rettungen des Horaz.

Die Güte eines Werkes beruht nicht auf einzelnen Schönheiten; diese einzelnen Schönheiten müssen ein schönes Ganzes ausmachen.

Literaturbriefe (16. Br.).

Der fruchtbarste Kopf schreibt sich leer; und wenn die Einbildungskraft sich keiner wirklichen Gegenstände der Nachahmung mehr erinnern kann, so komponiert sie deren selbst, welches dann freilich meistens Karikaturen werden.

Hamb. Dramaturgie: 87.—88. Stück.

Nichts kann ein Fehler sein, was eine Nachahmung der Natur ist.

Hamb. Dramaturgie: 69. Stück.

Wer eine Ausnahme schildert, schildert ohnstreitig das minder Natürliche.

Hamb. Dramaturgie: 30. Stück.

Das sind schlechte Satiren, über die man es ausdrücklich schreiben muß, daß es Satiren sein sollen.

Rettung des Inepti Religiosi.

Der wahre Kunstrichter folgert keine Regeln aus seinem Geschmacke, sondern hat seinen Geschmack nach den Regeln gebildet, welche die Natur der Sache erfordert.

Hamb. Dramaturgie: 19. Stück.

In Dingen des Geschmacks und der Kritik sind Gründe, aus ihr genommen, recht gut, seinen Gegner zum Stillschweigen zu bringen, aber nicht so recht tauglich, ihn zu überzeugen.

Hamb. Dramaturgie: 11. Stück.

Wenn ich Kunstrichter wäre, wenn ich mir getraute, das Kunstrichterschild aushängen zu können, so würde meine Tonleiter diese sein. Gelinde und schmeichelnd gegen den Anfänger; mit Bewunderung zweifelnd, mit Zweifel bewundernd gegen den Meister; abschreckend und positiv gegen den Stümper; höhnisch gegen den Prahler; und so bitter als möglich gegen den Kabalenmacher.

Briefe antiquar. Inhalts (57. Br.).

Man schätzt jeden nach seinen Kräften. Einen elenden Dichter tadelt man gar nicht, mit einem mittelmäßigen verfährt man gelinde; gegen einen großen ist man unerbittlich.

Briefe (15.).

Es ist kein geringes Lob, nur solche Fehler begangen zu haben, die ein jeder hätte vermeiden können.

Laokoon XXX.

Ich bin überzeugt, daß das Auge des Künstlers größtenteils viel scharfsichtiger ist als das scharfsichtigste seiner Betrachter. Unter zwanzig Einwürfen, die ihm diese machen, wird er sich von neunzehn erinnern, sie während der Arbeit sich selbst gemacht und sie auch schon sich selbst beantwortet zu haben.

Hamb. Dramaturgie: 78. Stück.

Man wird es durchgängig finden, je gelehrter die Kommentatores sind, je weniger Witz lassen sie dem Schriftsteller, den sie erklären wollen.

Beiträge zur Historie und Aufnahme des Theaters.

Die Empfindlichkeit der Künstler in Ansehung der Kritik steigt in eben dem Verhältnisse, in welchem die Gewißheit und Deutlichkeit und Menge der Grundsätze ihrer Künste abnimmt.

Hamb. Dramaturgie: 101.—104. Stück.

Man muß wenigstens über seine Arbeit mit jemand sprechen können, wenn man nicht selbst darüber einschlafen soll. Die bloße Versicherung, welche die eigne Kritik uns gewährt, daß man auf dem rechten Wege ist und bleibt, wenn sie auch noch so überzeugend wäre, ist doch so kalt und unfruchtbar, daß sie auf die Ausarbeitung keinen Einfluß hat.

Lessing an seinen Bruder Karl (25. Jan. 1772).

Die Gabe, sich widersprechen zu lassen, ist wohl überhaupt eine Gabe, die unter den Gelehrten nur die Toten haben.

Rettungen des Horaz.

Der gute Schriftsteller, er sei von welcher Gattung er wolle, wenn er nicht bloß schreibt, seinen Witz, seine Gelehrsamkeit zu zeigen, hat immer die Erleuchtetsten und Besten seiner Zeit und seines Landes in Augen, und nur was diesen gefallen, was diese rühren kann, würdigt er zu schreiben. Selbst der dramatische, wenn er sich zu dem Pöbel herabläßt, läßt sich nur darum zu ihm herab, um ihn zu erleuchten und zu bessern, nicht aber ihn in seinen Vorurteilen, ihn in seiner unedlen Denkungsart zu bestärken.

Hamb. Dramaturgie: 1. Stück.

Was man so lebhaft empfunden, wird einem so leicht zu schreiben, daß man geschwinder den Anfang als das Ende findet.

Lessing an v. Gerstenberg (25. Febr. 1768).

Man muß nie schreiben, was einem zuerst in den Kopf kommt.

Lessing an seinen Bruder Karl (6. Juli 1769).

Wovon ich einen Begriff habe, das kann ich auch mit Worten ausdrücken.

Ernst und Falk I.

Schreibe, wie du redest, so schreibst du schön.

Lessing an seine Schwester Dorothea Salome (30. Dez. 1743).

Jeder Mensch hat seinen eignen Stil, sowie seine eigne

Nase; und es ist weder artig noch christlich, einen ehrlichen Mann mit seiner Nase zum besten haben, wenn sie auch noch so sonderbar ist.

Anti-Goeze II.

Es kommt wenig darauf an, wie wir schreiben, aber viel, wie wir denken.

Anti-Goeze II.

Wie lächerlich, die Tiefe einer Wunde nicht dem scharfen, sondern dem blanken Schwerte zuschreiben! Wie lächerlich also auch, die Überlegenheit, welche die Wahrheit einem Gegner über uns gibt, einem blendenden Stil desselben zuschreiben! Ich kenne keinen blendenden Stil, der seinen Glanz nicht von der Wahrheit mehr oder weniger entlehnt. Wahrheit allein gibt echten Glanz und muß auch bei Spötterei und Posse, wenigstens als Folie, unterliegen.

Anti-Goeze II.

Der Begriff ist der Mann; das sinnliche Bild des Begriffes ist das Weib; und die Worte sind die Kinder, welche beide hervorbringen.

Anti-Goeze VIII.

Wer Logik in einer Komödie zeigt, dem würde sie auch gewiß zu einer Predigt nicht entstehen; so wie der, dem sie in einer Predigt mangelt, nimmermehr mit ihrer Hilfe auch nur eine erträgliche Komödie zustande bringen würde, und wenn er der unerschöpflichste Spaßvogel unter der Sonne wäre.

Anti-Goeze II.

Der denkende Künstler ist noch eins so viel wert.

Emilia Galotti: I. 4.

Man lobt den Künstler dann erst recht, wenn man über sein Werk sein Lob vergißt.

Emilia Galotti: I. 4.

Ein schöner Titel ist einem Buche noch nötiger als einem Menschen ein schöner Taufname.

Nachlaß: Gelehrte Kretze von Thomas Traugott Feller.

Ein Titel muß kein Küchenzettel sein. Je weniger er von dem Inhalte verrät, desto besser ist er. Dichter und Zuschauer finden ihre Rechnung dabei, und die Alten haben ihren Komödien selten andre als nichtsbedeutende Titel gegeben.



Hamb. Dramaturgie: 21. Stück.

Büchertitel sind ja doch nur wie Taufnamen, die nicht zum Charakterisieren, sondern lediglich zum Unterscheiden gegeben werden.

Nachlaß: G. E. L. Bibliolatrie.

Der große Mann braucht überall viel Boden,
Und mehrere, zu nah gepflanzt, zerschlagen
Sich nur die Äste. Mittelgut . . .
Find't sich hingegen überall in Menge.
Nur muß der eine nicht den andern mäkeln;
Nur muß der Knorr den Knubben hübsch vertragen;
Nur muß ein Gipfelchen sich nicht vermessen,
Daß es allein der Erde nicht entschossen.

Nathan der Weise: II. 5.

Neuerungen machen, kann sowohl der Charakter eines großen Geistes als eines kleinen sein. Jener verläßt das Alte, weil es unzulänglich oder gar falsch ist, dieser, weil es alt ist. Was bei jenem die Einsicht veranlaßt, veranlaßt bei diesem der Ekel. Das Genie will mehr tun als sein Vorgänger, der Affe des Genies nur etwas andres.

Abhandlungen von d. weinerlichen od. rührenden Lustspiele.

In der Welt der Erdichtungen wird ein Genie noch immer ein Land finden, das seinen Entdeckungen aufbehalten zu sein schien.

Rezensionen 1751 (Die doppelte Narrenkappe).

Immer in einer Sphäre und dennoch immer neu zu bleiben, ist nur das Vorrecht eines sehr großen Genies.

Rezensionen 1754 (Geschichte d. Fräul. Elisab. Thoughtleß).

Ein glückliches Genie vermag viel über sein Volk.

Hamb. Dramaturgie: 14. Stück.

Das Genie liebt Einfalt, der Witz Verwicklung.

Hamb. Dramaturgie: 30. Stück.

Ein Genie kann nur von einem Genie entzündet werden.

Literaturbriefe (17. Br.).

Mit Absicht handeln, ist das, was den Menschen über geringere Geschöpfe erhebt; mit Absicht dichten, mit Absicht nachahmen, ist das, was das Genie von den kleinen Künstlern unterscheidet, die nur dichten, um zu dichten, die nur nachahmen, um nachzuahmen, die sich mit dem geringen Vergnügen befriedigen, das mit dem Gebrauche ihrer Mittel verbunden ist.

Hamb. Dramaturgie: 34. Stück.

Das Genie können nur Begebenheiten beschäftigen, die ineinander gegründet sind, nur Ketten von Ursachen und Wirkungen. Diese auf jene zurückzuführen, jene gegen diese abzuwägen, überall das Ungefähr auszuschließen, alles, was geschieht, so geschehen zu lassen, daß es nicht anders [hat] geschehen können: das, das ist seine Sache, wenn es in dem Felde der Geschichte arbeitet, um die unnützen Schätze des Gedächtnisses in Nahrungen des Geistes zu verwandeln.

Hamb. Dramaturgie: 30. Stück.

Dem Genie ist es vergönnt, tausend Dinge nicht zu wissen, die jeder Schulknabe weiß; nicht der erworbene Vorrat seines Gedächtnisses, sondern das, was es aus sich selbst, aus seinem eignen Gefühl hervorzubringen vermag, macht seinen Reichtum aus. Alles, was wir besser wissen, beweist bloß, daß wir fleißiger zur Schule gegangen als er, und das hatten wir leider nötig, wenn wir nicht vollkommene Dummköpfe bleiben wollten.

Hamb. Dramaturgie: 34. Stück.

Zu einem großen Mann gehört beides: Kleinigkeiten als Kleinigkeiten und wichtige Dinge als wichtige Dinge zu behandeln.

Hamb. Dramaturgie: 34. Stück.

Das wahre Meisterstück erfüllt uns so ganz mit sich selbst, daß wir des Urhebers darüber vergessen.

Hamb. Dramaturgie: 36. Stück.

Das Genie lacht über alle die Grenzscheidungen der Kritik.

Hamb. Dramaturgie: 7. Stück.

Nicht jeder Kunstrichter ist Genie; aber jedes Genie ist ein geborner Kunstrichter.

Hamb. Dramaturgie: 96. Stück.

Nicht jeder, der den Pinsel in die Hand nimmt und Farben verquistet, ist ein Maler.

Hamb. Dramaturgie: 101.—104. Stück.

Kann man es einem großen Mann verdenken, wenn auch er von seinen Verdiensten überzeugt ist?

Abhandl. von d. Leben u. den Werken des M. A. Plautus.

Ungerecht wird die Nachwelt nie sein. Anfangs zwar pflanzt sie Lob und Tadel fort, wie sie es bekommt; nach und nach aber bringt sie beides auf ihren rechten Punkt. Bei Lebzeiten und ein halb Jahrhundert nach dem Tode für einen großen Geist gehalten werden, ist ein schlechter Beweis, daß man es ist; durch alle Jahrhunderte aber hindurch dafür gehalten werden, ist ein unwidersprechlicher.

Rettungen des Horaz.

Das Glück mag einen großen Geist aus einem Stande entspringen lassen, aus welchem es will, er wird sich allezeit hervorbringen und zur Bewunderung der Welt werden.

Abhandl. von d. Leben u. den Werken des M. A. Plautus.

IV. Religiöses.

Ich habe gegen die christliche Religion nichts; ich bin vielmehr ihr Freund und werde ihr zeitlebens hold und zugetan bleiben. Sie entspricht der Absicht einer positiven Religion

so gut wie irgend eine andre. Ich glaube sie und halte sie für wahr, so gut und so sehr man nur irgend etwas Historisches glauben und für wahr halten kann. Denn ich kann sie in ihren historischen Beweisen schlechterdings nicht widerlegen. Ich kann den Zeugnissen, die man für sie anführt, keine andern entgegensetzen; es sei nun, daß es keine andern gegeben, oder daß alle andern vertilgt oder geflissentlich entkräftet werden.

Nachlaß: Selbstbetrachtungen, Einfälle und kleine Aufsätze.

Das stärkste innere Kennzeichen, woran man die einige wahre Religion erkennen kann, ist ohne Zweifel dieses, daß sie eine vollkommene Richtschnur des sittlichen Lebens der Menschen lehren und zugleich einen überzeugenden Unterricht erteilen muß, wie man in Ansehung der Abweichungen von derselben Gnade und Vergebung erlangen könne.

Aus einer Rezension (2. Jan. 1755).

Was ist nötiger, als sich von seinem Glauben zu überzeugen, und was ist unmöglicher als Überzeugung ohne vorhergegangene Prüfung?

Rettung des Hieronymus Cardanus.

Die christliche Religion ist kein Werk, das man von seinen Eltern auf Treue und Glauben annehmen soll. Die meisten erben sie zwar von ihnen, ebenso wie ihr Vermögen, aber sie zeugen durch ihre Aufführung auch, was für rechtschaffene Christen sie sind. So lange ich nicht sehe, daß man eins der vornehmsten Gebote des Christentums, seinen Feind zu lieben, nicht besser beobachtet, so lange zweifle ich, ob diejenigen Christen sind, die sich dafür ausgeben.

Lessing an seinen Vater (30. Mai 1749).

Ich sehe es zu wohl ein, wieviel das gelehrte Studium der Schrift allen andern Kenntnissen und Wissenschaften aufgeholfen hat, in welche Barbarei wir leicht wieder versinken könnten, wenn es ganz aus der Welt verbannt würde. Aber

der Theolog soll uns Christen sein gelehrtes Bibelstudium nur nicht für Religion aufdringen wollen!

Axiomata X.

Ich habe noch immer die besten Christen unter denen gefunden, die von der Theologie am wenigsten wußten.

Axiomata X.

Eine von den feinsten und gefährlichsten Arten, die christliche Religion zu bestreiten, ist diese, wenn witzige Köpfe die Aufführung derjenigen Männer, die uns in der Schrift als Heilige vorgestellt werden, verdächtig zu machen bemüht sind.

Aus einer Rezension (27. Nov. 1751).

Priester haben in den falschen Religionen, sowie in den wahren, Unheil gestiftet, aber nicht weil sie Priester, sondern weil sie Bösewichter waren, die zum Behuf ihrer schlimmen Neigungen die Vorrechte auch eines jeden andern Standes gemißbraucht hätten.

Hamb. Dramaturgie: 2. Stück.

Der wahre Lutheraner will nicht bei Luthers Schriften, er will bei Luthers Geiste geschützt sein; und Luthers Geist erfordert schlechterdings, daß man keinen Menschen in der Erkenntnis der Wahrheit nach seinem eignen Gutdünken fortzugehen hindern muß. Aber man hindert alle daran, wenn man auch nur einem verbieten will, seinen Fortgang in der Erkenntnis andern mitzuteilen. Denn ohne diese Mitteilung im einzelnen ist kein Fortgang im ganzen möglich.

Anti-Goeze I.

[Es wäre] recht sehr zu wünschen, daß es in jedem Staate Männer geben möchte, die dem Vorurteile ihrer angebornen Religion nicht unterlägen, nicht glaubten, daß alles notwendig gut und wahr sein müsse, was sie für gut und wahr erkennen.

Ernst und Falk II.

Dem Menschen ist alles eher angenehm zu machen als seine Pflicht, und die Kunst, das Joch der Religion als ein

sanftes Joch vorzustellen, ist zu schwer, als daß sie jeder Gottesgelehrte haben sollte.

Aus einer Rezension (28. Aug. 1751).

Nichts ist gewöhnlicher, als daß man bei dem Namen eines Fatalisten sich einen Menschen vorstellt, dessen Grundsätze alle Sitten und Religion über den Haufen werfen.

Aus einer Rezension (31. März 1753).

Aus dem äußeren Wohlstand der Kirche ist für den Glauben der Glieder nichts, gar nichts zu schließen. Vielmehr gibt es einen gewissen äußerlichen Wohlstand derselben, von dem es ein Wunder wäre, wenn er mit dem wahren Glauben bestehen könnte. Auch haben sich beide noch nie vertragen, sondern eins hat das andre, wie die Geschichte lehrt, immer zu Grunde gerichtet.

Ernst und Falk II.

Ich hasse alle die Leute, welche Sekten stiften wollen, von Grund meines Herzens. Denn nicht der Irrtum, sondern der sektierische Irrtum, ja sogar die sektierische Wahrheit machen das Unglück der Menschen oder würden es machen, wenn die Wahrheit eine Sekte stiften wollte.

Lessing an seinen Bruder Karl (30. April 1774).

So gewiß ist es, daß Sektierer, wenn sie auch noch so wenig glauben, gegen die, welche auch dieses Wenige nicht glauben wollen, bei Gelegenheit ebenso intolerant zu sein geneigt sind, als der abergläubische Orthodox nur immer gegen sie sein kann.

Zur Geschichte u. Literatur. 3. Beitrag. (Von Adam Neuser.)

Der Aberglaub', in dem wir aufgewachsen,
Verliert, auch wenn wir ihn erkennen, darum
Doch seine Macht nicht über uns. — Es sind
Nicht alle frei, die ihrer Ketten spotten.

Nathan der Weise: IV. 4.

Der Aberglauben schlimmster ist, den seinen für den erträglichern zu halten.

Nathan der Weise: IV. 4.

Die Selbsterkenntnis war allezeit der nächste Weg zu der Religion und, ich füge hinzu, der sicherste.

Fragmente: Die Religion.

Die beste Anbetung ist dankende Freude.

Philotas: 3. Auftritt.

Ein einziger dankbarer Gedanke gen Himmel ist das vollkommenste Gebet.

Minna von Barnhelm: II. 7.

Die Gabe zu beten ist nicht immer in unsrer Gewalt. Dem Himmel ist beten wollen auch beten.

Emilia Galotti: II. 6.

Eine heilige Handlung wird durch das Feierliche nicht kräftiger.

Miß Sara Sampson: I. 7.

V. Verschiedenes.

Die Wage gleicht der großen Welt:
Das Leichte steigt, das Schwere fällt.

Sinngedichte: Zweites Buch.

Das Vergnügen ist so nötig als die Arbeit.

Der junge Gelehrte: I. 2.

Wer kein Gesetz achtet, ist ebenso mächtig, als wer kein Gesetz hat.

Emilia Galotti: V. 4.

Was artig ist, ist klein.

Sinngedichte: Erstes Buch.

Wenn der Rat eines Toren einmal gut ist, so muß ihn ein gescheiter Mann ausführen.

Emilia Galotti: III. 1.

Nicht die Klügsten allein haben die besten Einfälle. Gute Einfälle sind Geschenke des Glückes, und das Glück beschenkt den Jüngling oft lieber als den Greis. Denn das Glück ist blind.

Philotas: 5. Auftritt.

Ein Sonnenstrahl, der des einen Auge mehr trifft als des andern, ein strenger Luftzug, dem dieser mehr ausgesetzt ist als jener, sind Vorteile, deren sich kein ehrlicher Fechter wissentlich bedient.

Eine Duplik (Einleitung).

Das Wort Zufall ist Gotteslästerung. Nichts unter der Sonne ist Zufall.

Emilia Galotti: IV. 3.

Kinder müßten die Schuld ihres Vaters nie mittragen.

Lessing an v. Gerstenberg (25. Febr. 1768).

Kinder brauchen Liebe.

Nathan der Weise: IV. 7.

Der Name Mutter ist süß; aber Frau Mutter ist wahrer Honig mit Zitronensaft.

Hamb. Dramaturgie: 20. Stück.

Des Menschen Hirn faßt so unendlich viel, und ist doch manchmal auch so plötzlich voll! von einer Kleinigkeit so plötzlich voll!

Nathan der Weise: III. 10.

Die Weisheit selbst hat durch die Neugierde ihre meisten Verehrer erhalten.

Lessing an Moses Mendelssohn (8. Dez. 1755).

Wer viel weiß, hat viel zu sorgen.

Nathan der Weise: IV. 1.

Die Menge auf etwas aufmerksam machen, heißt: dem gesunden Menschenverstand auf die Spur helfen.

Über den Beweis des Geistes und der Kraft.

Etwas Neues an dem Alten entdecken, ist wenigstens ebenso rühmlich, als das Alte durch etwas Neues bestätigen.

Wie die Alten den Tod gebildet (Vorrede).

Nützlich und verderblich sind ebenso relative Begriffe als groß und klein.

Eine Parabel: Die Bitte.

Das Beste ist nicht immer gut.

Anti-Goeze XI.

Keine Mühe ist vergebens, die einem andern Mühe ersparen kann.

Leben des Sophokles.

Nur das Schlechte wird durch die Menge noch schlechter, und des Guten kann nie zuviel sein.

Rezensionen 1755 (Briefe an Freunde).

Was man immer sieht, verliert seinen Schimmer.

Die beiderseitige Überredung: I. 1.

Wer über gewisse Dinge den Verstand nicht verliert, der hat keinen zu verlieren.

Emilia Galotti: IV. 7.

Glauben Sie ja nicht, daß man zerstreut ist, wenn man allzuviel in seinen Gedanken hat; man ist niemals zerstreuter, als wenn man an gar nichts denkt.

Lessing an Moses Mendelssohn (Okt. 1756).

Man muß nicht borgen, wenn man nicht wiederzugeben weiß.

Minna von Barnhelm: III. 7.

Borgen ist
Viel besser nicht als betteln: so wie leihen,
Auf Wucher leihen, nicht viel besser ist
Als stehlen.

Nathan der Weise: II. 9.

Man muß nicht reicher scheinen wollen, als man ist.

Minna von Barnhelm: III. 7.

Mein Herz, dir sonst geneigt, fühlt, da ich strafen muß, die Strafe hundertfach, die einfach dich befällt.

Giangir: I. 2.

Ein frommer Schüler kann über die Züchtigung seines treuen Lehrers weinen, aber nicht zürnen.

Von dem Zwecke Jesu und seiner Jünger (Vorrede).

Wer denkt, wenn er genießt?

Ernst und Falk I.

Nur das Gemeine verkennt man selten.

Nathan der Weise: II. 5.

Das Seltene vergißt man schwerlich.

Nathan der Weise: II. 5.

Was man nicht zu verlieren fürchtet, hat man zu besitzen nie geglaubt und nie gewünscht.

Nathan der Weise: V. 8.

Königswürde — eine glorreiche Sklaverei.

(Lessing von Friedrich dem Großen.) Nachlaß: Selbstbetrachtungen, Einfälle und kleine Aufsätze.

Der wahre Bettler ist doch einzig und allein der wahre König.

Nathan der Weise: II. 9.

Der reiche Jude war mir nie der beſſ're Jude.

Nathan der Weise: II. 5.

Wenn ein Jude betrügt, so hat ihn, unter neun Malen, der Christ vielleicht siebenmal dazu genötigt.

Die Juden, 3. Auftritt.

Es gibt lehrbegierige Schüler, die am Ende doch nichts weiter als hungrige Pferde sind, die nur lernen, um zu essen, die, wenn sie durch ihr Erlerntes endlich zu essen bekommen haben, lieber essen und essen, als anders lernen und mehr lernen.

Nachlaß: Über die von der Kirche angenommene Meinung, daß es besser sei, wenn die Bibel von dem gemeinen Manne in seiner Sprache nicht gelesen würde.

Wer aus den Büchern nichts mehr lernt, als was in den Büchern steht, der hat die Bücher nicht halb genutzt. Wen die Bücher nicht fähig machen, daß er auch das verstehen und beurteilen lernt, was sie nicht enthalten; wessen Verstand die Bücher nicht überhaupt schärfen und aufklären: der wäre schwerlich viel schlimmer dran, wenn er auch gar keine Bücher gelesen hätte.

Nachlaß: Briefe an verschiedene Gottesgelehrten. II.

Das Spiel soll den Mangel der Unterredung ersetzen. Es kann daher nur denen erlaubt sein, die Karten beständig

in Händen zu haben, die nichts als das Wetter in ihrem Munde haben.

Nachlaß: Selbstbetrachtungen, Einfälle und kleine Aufsätze.

Zum Hängen und zum Freien
Muß niemand Rat verleihen.

Sinngedichte: Erstes Buch.

Kann man niemand widerlegen, wenn man nicht Persönlichkeiten in die Widerlegung mischt?

Aus einer Rezension (23. März 1751).

Es ist sonnenklar, daß die Zeitungen das nützlichste Institut sind, zu welchem die Erfindung der Buchdruckerei jemals Anlaß gegeben hat.

Aus einer Rezension (8. März 1755).

Die ganze Kunst, schöne Briefe zu schreiben, ist die, daß man sie ohne Kunst schreiben lernt. Allein wieviel seltne Eigenschaften setzt diese Vermeidung der Kunst voraus! Gesunde Ordnung im Denken, lebhafter Witz, Kenntnis der Welt, ein empfindliches Herze, Leichtigkeit des Ausdrucks sind Dinge, die den Deutschen weniger fehlen würden, wenn man sie in Schulen lernen könnte. Die meisten Lehrer haben sie selbst nicht; was Wunder also, daß sie ihre Schüler anführen, sich mit methodischen Leitfäden, topischen Einfällen, studierten Empfindungen, staubichten Realien und künstlichen Perioden zu behelfen?

Rezensionen 1751 (Briefe Gellerts).



Wir gehen, fast alle, fast immer, aus Neugierde, aus Mode, aus langer Weile, aus Gesellschaft, aus Begierde, zu begaffen und begafft zu werden, ins Theater, und nur wenige, und diese wenigen nur sparsam, aus andrer Absicht.

Hamb. Dramaturgie: 80. Stück.



Auch das Ungeheure in den Verbrechen partizipiert von den Empfindungen, welche Größe und Kühnheit in uns erwecken.

Hamb. Dramaturgie: 79. Stück.

Weil der Maulesel weder Pferd noch Esel ist, ist er darum weniger eines von den nutzbarsten lasttragenden Tieren?

Hamb. Dramaturgie: 48. Stück.

Wenn Hinkende um die Wette laufen, so bleibt der, welcher von ihnen zuerst an das Ziel kommt, doch noch ein Hinkender.

Hamb. Dramaturgie: 7. Stück.

Ein Bund Stroh aufzuheben, muß man keine Maschinen in Bewegung setzen; was ich mit dem Fuße umstoßen kann, muß ich nicht mit einer Mine sprengen wollen; ich muß keinen Scheiterhaufen anzünden, um eine Mücke zu verbrennen.

Hamb. Dramaturgie: 79. Stück.

Je simpler eine Maschine ist, je weniger Federn und Räder und Gewichte sie hat, desto vollkommener ist sie.

Hamb. Dramaturgie: 83. Stück.

Einen behenden kühnen Mann trägt auch wohl eine morsche Leiter.

Eine Duplik I.

Der zwanzigmal geschlagene Soldat kann endlich doch einmal siegen helfen.

Eine Duplik I.

Selten ist ein hoher Springer ein guter ebner Tänzer.

Anti-Goeze II.

Im Gleichgewicht gibt jede Kleinigkeit den Ausschlag.

Anti-Goeze III.

Der Langsamste, der sein Ziel nur nicht aus den Augen verliert, geht noch immer geschwinder als der ohne Ziel herumirrt.

Hamb. Dramaturgie: Ankündigung.

Personenverzeichnis.







Stimmen der Presse

über

Lenaus Frauengestalten:

Wir erhalten einen vollständigen Einblick in das ganze innere und äussere Leben Lenaus. Das Buch fesselt in jedem Kapitel, deckt fast überall neue Beziehungen auf, beruht auf langjährigem Quellenstudium und überrascht zugleich durch die frische und geistvolle Schärfe der Darstellung. *Schwäbischer Merkur.*

Sein grösstes Geschick in der Herausgabe eines Werkes, wie des vorliegenden, hat der Verfasser durch die Auswahl gezeigt, die er in dem reichen Material, das ihm zu Gebote stand, getroffen hat. Jeder einzelne Abschnitt enthält genügendes und schlechterdings nur aufs stärkste interessierendes Material, um ein helles Bild der zu schildernden Frauengestalt zu geben; aus allen zusammen aber ersteht die Gestalt des Dichters selbst in so plastischer Schöne und Deutlichkeit, wie ihn keine Biographie besser zu zeichnen imstande wäre.

Hamburger Fremdenblatt.

Das Buch gehört zu den besten und ehrlichsten, die dem Andenken des unglücklichen Poeten gewidmet worden sind; zumal die dunkle Tragödie, als deren Held uns Sophie Löwenthal entgegentritt, ist von ergreifender Anschaulichkeit. Das Buch wird allen Freunden des noch viel zu wenig gewürdigten und gekannten Dichters eine rechte Seelenweide sein. *Gegenwart.*

Ernst löst seine Aufgabe mit Fleiss und Geschick. Es sind grosse Kontraste, die er zu entwerfen hat. Die opferwillige, willensfeste Mutter und die treusorgenden Sophie Schwab und Emilie Reinbeck auf der einen Seite, die liebreizende Lotte Gmelin neben der frivolen Bertha Hauer, die glutvolle, aber berechnende Sophie von Löwenthal, die theatralische Karoline Unger und die sanfte Braut Marie Behrends auf der andern. Besonders eindringend ist die Charakteristik Sophiens, das Glanzstück des Buches. *Grenzboten.*

Aus authentischen Quellen ist das benutzte Material geschöpft und ist mit anmutender Frische und immer glücklich zeichnender Gestaltungsgabe zu einem vollen Gesamtbild zusammengefügt. In seine vortrefflichen Einzelheiten können wir dem lesenswerten Buche, zu dem man gern wiederkehrt, leider hier nicht folgen. Gewisslich aber wird es verdientem Interesse begegnen. Wir glauben, dass auch die Frauenwelt dem zartsinnigen Buche reges Interesse entgegenbringen wird.

Deutsche Monatsschrift (Berlin).



Goethe und Schiller.

Im Werden der Kraft.

Von

Julius Burggraf.

Denke! Dulde! Handle!

1.—5. Tausend. • 30 Bogen in feinster Ausstattung.

Preis geheftet M. 5.—, in Leinen gebunden M. 6.—, in Halbfranz M. 7.—.

Ein schöneres Geschenk für junge Gemüter, um in ihnen die heilige Flamme eines sittlichen und ästhetischen Idealismus zu nähren, wüsst ich nicht. *Die christliche Welt.*

Es ist in dem Zeitalter der Umwertung aller Werte doppelt erfreulich, einem Buche zu begegnen, aus dem uns ein so freudiger Glaube an die alten Ideale als den unversieglichen Jungbrunnen der deutschen Volkskraft entgegentönt. Es will in die gärende Erregung unsrer jungen Geister hineintreten als ein Gemälde von unverbildeter Jugendkraft, das sie in ihrer suchenden Entwicklung bewahren möchte vor öder Negation. Der Verfasser hat sich mit Liebe in den Werdegang seiner Helden vertieft; es ist ein Genuss, seiner vergleichenden Entwicklung nachempfindend zu folgen. *Der Reichsbote.*

Der Verfasser hat es viel mehr auf psychologische Analysen als auf biographische Einzelheiten abgesehen. Die feinsinnigen Parallelen, die er zieht, werden dem tieferen Verständnis der beiden Dichter überhaupt, ganz besonders aber dem deutschen Unterricht in den oberen Klassen unsrer höheren Lehranstalten zu gute kommen. Eine ganz vortreffliche Leistung. *Köpkes Monatsschr. f. höhere Schulen.*

Genaue Sachkenntnis, ein hoher, lebenskräftiger Idealismus, eine fesselnde, frische Darstellung — das sind die prächtigen Eigenschaften dieses populär geschriebenen Buches. Die Lehrerwelt sei ganz besonders auf diese Monographie aufmerksam gemacht. *Hamburgische Schulzeitung.*

Das Wort „Jugendschriftsteller" ist sehr in Verruf gekommen; wäre es noch ein Ehrenname, so verdiente Burggraf ihn. Er verbindet ein reiches, gediegenes Wissen und ernsten Forscherdrang mit hoher stilistischer Feinheit, und er gebietet über jenen Herzenston, der der Jugend ein Buch lieb macht und ihre Wangen rötet. *Gegenwart.*

Verlag von Carl Krabbe in Stuttgart.

